



GERHART HAUPTMANN

Inv. II. 86724

DAS GESAMMELTE WERK

ERSTE ABTEILUNG

*Erster Band*

BD 214 905.

677811



1942

---

S. FISCHER VERLAG · BERLIN

CONTROL 1953

Ausstattung E. R. WEISS

1956

Biblioteca Centrală Universităţii	
BUCUREȘTI	
Cota	86724
Inventar	C118779

B.C.U. Bucuresti



C118779

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten  
Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuskript

AUSGABE LETZTER HAND

ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG DES DICHTERS

15. NOVEMBER 1942

## GELEITWORT

Ich hatte viel mit euch zu tun:  
Gestalten!  
Und darum laßt mich Alten ruhn:  
im Alten!  
Ihr seid in meinen Sinnen wach,  
wie immer,  
und allem Lebensungemach  
ein Abendschimmer. —  
Das Dasein selber ist zu groß,  
selbst um es nur  
zu ahnen: es versinkt im Mutterschoß,  
wie es entstanden, ohne Spur.

Diese Ausgabe letzter Hand muß für sich selber sprechen, wie es die einzelnen Werke immer getan haben, die in ihr vereinigt sind: man wird sie als eine Ernte ansehen aus reicherfüllten Phasen langen Lebens, darin sie der jeweilige Kreislauf einanderfolgender Jahre wie andere Früchte gezeitigt hat.

Vieles von dem, was sich hier bietet — längst nicht mehr mein Eigenbesitz —, ist in die deutsche Volksseele eingegangen: ein Umstand, der den bedingten Stolz des Urhebers rechtfertigt und letztem Sinn der Dichtung entspricht.

So habe ich, mitten im vielfach tragischen Leben stehend, Grund und Pflicht, dankbar zu sein. Und selbst begreifliche Wehmut des nahen Abschiedes — ich bin achtzig Jahre, wenn die Sammlung erscheint — wird diesem Gefühl keinen Abbruch tun.

Mag sein, daß Leben im Geist ein unablässiges Ringen ist, vielleicht mit dem Engel, zu dem man spricht: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Allein dies Ringen ist von hoher Art und umschließt jenen Adel, der den Olympiakämpfer des Altertums beseelte: ihn, der als Sieger unter dem Bilde der Nike und der Hand des goldelfenbeinernen Zeus, auf der sie stand, mit dem schlichten Ölzweig belohnt wurde.

Sollte man mir einen solchen zusprechen, so sei er auf dem Altar meines Vaterlandes niedergelegt.

Richard Wagner

# PROMETHIDENLOS

EINE DICHTUNG

Geschrieben im Winter 1884/85 in Berlin. Bald  
nach dem Erscheinen im Sommer 1885 im Verlag  
Wilhelm Issleib wieder aus dem Handel gezogen.

## DEN SIEBEN

Was wir gefühlt, was wir gewollt,  
zu sagen ist uns Pflicht.  
In unsrer Zeiten Adern rollt  
statt roten Blutes rotes Gold,  
in unsern Adern nicht.

    Schlingt Hand in Hand zum festen Kreis  
    und fühlt, daß ihr euch kennt,  
    daß euer Fuß auf einem Gleis  
    und eine Flamme glühend heiß  
    in euren Seelen brennt.

    Poch, glühend Herz, und walle, Blut,  
    für Wahrheit und für Licht,  
    Und du gewalt'ger Kampfesmut,  
    verlisch, verlisch uns nicht!

AN . . .

Ich singe frei, wenn alle Ketten lasten;  
die Kühnheit ist des Sängers erste Pflicht,  
und wer sein Lied verschließt in einen Kasten,  
der ist ein Feigling, doch ein Sänger nicht.  
Beim Saitenspiele muß die Waffe blitzen,  
und weh dem Sänger, der den Frieden singt!  
Auf seinem Schilde muß die Wahrheit sitzen,  
die er im Kampfe selbst dem Feinde bringt.

Ich singe frei, und schein' ich auch nicht zünftig,  
was kümmert's mich und meine freie Brust?  
Mag man verkennen mich so jetzt als künftig,  
ich singe ja, weil singen meine Lust.  
Will man mir aber meinen Gott erschlagen,  
dann führe man auch Götter in den Streit!  
Wer alles singt, der kann auch alles wagen,  
der ist zum Tode für sein Lied bereit.

Für was ich kämpfe, kann ein jeder fühlen,  
faßt er den Puls der fieberheißen Welt.  
Er kühle sie, wer meinen Sang will kühlen,  
der aus der Zeiten Fieberadern quellt.  
So lange springt er feurig durch die Binden  
in unaufhaltsam heißer, heißer Flut,  
bis ihr die Funken aus dem Herzen schwinden  
und bleicher Tod auf ihren Zügen ruht.

Nimm weg die Hand, du Mann, von meinem Liede,  
noch lieben kann ich, nicht bewundern mehr.  
Dein Banner ist ein lügenhafter Friede,  
mein Banner ist der Kampf auf wildem Meer.  
Nimm weg die Hand, du Mann, von meiner Zither,  
sie ist nicht deiner Laune will'ges Kind;  
am Himmel stehen finstere Gewitter,  
und meine Lieder sind, wie Blitze sind.

Du magst mit Tauben nach Belieben walten,  
doch mein Gesang fliegt keinen Taubenflug,  
und deine Fesseln können ihn nicht halten,  
noch du bemeistern meines Geistes Flug.  
Nimm weg die Hand von eines Leuen Mähne,  
er schüttelt sie und schaut dich dräuend an;  
nimm weg die Hand, du Mann der milden Träne,  
du Mann des Glückes, du zufriedner Mann.

## I

Rings stille Nacht. Des Mondes volle Scheibe  
 am dunklen Himmel. In des Hafens Flut  
 verstummt des lauten Tages bunt Getreibe,  
 es ruht der Schiffer, und die Woge ruht;  
 dort zieht ein Schwan mit hellem Silberleibe  
 und ruft zuzeiten nach der fernen Brut;  
 auf leichtem Kahne schwimmt Selin indessen  
 heran, in Träumen welt- und drangvergessen.

Er sucht den Segler, der ihn sollte tragen,  
 und findet ihn und schreitet stumm an Bord.  
 In seiner Seele kämpfen tausend Fragen,  
 doch seinem stummen Munde fehlt das Wort.  
 Durch alle Fernen seine Geister jagen,  
 und immer weiter in die Fernen fort;  
 er sucht vergebens sie durch Schlaf zu bannen,  
 unendlich, endlos schreiten sie von dannen.

Sie schlingen sich gleich ewig langen Seilen  
 um jeden Baum und Strauch der alten Welt,  
 sie schwingen sich gleich heiß beschwingten Pfeilen,  
 vom Wehmutsbogen zitternd abgeschnellt.  
 Sie wollen endlos, ohne Zahl enteilen  
 ein jeder heimwärts, wie es ihm gefällt.  
 Leer wird Selinens Brust, klein das Geleite,  
 was ihm noch bleibt für die verborgne Weite.

Er sendet Grüße aus an alle Lieben,  
 vergessen ist kein noch so ferner Freund.  
 Er würde nun, so hieß es, fortgetrieben,  
 wo ihn der Gluthauch heißer Taten bräunt;  
 bald hätte er sein Weinen hingeschrieben  
 und auf die Blätter lang und schwer geweint  
 und seine Seele wehmutsvoll erschlossen,  
 unmännlich fast in jeden Brief gegossen.

Dem treuen Vater, der ihn hat geleitet,  
gibt er die herben Grüße in die Hand;  
der nimmt sie auf und küßt Selin und schreitet  
dorthin, wo harrend noch der Nachen stand.  
Ein Tränlein — und der kleine Nachen gleitet  
mit seiner lieben Last zurück ans Land.  
Noch weilt Selin und starrt in stumme Wogen,  
wo dunkle Bahn der Nachen hat gezogen.

Nachdem er lange, lange so gesonnen  
und in der ewig dunklen, stillen Flut  
den düstren Faden seines Wehs gesponnen,  
wird ihm gar müd und dämmerig zu Mut.  
Es blitzt um ihn wie Licht von fernen Sonnen,  
es übermannt ihn eine starke Glut;  
so zieht ihn Weh und Hoffnung mächtig nieder,  
und milder Schlaf löst ihre Fesseln wieder.

Indes er schlummert, wenden wir die Blicke  
zum sichren Lande, das ihn auferzog.  
Wir gehen weit ins tiefe Tal zurücke,  
aus dessen Sohle er sein Wesen sog.  
Wir suchen treu nach dem und jenem Stücke,  
das sein phantast'scher Geist gar oft umflog;  
Gebirge, Ströme, Wälder, dorn'ge Hecken  
kann rings das Aug', das suchende, entdecken.

In einem Flecken ward Selin geboren,  
wo aus der Ebne das Gebirge steigt.  
Hier blieb er lange welt- und zeitverloren  
und hatte sich in seiner Art verzweigt,  
bis man ihm dann die Krone abgeschoren,  
als er im Park der Städte sich gezeigt.  
Was nun zurückblieb, kümmerlich, gebrochen,  
ist Knieholz gleich am Boden hingekrochen.

Nun haben sie gefaßt ihn und getreten  
auf manche Art um seiner Seele Heil.  
Sie lehrten ihn das Fluchen und das Beten  
und schossen ihm ins Mark des Hasses Pfeil.  
Er ward ein Teig mit andren durchgekneten,  
auf eigne Triebe fiel das schärfste Beil,  
bis endlich er, gefoltert und geschunden,  
zu eitem anfang aus unsel'gen Wunden.

O Gärtner ihr, mein Singen muß euch finden,  
ihr, die ihr Äxte statt der Binden tragt,  
bei deren Schritten sich die Pflanzen winden,  
die unerbittlich euer Dünkel plagt.  
O säht ihr das Register eurer Sünden  
in jedem Schlage, den ihr sinnlos schlagt;  
es würde sicher eure Rechte zittern,  
wär's euch gegeben, Künftiges zu wittern.

So aber geht ihr weiter durch die Blumen,  
zufriednen Wissens, flachen Stolzes voll,  
und wühlt zu Schanden Keimes schwangre Krumen;  
die Hand zerschlägt, was sie beleben soll.  
Weihlose Priester in den Heiligtumen,  
vor euch versiegt die Quelle, die sonst quoll,  
und unter euren ahnungslosen Tritten  
wird Keim um Keim verdorben und zerschnitten.

Und so auch hier. Es war ein Parkgehege,  
ein wirr Gestrüpp, durch das die Axt mit Müh'  
zu bahnen hatte dieser Gärtner Wege,  
wo alles unterm Knechtesszwang gedieh  
zu einer Höhe, eiferlos und träge,  
die längst nicht mehr nach lichter Freiheit schrie.  
Ein Baum wie alle, Bäume sind gleich Bäumen;  
mehr ließen diese Gärtner sich nicht träumen.

Mit wunder Brust in diesem wüsten Bette  
lag nun Selin, verdorrt, geknickt im Schafft;  
er weinte, tobte gegen seine Kette,  
bis denn auch ihn der Dauerzwang erschlafft.  
Da aber rang aus tief verborgner Stätte  
es sich empor wie neue Lebenskraft,  
und Töne kamen, die Befreiung brachten,  
wie sie aus Schmerz und herber Qual erwachten.

Befreiung — ja! Doch wie sie hoch ihn trugen,  
weit über sich in ätherreine Luft,  
da sah er nieder auf die stolzen, klugen  
vereinten Wärter einer großen Gruft,  
drin sie sein Wesen ganz in Trümmer schlugen,  
die dumpf umwebte feuchter Moderduft.  
Sein ganzes Elend kam daher geschritten  
und rief ihm zu, was drunten er gelitten.

Ein Pergament begann es zu entrollen  
von allen Keimen, die er einst besaß,  
von allen Trieben, die ihm freudig schwellen  
in schöner Knospe, die der Moder fraß.  
Dann zeigt' es nach dem schönen übervollen  
Gebäud' des Wissens, und der kaum genas,  
beganng zu fühlen erst, was er verloren;  
so ward das Weh von neuem ihm geboren.

Mit Weinen und mit Fluchen eilt der Knabe,  
zu retten, zu ersetzen, zu erringen;  
ein Blinder so mit vorgehaltne[m] Stabe,  
denkt er den Weg zum Wissen zu erzwingen.  
Von jedem Baume krächzt des Spottes Rabe  
und kreist um ihn mit nimmermüden Schwingen,  
und keuchend sinkt der matte Knabe nieder,  
und alte Ohnmacht überfällt ihn wieder.

Da tritt zu ihm die Frau mit Stein und Meißel  
und lockt ihn an und spricht mit süßer Stimme:  
„Es werde dieses Werkzeug dir zur Geißel  
und diene deiner Wut und deinem Grimme.  
Und eh sich zweimal dreht der Zeiten Kreisel  
im kurzen Tage, edler Knabe, krümme  
dich unter dieses Joch. Such meinen Tempel!  
Auf deine Stirne drück' ich meinen Stempel.“

Der Knabe geht und sucht mit Hoffnungsbeben;  
schon krallt im Wahne sich die heiße Hand,  
als wollte sie Hymettos' Marmor heben  
aus tiefem Schacht, als hielte sie umspannt  
den Meißel, der den Marmor soll beleben  
mit hohem Geiste hehr und gottverwandt —  
da tritt er in des Tempels weite Hallen  
und läßt bestürzt den Zaubermeißel fallen.

Ein Volk von Krämern schleift des Marmors Decken,  
ein Volk von Bäckern bäckt den braunen Ton,  
statt heil'ger Priester Lumpen nur und Gecken,  
statt stiller Wahrheit Lug und Neid und Hohn.  
Da gibt's ein mühsam ekelhaftes Hecken,  
geboren wird, was längst verstorben schon;  
rings liegen sie, die ausgegrabnen Leichen,  
an ihren Stirnen der Verwesung Zeichen.

Da nahet sich die Frau mit Kranz und Leier  
und ließ ihn spielen mit der Saiten Gold  
und hüllte ihn in liderschweren Schleier  
und zeigte ihm ein Bild gar lieb und hold  
und sang von einer heil'gen ernsten Feier,  
dabei zur Liebe Lautenstimme rollt.  
Sie sprach zu ihm mit lockender Gebärde:  
„Hinaus, hinaus! Mein Tempel ist die Erde.“

## II

Es knirscht im Grund, und starke Ketten klirren:  
der Anker steigt mit Schwanken aus des Gruft.  
Im ganzen Schiffe gibt's ein eignes Schwirren,  
und viele Rufe dringen durch die Luft  
und scheinen ohne Sinn sich zu verwirren;  
der schilt und wehrt, ein anderer wünscht und ruft.  
Da dröhnt das Schiff von urgeheimem Weben,  
beginnt zu wachen und beginnt zu streben.

Und wie der Schraube riesenstarker Flügel  
die Fluten peitscht und sich zum Dienste zwingt,  
so zeigt sich oben auf dem Wasserspiegel  
ein Silberschaum, der leise, leise klingt.  
So ruht am Kämpfergrab ein lieblich Siegel,  
ein Lied, ein Spruch, den ihm der Dichter singt;  
nicht kann der Grabstein seine Kämpfe spiegeln,  
nur sie verbergen kann er und versiegeln.

Selin erwacht und irrt aufs Deck und findet  
noch hoch am Himmel Stern um Sterne ziehn.  
Doch Stern um Stern versinket und verschwindet,  
je mehr des Ostens bleiche Rosen blühen,  
bis dann die Sonne strahlend sich verkündet  
und rings die Farben tausendfach erglühn  
und ferne Ufer nur noch dämmernd steigen  
aus dunklen Fluten, die erwartend schweigen.

Ein Schiff auf See! Wie rauscht es stolz von dannen,  
mit sichrem Gange auf sich selbst gestellt!  
Wie knarren froh die segelschweren Tannen  
und streben fort ins ungemessne Feld!  
Hei, wie sich bauschend nun die Segel spannen,  
vom arbeitsfrohen frischen Wind geschwellt!  
Ein Möwenzug folgt den bewegten Gleisen,  
und hoch in Wolken stille Falken kreisen.

Ein Festzug ist's. Wie sie bewundernd rauschen,  
die Wellen alle, die sein Kiel durchdringt!  
Der Fische Völker tief im Grunde lauschen  
der Menschenkraft, die Eisenflügel schwingt.  
Und wie sich türmend vorn die Wogen bauschen,  
sie müssen weichen, wenn der Seemann winkt,  
dem Riesen, dem gewaltigen, dem großen,  
des Arme Völker durch die Wogen stoßen.

Schon ferne sieht Selin die Ufer weichen,  
und rückwärts geht er, wo des Riesen Kraft  
unwiderstehlich dreht die Eisenspeichen  
und unter krausen Fluten mächtig schafft.  
Da fühlt er Mut durch seine Seele streichen  
und auf zur Krone dringen Lebenssaft;  
er grüßt mit Jubel ferner Heimat Dämmer  
und winkt herab des Schicksals starke Hämmer.

O schöner Mut, wie schmeckst du so nach Dauer,  
wie scheinst du uns bepanzert und bewehrt,  
gewachsen jedem Weh und jeder Trauer,  
die Menschenhäupter je und je beschwert!  
Durch seine Seele geht ein heil'ger Schauer,  
nach stolzen Höhen war sein Blick gekehrt;  
nichts war zu hoch, die fernsten Wolkensäume  
erklomm sein Geist im Zauberkleid der Träume.

Ein Dichter sein mit Strahlenkranz und Krone,  
bei dessen Tönen lauscht die ganze Welt,  
sein Sessel schwerkgeballte Wolkenthronen,  
am Firmamente leuchtend aufgestellt,  
in seiner Brust die Sprache jeder Zone,  
von dessen Leier Blitz und Donner fällt:  
das war das winzigste von seinen Bildern;  
die andern kann kein Menschenwort euch schildern.

Ihr wisset alle, wie die Bilder sinken,  
ihr lächelt alle still und insgeheim,  
wenn sie erfahrungsdüstre Schlünde trinken  
und aus dem Donner wird ein schwacher Reim  
und wenn die Stürmer heim zum Herde hinken,  
sorgfältig ziehend still bescheiden Keim; —  
mich aber laßt vor diesen Bildern knien  
und mich vom Nachhall ihrer Kraft erglühen.

Weit vom Gemeinen werden sie bereitet,  
nicht Neid und Ruhmsucht haben sie gemalt,  
ureigne Kraft hat solche Frucht gezeitet,  
ureigne Kraft, die göttlich, himmlisch prahlt.  
O hielten Götter, was uns so entgleitet  
und was kein Himmelreich uns je bezahlt.  
Es ist dahin, doch einmal ist's gewesen,  
wir sind es los, sind, wenn ihr wollt, genesen.

Den Kampf, der ohne Hoffnung ist zu siegen,  
ihn hat Selin im Kleinen schon durchkämpft,  
wir sahen ihn schon oftmals unterliegen  
und seines Mutes Anlauf trüb gedämpft.  
Jetzt, da zur neuen Welt die Segel fliegen,  
hat sich der Kraftwahn neu emporgeschnellt,  
des Sturz in langen Kämpfen wird geschehen,  
die allgewaltig ihm entgegenstehen.

Das Land verging. Die grauen Wogen türmen  
sich hoch empor. Ein ferner matter Streif  
verkündigt das Nahn von wilden Stürmen;  
bald rauscht einher der götterstarke Greif.  
Wer möchte wohl das kühne Schiff beschirmen?  
Hoch aus den Wogen schlägt des Wales Schweif.  
So geht's den Tag und durch die Nacht zum Morgen,  
dann ist die See in Ruh', das Schiff geborgen.

Selin indessen lag auf seinem Pfühle,  
von Finsternis, von tiefer Nacht umhüllt.  
Er fühlte rings der Wogen reg Gewühle,  
vom wilden Kampf des Schiffes Rumpf umbrüllt.  
Wie jauchzt er, als des Morgens wonn'ge Kühle  
vom offnen Deck in seine Kammer quillt.  
Er steigt hinauf und sieht von blauen Wogen  
den Horizont, den schwindenden, umzogen.

„O heil'ges Meer, du Teppich sondergleichen!“  
so ruft er aus, von Schauern übermannt;  
wo Luft und Wasser sich die Hände reichen,  
verweilt sein Blick gefesselt und gebannt.  
Er sieht den Windhauch über Wellen streichen  
gleich einer lieben, sorglich zarten Hand  
und kann des Meeres Schrecken nicht begreifen  
im Farbenheer, das Sonnenstrahlen reifen.

Ihm scheint die See so wunderbar und eigen,  
so ganzer Mannheit unerreichbar Bild,  
wenn zorn'ge Wogen in den Himmel steigen,  
wenn mädchenhaft der lichte Busen schwillt,  
sei's daß die Flächen inhaltsruhig schweigen,  
sei's daß der Inhalt tausendzünftig brüllt,  
wenn das damastne, farbenprächt'ge Kissen  
von Sturmeskrallen sausend wird zerrissen.

Der Kapitän tritt zu Selin und schreitet  
mit ihm am Achterdecke auf und ab,  
indes das Fahrzeug seine Wege gleitet  
durch das geschmückte ewig offne Grab.  
Er hat des Knaben Sinn hineingeleit  
in seine Brust und zeigt ihm manches Kap,  
um das das Leben mühsam ihn getragen,  
von Schiffen Späne, die sich dran zerschlagen.

Er spricht: „Ich nahm ein Weib. Kaum daß verglommen  
des Festes Lust, bin ich mit meinem Schiff  
allein zurück ins wilde Meer geschwommen,  
verkehrt hab' ich mit Klipp' und Felsenriff,  
statt jener sie in meinen Arm genommen,  
die frostigen. Um meine Schläfe pfiß  
der arge Sturm; statt ihres Busens Wonnen  
hat kalter Nord mich eisesschwer umspinnen.“

Ihn fragt Selin, warum er denn erwählte  
dies schlimme Los, das ihn zum Abschied triebe,  
zum ew'gen Scheiden, und warum er quälte  
sein menschlich Herz und nicht am Lande bliebe  
und sich mit Fried' und Freude still vermählte?  
Da wandte sich der Seemann stumm und trübe  
und wies hinunter auf das lichte Bette,  
als ob's allein die Schuld an allem hätte.

Doch nein — was brachte hier die See getragen,  
als wie man Leichen trägt zur Leichenfeier?  
Ein Körper ist's, tief in sein Fleisch geschlagen  
hält blut'ge Krallen ein seekund'ger Geier.  
Er schaute auf von seinem seltnen Wagen,  
Antwort erteilend einem andern Schreier,  
der hoch in Vollkraft seiner Schwingen schwebte  
und helle Lust mit Siegeschrei belebte.

Und wie es nah kommt, zu des Knaben Leide  
ist's eine Kuh mit braun und weißen Flecken.  
Wie spielend rings am ungewohnten Kleide  
die tausendzüng'gen salz'gen Wellen lecken!  
Was will die Kuh auf dieser seltnen Weide,  
wo nur Polypen schal'ge Arme strecken  
und keine Triften saft'ges Grün gebären,  
der mildgewohnten Rinder Schar zu nähren?

Der Seemann nickt und nickt und senkt die Augen  
und spricht: „Hier grast die Kuh auf salz'gem Felde,  
für das nur Wale und Delphine taugen.

Wer trieb sie her? Wer hieß sie, Knabe, melde  
mir das, zu wälzen sich in diesen Laugen,  
statt wandelgehn im duftigen Gewälde,  
statt Glöcklein tönend um den Hals zu tragen  
und Friede blökend saft'ges Grün zu nagen?“

Der Seemann geht. Der Knabe bleibt und sinnet,  
und Englands ferne Küsten steigen auf.  
Der Abenddämmer graue Dünste spinnet,  
und still zu Ende geht der Sonne Lauf.  
In lichter Flut zu unserm Schiffe rinnet  
ein goldner Latz von ihrem Feuerknauf,  
bis endlich sie, die letzten Strahlenfunken  
verstreugend, mählich ist ins Meer gesunken.

Nun kommt die Nacht mit ihrem Sehnsuchtsleide  
und hoch am Himmel holder Sterne Pracht.  
Doch auch die Meerflut hegt ein Goldgeschmeide,  
das ihre Woge schmückt in dunkler Nacht.  
Wie flimmert sie in diesem neuen Kleide,  
das jeder Windhauch wunderbar entfacht;  
und jede Falte, vor sich selbst erschreckend,  
entflieht, nur immer neuen Glanz entdeckend.

Dort England. Frankreich jene dunkle Masse.  
Ein Sternenbogen drüber aufgestellt.  
Und zwischendurch die dunkle Wogengasse,  
die beide Länder voneinanderhält.  
Daß dieser Streif das stolze England fasse  
und jener decke Frankreichs bunte Welt,  
den wahren Wert der beiden matten Streifen,  
Selin vermochte kaum ihn zu begreifen.

„Nah“, spricht der Kapitän, „sind hier die Lippen,  
in denen Tag und Nacht die Woge schlürft,  
ein fürchterlich Gewirr von Sand und Klippen,  
darein der Sturm des Jahrs manch Fahrzeug wirft.  
Wer erst geklemmt in diese kahlen Rippen,  
der hat des Lichts zum letzten Mal bedürft,  
um sich in alter Art durch seine Sünden  
und seiner Menschheit Qual hindurchzufinden.

Leuchtschiffe ruhen, wo vom sicheren Pfade  
die Grenze ist am starren Felsenriff,  
bewachend jene unheilvolle Lade,  
die manches Fahrzeug krachend schon ergriff.  
Hier hilft kein Heulen und kein Flehn um Gnade,  
zu tausend Trümmern nagt's das ganze Schiff,  
die alle wie der Leib des toten Rindes  
von dannen ziehen nach dem Spiel des Windes.“

Leuchtfeuer blinken her von Englands Küste,  
vom Steuer schaut der Helgoländer Maat  
mit scharfen Augen in die Wasserwüste  
und dreht bedacht sein mächt'ges Steuerrad;  
und geht auch Sternenlicht und Mond zur Rüste,  
der Kompaß weist ihm seinen sicheren Pfad.  
Fahrzeuge gleiten rings auf dem Kanale  
und geben grüßend donnernde Signale.

Die Nacht vergeht, und Tag' um Tage weichen.  
Selin bemerkt, beachtet jedes Ding:  
sei's des bedrängten Seglers Flaggenzeichen,  
sei's der Delphine Spiel, die froh und flink  
der Wellenhäupter staub'ge Scheitel streifen,  
sei's, daß er saß, wo starr der Anker hing,  
und in den Kampf der dunklen Fluten blickte,  
die unter ihm des Schiffes Kiel zerstückte.

So hat er oft des Schiffes nicht geachtet,  
ganz zu empfinden einsam nur gestrebt  
und lange, lange regungslos getrachtet  
zu forschen, wie die Woge einsam lebt,  
bis endlich ihn manch eigener Traum umnachtet,  
der Wirkliches mit Phantasie verwebt;  
und wollen wir die Mischung ganz erfassen,  
so müssen wir die Wellen reden lassen.

Die Wellen sprechen: „Einsam sind wir alle;  
so viel wir sind, wir alle sind allein.

118779  
Du aber lerne aus dem regen Schwallen  
die Kunst, mit Well' und Winden einsam sein.  
Schau über dich! die pfadlos weite Halle  
des Firmaments, der Sterne milder Schein  
ist Anfang eines ungemessnen Raumes  
und unsre Welt der Perle gleich des Schaumes.“

Wie fühlt der Knabe seine Brust erzittern,  
wie will er saugen, trinken ohne Rast  
die Lehren, die ihn ahnungsschwer umwittern,  
wie strebt sein Sinn in unerhörter Hast,  
zu schauen und zu rütteln an den Gittern,  
die man vergebens hoffnungsvoll erfaßt.  
Wie strebt er nach des Fragenschwalls Erwidrung,  
die groß uns macht in göttlicher Erniedrung.

Zusehends wuchs des Jünglings helle Seele,  
ward groß und weit, ihm selber unbewußt.  
Er sah in manches Rätsels trübe Höhle  
und schaute an mit immer regerer Lust;  
und daß er nun zu sammeln nicht verfehle  
in seiner regen, ewig durst'gen Brust,  
war er bedacht, dem Wind- und Wellenrauschen  
und jedem Ton ein Rätsel abzulauschen.

Doch wunderbar! Sooft er sich bemühte,  
dem heißen Drang in Worten zu genügen,  
sooft auch schaffend schwer sein Busen glühte,  
er fühlte haltlos jeden Ton verfliegen.  
Was ihn in göttergleiche Träume wiegte,  
das wollte sich dem schalen Wort nicht fügen,  
daß ihn Verzweiflung oftmals übermannte,  
und ihm auf lange jede Freude bannte.

Das Neue kam und riß ihn aus dem Brüten:  
ein sonnig Land, ein klippenreich Gewänd,  
bald eine Ebne, reich bedeckt mit Blüten,  
die Küste Portugals, die flammt und brennt,  
Kap Finisterra, drum die Stürme wüten  
und das der Seemann nur Kap Finster nennt,  
und all der Wirbel wechselnde Erscheinung,  
die nur vergangen kommen zur Vereinung.

Auch jener Groll, der in des Knaben Herzen  
sich gegen Menschen früh schon eingestellt,  
began zu schwinden; mählich zu verschmerzen  
schien er die Schläge, die ihn arg gequält.  
Sein Denken konnte mit Vergangnem scherzen,  
so schien verwandelt ihm die weite Welt.  
Und Wund' auf Wunde ihm im Busen heilte,  
Solang er auf dem Wasserhause weilte.

Was süß ist, ist ein Wahn. — Die weiten Meere  
befördern diese weltzufriedne Stimmung;  
dann drückt der Erde Qual mit größrer Schwere,  
dann fühlst du doppelt deines Weges Krümmung.  
Sei auf der Hut, o Jüngling, und bewehre  
die Rechte, mancher Berg harrt der Erklümmung! —  
Der Anker fällt, der Hafen ist gefunden,  
das Schiff am Erdball wieder festgebunden.

### III

Nun, Muse, komm, und laß dich heiß umarmen!  
Nun gib dein Lied! Ich ruf' es laut herab.  
Du mußt am Pulsschlag meiner Brust erwarmen,  
der einst dein Hauch das ew'ge Sehnen gab.  
Herbei, herbei! und gib aus vollen Armen,  
schmück mir mit Ros' und Dornen meinen Stab!  
Mit rüst'gem Schritt den Waller zu begleiten,  
das ist mein Amt. Du, Muse, mußt mich leiten.

Stoß in dein Horn, du Zaubergeist des Traumes,  
ruf glühnde Feuer, heiße Brände wach!  
Fallt ins Geäst des wildverschlungenen Baumes  
des kühnen Liedes! schmückt des Tempels Dach,  
des Tempels Innres, des geweihten Raumes,  
daß alles wachs' und bilde sich gemach!  
Du darfst nicht zaudern, Muse, an der Schwelle.  
Hinab, hinab! Ich folge dir zur Hölle!

Frei ist mein Haupt, der Schleier ist genommen.  
Geduldig kommt die ungeduld'ge Schar  
der Geister wieder in mein Lied geschwommen,  
die lange, lange mir entschwunden war.  
Die Fackel flackert, ist mir neu entglommen,  
daß sie erlöscht, ist nirgend mehr Gefahr;  
der Wind des Geistes kommt allein gezogen,  
der sie entfacht; — der andre ist verflogen.

In einem Kampf muß sich Selin bewähren;  
mein Lied, zu schildern jenen großen Kampf,  
wo süße Feinde unsern Sieg erschweren  
und unsrer Seelen tatenloser Krampf.  
Wohl gegen Ritter gilt es Waffen kehren  
von Stahl und Eisen; heißer Pulverdampf,  
mit Donnern brechend aus Verderbensschlünden,  
kann unsre Flucht, nie unsern Kampf verkünden.

Du finstres Feuer, Glutstrom ohnegleichen,  
gewalt'ger Dämon in verschloßner Brust!  
Die ganze Welt trägt deines Daseins Zeichen,  
dein Kind ist Laster, und dein Nam' ist Lust.  
Du nahst, und selbst der Stärkste muß erbleichen,  
wenn du daherschwebst deines Siegs bewußt,  
mit üpp'gem Lächeln in den glühnden Blicken,  
die oft verderben, während sie entzücken.

Ich habe dich geschmäht, ich muß es büßen.  
Du forderst Rechenschaft, so folg mir nach! —  
Sieh, wie dich jene dürrn Knochen grüßen,  
die feuerlose Lippe, die einst sprach.  
Horch, wie sie wimmern unter deinen Füßen,  
die stolzen Geister, die dein Gluthauch brach!  
Hörst du sie alle nicht mattstimmig klagen,  
die deine Hand mit Wahnsinn hat geschlagen?

Betrügst du nicht, du fluchbeladner Scherge?  
Gibst du ein beßres für ein gutes Teil?  
Du führst uns lauernd hin auf goldne Berge  
und bietst die Berge für ein Nicken feil.  
Doch wenn wir nickten, fallen wir in Särge,  
in unsre Stirnen fährt des Wahnsinns Keil,  
und niemand schließt die Wunden, die erklafften  
und uns unnennbar wilde Qualen schafften.

„Wer bist du?“ Und das Bild begann zu sprechen,  
denn wirklich sah ich deutlich jetzt ein Weib.  
Ihr Anblick würde euch die Seele brechen,  
ein üpp'ger, wüster, doch kasteiter Leib.  
Zernagte, blutbelaufne wunde Flächen; —  
ich will mich wenden, doch da ruft es: „Bleib  
und höre mich! Das Blatt hat sich gewendet;  
jetzt bleib und höre, bis auch ich geendet!

Sie glauben noch, ich sei, was ich gewesen:  
Einst war ich, Sänger, wie sonst Kinder sind;  
am Erlenbache trieb ich hold mein Wesen,  
und mich empfand das unverdorbn Kind,  
ich lehrte euch in Baumeskronen lesen  
und flog euch zu in jedem frischen Wind.  
Da kamen schmutz'ge schwachgemute Buben,  
die mich lebendig in ein Grab vergruben.

Seitdem ward ich in Menschenmund geschändet,  
verflucht der Körper, den ich angeweht;  
sie glaubten mich vergangen und verendet  
und haben Gott um meinen Tod gefleht.  
Ich aber habe mächtig mich gewendet  
in meiner Haft, da half kein Gottgebet,  
bis ich des Sarges Eisenmund gebrochen  
und angstvoll bin von Haus zu Haus gekrochen.

Nun wollte nimmer mir ein Obdach lachen,  
die Menschen schlugen mich — sie nannten's Scham;  
ich aber stand bei Blitz und Donnerkrachen  
in Einsamkeit und wurde krumm und lahm,  
mich hat zerfleischt des Wahnes blut'ger Rachen,  
ein jeder Knabe, der gelaufen kam,  
spie mich aus seiner Brust. — So zugerichtet  
hat man mich freilich, aber nicht vernichtet.

Da kam die List und half mir doch zum Siege.  
Ich stahl geschickt in jede Brust mich ein,  
aus einem Falter ward die gift'ge Fliege,  
und wo ich war, da muß't' ich ewig sein,  
und wen ich stach, der fühlte kein Genüge  
am Guten mehr; er wahrte noch den Schein,  
doch koste heiß mich bei verschloßnen Türen,  
um endlich mich als Laster zu erküren.

Nun wuchs der Haß. Der heiße Durst nach Rache,  
der Knechtessinn, die Tücke hing mir an,  
und eine edle himmelsreine Sache,  
ward ich zur Metze jedem schlechten Mann.  
So kommt es nun, daß ich die Rechnung mache,  
und wenn ich wo vom Herzblut trinken kann,  
da hang' ich fest. Kein noch so edles Stöhnen  
der matten Opfer kann mich mehr versöhnen.

So röchelt nun in meinen wüsten Armen  
und flucht, indem ihr schwimmt in meinem Schlamm!  
Eh hat die Höll' im Schattenreich Erbarmen.  
Ich schlag' den Hirten, und ich schlag' das Lamm,  
ich schlag' die Reichen, und ich schlag' die Armen,  
und keiner ist, der lebend mir entkam;  
wer je mich trug auf seines Lagers Kissen,  
dem hab' ich rasend mich ins Herz gebissen.

Sie mögen Kerker wie Gebirge bauen;  
jetzt bin ich nicht mehr eine von den Kleinen,  
und hinter meinen Schritten kriecht das Grauen.  
Und mag die Welt aus hohlen Augen weinen,  
ich werde lachend auf die Memmen schauen,  
die Welt in schwarzer Fluten Tiefe schlingen  
und Wahnsinnslieder durch ein Chaos singen.

Nun gehe hin zu meinem glühnden Herde,  
nun schaue, Sänger, mein verfluchtes Reich  
und schaudere und sinke hin zur Erde  
und zittere im Schauen und werde bleich!  
Ich zeige jetzt dir eine bunte Herde;  
mein Pfühl sind Weiberbusen zart und weich  
und Menschenschädel meine goldnen Becher.  
Und alle, alle Opfer mir und Rächer.“

#### IV

Die Dämmerung umflattert Spaniens Küste,  
und Malaga liegt wie ein träumend Kind.  
Wie wenn der Wind des Kindes Locken küßte,  
so steigt der Rauch in Abendlüfte lind.  
Und alles geht vom wilden Tag zur Rüste,  
der Fischer zieht des Netzes Wucht geschwind  
empor, ein anderer wieder löst die Taue  
und steuert frisch ins Meer, ins dunkle, blaue.

Da steht Selin am regbelebten Hafen  
und schauet stumm zurück zu seinem Schiff,  
dem willigen, dem starken und dem braven,  
das sicher ihn geführt um Klipp' und Riff.  
Nun sich mit Menschen seine Blicke trafen,  
ein neuer Geist in seine Seele griff,  
der bald begann in eigenwill'gen Spielen  
ihr tiefstes Innerstes zu unterwühlen.

Und lauer wehn und lauer nun die Lüfte,  
und drückend lastet's um Selinens Haupt;  
es wallt um ihn ein Hauch wie Ambradüfte,  
der ihm die Vorsicht und Besinnung raubt.  
Schlaff stützt sein Arm sich auf die müde Hüfte;  
da nahen ihm, mit Rosen hold umlaubt,  
Gestalten. — Sind sie lebend, sind's Gebilde  
der Phantasie aus himmlischem Gefilde?

Sie sind gefahrvoll, diese lichten Weiber!  
Ein Schauer sagt es, der Selinen rührt.  
Nur der Verderber malt uns solche Leiber,  
durch die er uns zu Tod und Elend führt.  
O wehre dich! der fürchterliche Treiber,  
der eine zehrend heiße Flamme schürt,  
er jaget wie mit Oinomaos' Rossen  
und trifft dein Herz mit tödlichen Geschossen.

Und lockender beginnt's ihn zu umwinden;  
ein süßes Tönen fördert seinen Wahn.  
Da hört er Laute holden Tanz verkünden  
und eine Schar von wilden Dirnen nahn,  
die leise lächelnd ihm vorüberschwinden;  
er aber steigt in den bereiten Kahn  
und suchet trotz dem lockend süßen Klingen  
zum Schiff im Hafen sich zurückzuzwingen.

Schlaflos und glühend wälzt er hin und wieder  
den müden Körper auf dem harten Lager;  
zur Wandrung reißen ihn die regen Glieder,  
doch um ihn reden, fragen tausend Frager.  
Es brennen ihm der Augen matte Lider,  
Gerippe starren um ihn hohl und hager  
und warnen ihn und heißen ihn betören  
den heißen Drang und sich zum Schlummer kehren.

Er tut's. Da hört er zauberisches Klingen  
von der Muele durch die stille Flut.  
Wie sich die Töne ihm ins Innre ringen,  
wächst ihm von neuem die erstorbne Glut.  
Er springt empor und ruft: „Hört auf zu singen!  
Ich habe euch zu hören nicht den Mut.  
Hört auf zu singen! eure Flammenblicke,  
ich fühle sie. O rettet! Ich ersticke.“

Er geht, er sucht. Da schlägt mit leisem Munde  
beim Lampenflackern im Kajütenraum  
die Uhr klar und hell die zwölfte Stunde;  
Selin starrt in die Luft und hört sie kaum.  
Sein Auge macht die fieberhafte Runde,  
bald glaubt er wachend sich und bald im Traum.  
Und wieder fällt er keuchend in die Kissen,  
von Mattigkeit und Schauder hingerissen.

Da schweigt's um ihn. Doch bald beginnt's zu reden.  
Da kommen Geister und Verwandte her,  
umspinnen ihn mit langen Weisheitsfäden,  
und ihre Gründe wiegen gut und schwer.  
Sie weisen ihm der Menschheit größte Schäden,  
ummurmeln ihn und zanken kreuz und quer,  
bis endlich sie mit einem Male schweigen —  
und andre Geister aus der Tiefe steigen.

Selin erbleicht, er kann sich nicht erwehren;  
sie reden nicht, sie sind nicht, doch sie sind.  
Er will zur Flucht sich leise weinend kehren  
und wird verächtlich, schwächlich wie ein Kind.  
Nun wachsen sie zu ungeheuren Heeren,  
da wird er machtlos und sein Auge blind.  
Sie fassen ihn, sie werfen ihn zu Boden,  
und um ihn weht ihr unheilsschwerer Broden.

Noch kämpft er — nein, nicht Kampf mehr ist's zu  
nennen —  
noch unterliegt er den gewalt'gen Wehn.  
In tausend Flammen seine Glieder brennen  
und machen ihm die Sinne fast vergehn.  
Er kann sich selbst im Rauche nicht erkennen,  
er meint zu fliegen, und er meint zu stehn; —  
da kommen sie von neuem durch die Wogen,  
die holden Himmelstöne, hergezogen.

Er steigt aufs Deck. Nicht kann die Nacht ihn kühlen.  
Er schaut zum Lande, und er steigt ins Boot.  
Die Kräfte, die sein Innres jetzt durchwühlen,  
die schlägt kein Pfarrer und kein Priester tot.  
Es schwimmt sein Geist in brennenden Gefühlen; —  
nun tut's zu retten und zu helfen not.  
Folgt mir hinab in seine schwanke Barke,  
daß euer Mut an seinem Kampf erstarke.

Das Land erreicht. Er springt die stein'gen Stufen  
hinan, da lächelt ihm manch hold Gesicht.  
Von rückwärts hört er seinen Namen rufen;  
ihn treibt es vorwärts, er gehorcht ihm nicht.  
Das Laster sprengt einher mit Flammenhufen,  
er jauchzt ihm zu, und wie es lodernd spricht,  
nickt er und nickt; — da dankt der grause Scherge  
und öffnet schweigend seine düstern Särge.

Doch was nicht Pfarrer und nicht Priester schaffen,  
das schafft der Born, der tief im Busen quillt.  
Wie sich die Schleier schwebend jetzt entrafen,  
die ehemals des Lasters Reich umhüllt,  
da quillt der Quell ihm Harnisch, Helm und Waffen  
und hebt herauf ein himmelsreines Bild,  
daß wie ein Gott der wilde Stürmer stehet  
und Friedensodem seinen Geist umwehet.

Wohl lockt die Lust, wohl flackern heiße Kerzen,  
wohl hat sie üppig sich und hold bemalt,  
in Engelsbrüsten schlagen Geierherzen,  
und Schlangen sind mit Perlen licht umschalt.  
Und so beginnt ein fürchterliches Scherzen,  
vom grellen Licht des Lasters überstrahlt.  
Bald ist Selin vom wilden Heer umworben,  
doch aller Drang ist plötzlich ihm gestorben.

Ein ungeheurer, namenloser Schrecken  
hat seines Körpers ganzen Bau erfaßt.  
Er sieht mit Grauen ärgster Fäulnis Flecken  
und hohlen Tod in jeder Brust zu Gast.  
Und wie sie ihm den Leib entgegenrecken,  
die Opfer alle ohne Ruh und Rast,  
da sucht sein weinend Auge Salben, Binden,  
sie um der Wunden Übermaß zu winden.

Da! — Welch ein Weib! ein Haupt voll stolzer Würde,  
ein Gliederbau so himmlisch, groß und rein;  
die Stirn umfließt lichter Locken Bürde  
und scheint ein Strom von lautrem Gold zu sein.  
Dies Lamm gehöret nicht in diese Hürde,  
so denkt Selin, solch süßer Himmelsschein  
strahlt nur aus Sternen, da — da sinkt sie nieder  
und gibt ihm preis die stolzen Götterglieder.

Und wie anbetend schon sein Knie sich senkte,  
da springt er auf, von Jammer jäh durchdrungen:  
„Wer ist das Weib, das hell die Cymbeln schwenkte?  
Wes Stimme ist's, die also süß geklungen,  
der die Natur so reiche Gaben schenkte?  
Wo ist sie?“ — Da! — da kommt sie schon gesprungen.  
Ein wildes Lachen, eine Schmutzgebärde,  
und klatschend fällt sie vor Selin zur Erde.

Wer naht sich dort? Ein Kind mit schwarzen Locken,  
ein lieblich Kind, so schamhaft wie ein Reh,  
auf Lilienwangen weiche Rosenflocken,  
ihr Wandeln gleicht dem Wandeln einer Fee.  
Ihr naht Selin, und seine Pulse stocken,  
hier gilt's zu trösten, denn hier wohnt das Weh.  
Da muß er Moderduft und Fäulnis riechen,  
und Würmer sieht er ihr im Auge kriechen.

O Übermaß, o Jammer ohnegleichen!  
Er will erwärmen ihre feuchte Hand.  
Sein Auge fleht: o gib ein leises Zeichen,  
ob je ein Menschliches in dir gebrannt? —  
Sein menschlich Wort ertönt nur fahlen Leichen,  
hier wird nur eine wilde Lust gekannt  
und wird geübt, bis ihre Pfleger fallen,  
zerfleischt von eignen blutbedeckten Krallen.

„Wer ist dein Vater? — wer die Mutter? sage!  
Hast Vater du und Mutter? Sind sie tot?  
Wer brachte dich in diese schlimme Lage?  
Fehlt dir ein Obdach, oder fehlt dir Brot?  
Du sahst wohl einstens hellre, schönre Tage  
und kamst vom Glanz in eine tiefe Not?  
Antworte mir!“ — Da hüpfte sie, ihren kalten  
zerfreßnen Leib wollüstig zu entfalten.

Noch steht Selin, doch droht er fast zu sinken  
vor niegeahntem, ungeheurem Grau'n.  
Ohnmächt'ge Tränen ihm im Auge blinken,  
das ganz vergeht im starren, heißen Schauen.  
Wer wird aus diesen Lustgefäßen trinken? —  
Da hört er neben sich ein schwach Geraun:  
„Ihr seid ein Neuling, junger Mann. Wir beiden,  
wir grasen lang schon auf den üpp'gen Weiden.“

„Den üpp'gen Weiden? — Wer, wer kann das sprechen?  
Den üpp'gen Weiden?“ Brennend heißer Zorn  
will aus des Knaben Munde zuckend brechen,  
und flutend quillt der heil'ge, reine Born  
in seiner Brust. „Den üpp'gen Weiden? — rächen  
will ich dies Wort! Treff' euch der Leiden Dorn,  
die hier auf diesen üpp'gen Weiden sprießen  
und die euch locken, ruchlos zu genießen!“

Er wendet sich und sieht zwei Männer stehen,  
die lächelnd ihn und mitleidsvoll betrachten.  
„Man sieht's“, so sprechen sie, „Kindsmärchen wehen  
um deine Stirne noch. Du wirst mitsachten  
die üpp'gen Wege fester, sichrer gehen,  
wenn du gebührend wirst den Pfuhl verachten.  
Verschleudre nicht dein Mitleid in dem Pfuhle,  
nicht zu den Menschen rechnet man die Buhle.“

Hoch reckt Selin sich. Seine Augen flammen  
Verachtung, seine Brust erhebt sich wild,  
und er erkennt die Schar der Wundersamen,  
die ewig zu besudeln sind gewillt,  
was sie genießen, stetig zum Verdammen  
sich fertig fühlen, und sein Atem schwillt,  
empor zu schleudern ins Gesicht dem Truge  
die ganze Wahrheit nun in einem Zuge.

„Ich grüß' euch!“ spricht er. „Wollet mir vergönnen,  
daß ich euch mag beim rechten Zipfel fassen,  
daß ich euch mag beim rechten Namen nennen.  
Ich grüß' euch, die ihr kriecht auf allen Gassen,  
ich grüß' euch, die ihr kräht mit allen Hennen  
und die ihr lebt und nehmt aus allen Kassen.  
Eu'r Nam' ist Fadheit, aller Laster Laster,  
und Menschenglück ist eurer Straßen Pflaster.

Wer kennt euch nicht, die alle Farben tragen,  
wie Maden jedes grüne Reis umziehn?  
Wer kennt euch nicht, die jedes Blatt benagen?  
Wen habt ihr nicht besudelt und bespien?  
Ihr mögt bei jeder armen Seele fragen  
und forschen, was aus eurer Saat gediehn;  
die schönsten Keime sind in euren Horden  
dem Schlamm, in dem ihr watet, gleich geworden.

Stolzieret weiter, aufgeblähte Schatten,  
in euren Schreckensscharen dünkt euch groß!  
Die eure Taten unterwühlet hatten,  
die armen Opfer laßt auch jetzt nicht los!  
Laßt sich die Fadheit mit Gemeinheit gatten  
und gebt der Würde so den Todesstoß,  
verachtet, schlägt und würgt in diesen Reichen  
als stolze Herrscher, — aber tragt mein Zeichen!

Hört an, ich will in eurem Sinne lehren:  
Die Weiber sind nur da zum Zeitvertreib,  
man kann uns nicht das alte Recht verwehren,  
herumzuwüsten mit der Weiber Leib,  
und wenn wir fordern, müssen sie gewähren,  
doch keine Rechte hat an uns das Weib.  
Wir schlagen ruhig das Gefäß in Scherben,  
aus dem wir tranken, mag es doch verderben.

So hoch wie Sterne stehen über Dünsten,  
so hoch steht jedes dieser Opfer euch!  
Nie, nie gelingt es, selbst dem Freisten, Kühnsten,  
hinaufzudringen in ihr Leidensreich,  
um wie viel weniger euren faden Künsten?  
Ihr könnt nur eins und tut es immer gleich:  
Der Mutter, die euch trug in ihrem Schoße,  
verächtlich lohnen mit dem Todesstoße.

Nun, sprach ich recht? O schaut die blassen Wangen,  
die Fieberglut in eurer Opfer Blicken,  
seht, wie die einst so hehren Glieder hangen,  
lacht nur, o lacht und spottet ihrer Krücken!  
Doch wenn euch einst beschleicht ein Todesbängen,  
mag's euch ein einzig Mal zu fühlen glücken,  
was sie gefühlt in ihrem ärgsten Leide,  
indes ihr grastet — auf der üpp'gen Weide.“

Er wendet sich. Die beiden aber haben  
sich kaum erholt von ihrem ersten Schrecken,  
als sie beginnen, auf den kühnen Knaben  
ihr faules Innre geifernd auszuhecken.  
Doch leider sind es honigleere Waben,  
in deren Zellen Fliegen sich verstecken,  
die gleißend nun umsummen, giftgeschwollen,  
das Haupt des Knaben, den sie stechen wollen.

Sie stechen ihn an der und jener Stelle,  
es schmerzt, es brennt ihn, aber stört ihn nicht.  
Er kennt ja all der Stacheln saubre Quelle  
und bietet seinen Leib und sein Gesicht.  
Der Überzeugung heilungskräft'ge Welle  
umspielt die Wunden, und die heil'ge Pflicht,  
die er erfüllte, macht den Schmerz gelinder  
und seinen Körper durch das Gift gesünder.

Und wie's mit reinen Seelen stets gewesen,  
so ist es auch mit ihm. Kaum hat Selin  
den Schmerz in seiner Gegner Brust gelesen,  
kaum sieht er draus des Hasses Blumen blühn,  
so ist er auch von seinem Zorn genesen  
und fühlt von Mitleid seine Brust erglühn.  
Er hat im Geiste auch für ihre Wunden  
der Nachsicht mildernden Verband gefunden.

Indessen sind mit Schimpfen und mit Grollen  
die beiden Freunde in die Nacht verschwunden,  
und um Selin beginnt das alte Tollen,  
als sei es jetzt erst wieder losgebunden.  
Viel tausend Trümmer durcheinanderrollen  
und stoßen sich unzähl'ge tiefe Wunden,  
von Ort zu Ort auf seidenweichen Kissen  
wird unser Waller hin und her gerissen.

Und wie die zarten Arme um ihn walten,  
in regem Eifer rings um ihn geschart,  
die Elemente zaubrisch sich entfalten,  
und manch Geheimnis wird ihm offenbart.  
Hier gibt's ein Feuer nahe am Erkalten,  
hier loht ein neues in der alten Art  
empor, verzehrend, wie von tausend Bälgen  
entfacht, zu sinnlos ungeheurem Schwelgen.

All die Gesichter gleich lebend'gen Gräbern.  
Was lebt, ist tot. O namenloses Wort!  
Hier fraß ein Geier Herz und Hirn und Lebern:  
ein hohl Gehäuse blieb, im Keim verdorrt.  
Ein Korb mit Früchten ward ein Korb mit Trebern,  
und in den Trebern wühlen Säue fort.  
Und tiefer dringt er in die Regionen,  
wo die lebend'gen Toten einsam wohnen.

So wie sie lebten, wurden sie betroffen  
vom Lastertod. Noch blüht das letzte Glück  
auf dieser Stirn. Hier thront des Lebens Hoffen  
noch hell und hehr, und Seele strahlt zurück.  
Versteinert alles. — Weit und klar und offen  
sind diese Bücher jedem Denkerblick:  
in starren, tiefen Lettern wird er lesen,  
was ihre Blätter einstens sind gewesen.

Noch sinnt Selin. Da hört er Seufzer klingen  
und sieht ein mattes Weib und eilt zu ihr  
und spricht: „Was ist dir? — Deine Seufzer zwingen  
zur Trauer mich. O trauere nicht hier!  
Sieh, wie sie alle froh und fröhlich springen.  
Auf, auf zum Tanze! schwelgen, singen wir!“ —  
„Ich bin nicht tot, Herr“, spricht sie, und die Blicke  
erbebend senkend, schauert sie zurücke.

„Ich bin nicht tot.“ — „Nicht tot?“ beginnt Selin.  
„Beim Himmel, deine Hände krampfen sich  
im dumpfen Schmerze, Weib. — O sag, o sag,  
wie rett' ich dich, wie trag' ich dich empor,  
zurück, wo Menschen sind?“ — „Ich weiß es nicht“,  
gibt sie zurück, „ich weiß nur, daß ich lebe.“ —  
„In diesem Grabe leben? jammervoll!  
O jammervoll! — Ich leite dich empor,  
du suchst dein Brot mit deiner Hände Fleiß,

du lebst, du freust am Licht der Sonne dich,  
vergißt den Pfuhl, in dem du dich verlorst.

O komm, o komm!“ — „Das Grab ist tief, o Herr“,  
gibt sie zurück. „Mich schmerzt die Stirne. Geht,  
ich bitt' euch, geht zu jener, sie ist tot.“ —

„Beim Leben, Weib! ich will dich nicht verlassen.  
Ich fasse dich, ich kann dein Leid verstehn.

Wenn's Lindrung dir verschafft, daß meine Brust  
all deine Tränen fassen will und alle

bewahren wie Juwelen, — wenn es ist,

dann weine, weine!“ — „Herr, ich kann nicht weinen.“ —

„Du kannst nicht weinen? Auch nicht weinen, wenn  
ich dich umfasse, an den Busen drücke,

in wahrer, ganzer Liebe, heil'ger Liebe,

auch dann nicht, Mädchen?“ — „Nein, auch dann nicht,  
Herr;

sie haben mich zu oft wie du umarmt;

mich ekelt's!“ — Tief erschauernd läßt Selin

die Arme sinken und erfaßt gerührt

und weich und zaghaft ihre Hand und spricht:

„Hast Eltern du gekannt? Was brachte dich

in solch unsel'ge Lage?“ — „Ja, auch ich,

ich hatte Eltern. Doch ich möchte nicht

an meine Eltern denken; meine Stirne

schmerzt wie mein Herz, ich darf nicht denken — oh!“ —

„Es gibt noch Menschen“, spricht Selin, „nicht alle

sind jenen gleich, es gibt noch Männer!“ —

„Männer?“

erwidert sie, „Männer sind Strafen Gottes!“ —

„Nicht diese Männer; andre Männer, Mädchen,

die fühlen können, die ein edles Herz,

ein großes Herz besitzen, andre gibt es

als jene Schergen, die euch unterjochen,

es gibt noch andre, die man lieben muß,

die eures Wesens Wert zu schätzen wissen,

die es bewundern und verehren, Weib!

Und wenn du nie im Leben einen sahst,  
so sieh auf mich und achte mein Geschlecht  
in mir!“ — „Du bist in Wahrheit wunderbar,  
und ich vergaß, daß du ein Mann bist, Herr.  
Willst du den Dank?“ — „Welch einen Dank, o  
Mädchen?“ —

„Den, den sie alle wollen; nimm ihn hin  
und laß mich schlummern.“ Sprachlos steht Selin  
vor all dem Elend, seine Lippen beben,  
er stammelt wirre Worte: „Nicht für mich  
hat diese Gabe Wert. Mein Lohn, o Weib,  
ist eine Träne! — Weib, nur eine Träne!“  
Und ihre Hand mit Küssen wild bedeckend,  
blickt' er sie an. Da zuckt' es sonnig hell  
wie letzter Schimmer längst versunkenen Lichtes  
in diesen trocknen Augen; heimwärts schien  
ihr Geist gezogen in verfloßne Zeit,  
wo sie noch reich war, wo sie geben konnte  
die Fülle ihres Wesens, wo man noch  
zu schätzen schien, was sie besaß. Seitdem  
man sie zerstörte, ihren edlen Leib  
herumwarf wie — o weltverfluchtes Tun! —  
wie einen Brocken Aas, dran jeder Hund  
kann fressen, seit der Zeit zum ersten Mal  
hat sie von Glück geträumt. — Doch schwand der Blitz,  
wie er gekommen, und sie weinte nicht. —

Zurück in deine Ufer, ausgebrochner  
wildfreier Strom, zurück in alte Fesseln!  
Nun schweige, schweige, blutend ausgesprochner  
Gesang des Jammers! Zu der Hölle Kesseln  
versinke, Bild! Hinab, emporgekrochner,  
trägbein'ger Molch, von unsern sammtnen Sesseln!  
Wir mögen dich, wir mögen dich nicht haben.  
Die Schaufel her! von neuem sei begraben! —

## V

Ein Schauder bleibt. Das Licht des Sonnenballes,  
 das alle Schatten scheucht, verscheucht ihn nicht,  
 und ewig dröhnt es ungebrochen Schalles,  
 wie wenn ein Wesenloses raunt und spricht,  
 und was wir denken, alles, alles, alles  
 sitzt über jenen Greueln zu Gericht.  
 So liegt's auch schwer und dumpf auf unserm Waller,  
 ihm wird zum Spruch des Grams das Sprechen aller.

So wird dem Menschen auf verzweigten Pfaden,  
 indem er ewig nach Befreiung ringt,  
 ein Bündel nach dem andern aufgeladen,  
 bis endlich ihm der Tragegurt zerspringt  
 und all der Ballast nicht zu seinem Schaden  
 herniederrollt und eine Stimme singt:  
 Nun kannst du ruhen, und nun kannst du rasten;  
 nichts folgt dir nach in deinen Schlummerkasten.

Gönnt mir ein wenig Zeit zurückzugreifen;  
 mich fällt ein wehmutsvolles Sinnen an.  
 Stumpf wird die Waffe, wie wir immer schleifen,  
 und glücklich der, der lange schleifen kann.  
 Ich lasse suchend meine Blicke schweifen,  
 wo Freiheit sei von dem gewalt'gen Bann,  
 der mich auch jetzt, ich fühl's, zu Boden ringet  
 und mir gar üble nächt'ge Lieder singet.

Wie streifen hin und wider die Gedanken?  
 Wer fängt sie mir in dieses Bauer ein?  
 Ein unerhörtes Flackern, Fliehn und Schwanken.  
 Will niemand meines Trübsinns Bote sein?  
 Will kein Gedank' die Leier mir umranken?  
 Und gibt die volle Traube keinen Wein?  
 Und wäre trotz des Messers tiefen Scharten  
 des Herbstens Stunde gar erst zu erwarten?

Ich sage Herbst, frage nach der Stunde  
der Ernte, nach der Traube heißer Frucht,  
und doch, die Bitterkeit in meinem Munde  
ist mir Beweis von der vollbrachten Zucht.  
Gebt um die Traube! Mache sie die Runde!  
Und wenn sie jeder prüfend dann versucht,  
so will ich auch vor euer aller Blicken  
viel reife Tränen aus der Traube drücken.

Reif ist sie also. Und das Recht zu schneiden  
hab' ich erworben. Doch das Recht zu klagen  
gibt man uns schwerer als das Recht zu leiden.  
Ob auch am Busen uns die Würmer nagen,  
wir können uns mit Panzern nicht umkleiden  
und müssen schweigend unsre Leiden tragen.  
Ich fühle wohl mich tief in Trübsal stecken.  
Sei's drum, mein Schicksal wird mich schon erwecken.

Noch kann ich nicht des Knaben Hand berühren,  
indes ich selber ringen muß nach Kraft.  
Ich stehe zaghaft an verschloßnen Türen  
in eigenartig wunderbarer Haft.  
Erst muß ein Geist mich aus dem Kerker führen,  
wo mir mein Wille und mein Mut erschlaft,  
dann werd' ich wieder in der Stürme Wehen  
ein unbesiegbar mächt'ger Felsen stehen.

Ich sollte schweigen und im stummen Brüten  
verrinnen sehn den Kelch der eignen Schmerzen  
und jeden fremden scharfen Blick verhüten.  
Statt euch zu quälen, soll ich mit euch scherzen;  
indes im Innern mir die Stürme wüten,  
aus meinem Liede jeden Windhauch merzen.  
Doch nein! Fahr hin, du traurige Umnachtung!  
Der, dem ich singe, fordre meine Achtung.

Ihr andern aber, weicht von meinem Sange!  
Er kennt euch alle, und er scheut euch nicht;  
doch unter eurem Blick wird er zur Schlange,  
die ihre Gitter zischend mir durchbricht.  
Nun ist das Lachen so bei euch im Schwange,  
daß ihr so lange lacht, bis sie euch sticht.  
Das aber möchte gern mein Sang vermeiden,  
drum laßt mein Gleis von eurem Gleis sich scheiden.

Genug hievon und schon zuviel von diesen.  
Glaubt einer nicht, daß ihn der Dichter kennt,  
der sei aufs Lob der Fadheit hingewiesen,  
und wenn ihm dann der Haß im Herzen brennt,  
mag er der Rache Waffen sich erkiesen.  
Er ist es, den mein Sang beim Namen nennt;  
er stürm' heran und schlag' nach meinen Liedern,  
er wird sich selbst, doch nicht mein Lied erniedern.

Die ihn verstehen, muß der Sänger achten,  
und die ihn nicht verstehn, darf er nicht hassen,  
doch die für Wahrheit und für Recht entfachten  
Glutflammen muß er feurig lohen lassen.  
Die einst mir selbst ihr Herz entgegenbrachten,  
die alle will mein Lied mit Kraft umfassen,  
darf nicht am Boden knechtisch zage schleichen,  
muß sein ein Banner und ein Kampfeszeichen!

Kein Doppelzwang bedrücke meine Stimme.  
Ich fordere von eurer Lieb' und Huld,  
daß sie mit meines Stromes Wellen schwimme  
durch regellose Ufer mit Geduld;  
und reiz' ich wen zum Ärger und zum Grimme,  
so liegt auf mir kein Schatten einer Schuld;  
denn meine Seele läßt sich nicht regieren  
noch wie ein Schulpferd zur Parade führen.

Daß ich von meinem Pfade abgewichen,  
ist an der Kunst ein Fehl. An die Natur  
indes ist ausgeteilt, was hier gestrichen.  
Zerfallner Leib braucht falsche Glieder nur,  
und durch die eignen Sehnen wird verglichen  
das Fehlen der damastnen prächt'gen Schnur,  
die sonst jedwedem Kunstwerks Teile bindet  
und sie zum künstlich festen Ganzen windet.

Zu Teilen wird des Dichters Geist gerissen,  
wenn seine hundertfältigen Gefühle  
mit andern hundertfältig fühlen müssen.  
Er selbst vergeht alsdann in dem Gewühle  
des Fremden. Nur die Flagge kann er hissen  
des eignen Wesens überm fremden Spiele.  
Hier aber ist mein Eigen, Schiff und Fahnen;  
so muß Natur der Kunst die Wege bahnen.

Selins beständ'ges Denken, mancher Nächte  
lebend'ger Traum war die vergangne Nacht:  
Sein Busen hob sich stets wie im Gefechte,  
von Kampf lust ward die rege Brust entfacht.  
Er wollte kämpfen für die Schar der Knechte  
und Freiheit schaffen in gewalt'ger Schlacht;  
wohl wert des Kampfes schien des Elends Fülle,  
der Moderduft in der kristallinen Hülle.

Und wenn mein Geistesflug ermattend sinket,  
so ist es Last, was mich zu Boden drückt,  
und wenn mein Busen Himmelsblitze trinket,  
so fühl' ich von den Lasten mich entzückt.  
Und da mir jetzt der alte Leitstern blinket,  
so fühl' ich mich mit Hoffnung neu beglückt  
und nenne, was Erfahrung gibt, gewonnen  
und meinen Flug den kühnen Flug der Sonnen.

So auch Selin. Er glaubt auf jenem Fluge  
zu fliegen, glaubt bereichert seine Brust.  
Gedanken schweben in gewalt'gen Zügen  
dahin, verschmähend jede Erdenlust.  
Die Larve weicht vom Angesicht der Lügen,  
und knirschend sieht entlarvt sie den Verlust  
und schreit und weist dem Jüngling ihre Zähne  
und schüttelt furchtbar ihre Schlangenmähne.

So sah Selin der fremden Kleider Fetzen,  
den fremden Jammer und das fremde Leid  
und lernte eigenes geringer schätzen  
und trug getrost sein unvollkommnes Kleid.  
Er suchte stets den Dünkel zu verletzen,  
wo er sich ungebührend machte breit,  
und stand für immer bei den Unterdrückten,  
ob auch des Hasses Schwerter ihn umzückten.

Er war erwacht von kreischenden Signalen,  
von dannen flog der Jugend kindlich Heer,  
oft sah er Blut in weingefüllten Schalen,  
und keine Lust genoß er sinnlos mehr.  
Er dachte stets an der Geschwister Qualen,  
goß Balsam, Tropfen in ein Wundenmeer  
und klopfte oft an festverschloßne Pforten  
des Mitleids mit bewegten, inn'gen Worten.

Doch wie er gehen wird von Land zu Landen,  
aus jeder Pforte fällt ein grimmer Hund,  
der Menschenliebe niemals noch verstanden  
und seine Meinung gibt mit Bissen kund.  
Nur wenig traf ich, die auch nur empfanden,  
was heiß entströmt der Überzeugung Mund.  
Sie lachen, und sie schieben ihn zu Kindern:  
es werde schon die Zeit sein Toben lindern.

Ich aber sage: Gram und Leid vor allen,  
daß uns verschrumpft der jugendfrische Trieb,  
Schmach, daß vom Baum im Herbst die Blätter fallen  
und daß uns nichts in dem Geäst verblieb  
als hier und da der Druck von Geierkrallen  
und was uns Sturmfaust ins Gezweige schrieb,  
daß statt des Saftes an zernagten Stellen  
gar bittere Tropfen aus der Rinde quellen.

Das Laster hat verlockt des Knaben Sinne,  
doch ihn zu halten hat es nicht vermocht,  
er war am freisten, höchsten mitteninne,  
als ihn der Leiden grauser Pfuhl umkocht',  
und ob ein Heer von Netzen ihn umspinne,  
ihn hat nicht Garn und Angel unterjocht:  
das Laster ließ beschämt von den Versuchen  
und gab ihn los mit unterdrücktem Fluchen.

Und wieder steht Selin am Meeresstrande;  
da taucht es auf, da schleicht's zu ihm heran,  
wie einst mit kargem, dürftigem Gewande  
und allen Armutszeichen angetan.  
Er wartet stumm am düstren Klippenrande  
und läßt es furchtlos und mit Schweigen nahn.  
Da steht's vor ihm, da kniet's im scharfen Kiese,  
ein überwundner gnadeflehnder Riese.

Er aber spricht, indes die Morgenröte  
den Himmel malt: „Nun komm an meine Brust!  
Aus einer eklen schlambbenetzten Kröte  
erwache mir zur kindlich reinen Lust!  
Der Nachtigall still sehndes Geflöte  
sei dein Erwecker! Steig aus deinem Wust  
hervor!“ — Da rauscht ein Taubenpaar vom Felsen,  
und flüsternd lauscht die Flut mit Silberhälsen.

Ein Tränenstrom, — da fällt die ekle Hülle  
und weicht in Nacht. Ein holdes reines Weib  
entwirret sanft der Glieder süße Fülle,  
im Frührot glänzt ihr edler Götterleib.  
„Dein bin ich“, spricht sie, „und du bist mein Wille“;  
und weiter spricht sie flüsternd: „Bleib, o bleib  
es ewig, laß in dir mich ganz genesen,  
in dir mich sein, was einstens ich gewesen.“

Die Welle rinnt zurück vom stein'gen Strande  
und trägt hinaus ins weltvergeßne Meer,  
was sie erhascht vom Menschenwunderlande.  
Nach langen Jahren gibt sie's wieder her,  
um Klippen steigt's aus ihrem Flutgewande,  
sie spricht von vielem, und ihr Schatz ist schwer  
und übervoll von urgeheimen Dingen,  
die nur dem Kundigen verständlich klingen.

## VI

Ein Morgen ist's, und grauer Nebel liegt  
um Malagas bewegte Bucht. Es fliegt  
durchs Takelwerk ein leiser Morgenhauch,  
und über Häusern kräuselt blauer Rauch.  
Da ist bewegt die Mannschaft auf dem Schiff,  
und hell und deutlich tönt des Bootsmanns Pfiff:  
Hinaus ins Meer! — Der Anker steigt empor,  
und dumpfes Dröhnen schlägt an unser Ohr.

Die Küste weicht. Die Sonne steigt mit Prangen,  
ihr feurig Tagwerk strahlend anzufangen.  
Selin erwacht und geht aufs Deck und schaut,  
wie rings der Morgen unter Schleiern graut,  
er überdenket, was er jüngst erfahren  
in jenen düstren, unheilvollen Scharen.  
Doch macht ihn frei und urgesund das Meer  
und jagt von dannen das Dämonenheer.

Und immer weiter weicht das Schiff vom Lande,  
und Well' auf Welle trennt ihn von der Schande.  
Doch wie auch ferner rückt und immer ferner  
das grause Bild, noch tönen ihm die Hörner  
des Kampfes, und er hält in festen Händen  
die Waffen, siegend jenes Leid zu enden.  
Ein Kämpfer sein, das war sein neues Streben,  
das ihm des Elends Anschau'n eingegeben.

Wohl wohnte ihm ein Gott im Busen immer,  
ein Gott, der, ging sein Haus auch oft in Trümmer,  
allgegenwärtig war und ihn bewegte  
und ihm ins Aug' Begeistrungsfunken legte.  
Nun aber war ein neuer Gott mit Prangen  
ins Heiligtum der Brust ihm eingegangen.  
Aus Lasterfluten, die an ihm zerstoben,  
hat er den neuen Gott herausgehoben.

Tief in der Seele stand er; lichtumflossen  
hat er in ihren Tiefen sich verschlossen,  
und diesen Gott vor alle Welt zu stellen,  
das war das Ziel des wandernden Gesellen.  
Nicht mehr den eignen Leib zum Gott erheben,  
nein, den gefundenen Gott der Menschheit geben,  
der sie heraus aus schwerem Unheilswetter  
zum Lichte führte als ein Vater, Retter.

Wie schlug sein Herz bei diesem Gottgedanken!  
Oft lag er träumend auf des Bordes Planken  
und schaute grübelnd in die Wellenspiele,  
die rauschend schäumten unterm Schiffeskiele.  
Da kam es oft, daß er die Fäuste ballte,  
daß wilder Kampfschrei über Wellen hallte;  
er weiß nicht, daß der Ton der Menschenlungen  
dem Tropfen gleich vom Meere wird verschlungen.

O Kraftwahn, Kraftwahn, Wonne ohnegleichen!  
O trüber Tag, wo unter mächt'gen Streichen  
herniedersinket Ast auf Ast zerschlagen  
vom Baum des Wahnes, wenn das frohe Wagen  
enttäuscht zurückkehrt vom geschehnen Falle.  
Wir wagen alles, und wir fallen alle  
und freuen uns noch weinend selbst der Trümmer.  
So war es ewig, und so bleibt es immer.

Der Löwengolf! — Er weckte tausend Leuen,  
die um das Schiff mit wilden Mähnen dräuen,  
gepeitscht, zerzaust von Pyrenäenwinden,  
die darin sausend ihre Freude finden.  
Selin schaut lächelnd in das rege Kämpfen,  
die eigne Kleinheit kann den Mut nicht dämpfen,  
er läßt sie ruhig tosen rings und brüllen,  
weil Gottgebote seinen Busen füllen.

Was mag er denken? Dies sind Elemente,  
die nicht ein Gottgebot bezähmen könnte.  
Die Flut, in die ich will bezähmend greifen,  
ist wie ein See, darum die Trauben reifen.  
Mein Gott wird ihnen ihre Übel zeigen,  
und alle Menschen werden hörend schweigen.  
Ich werde helfen, und ich werde retten,  
von Sklavenschultern heben Eisenketten.

Wohlan, geh deiner Prüfung nur entgegen!  
Du wirst dein Kampfschwert bald zur Ruhe legen  
und schmerzlich unter hartgeflochtenen Ruten,  
wenn nicht verbluten, so doch lange bluten.

„Jetzt aber laß uns deinen Gott betrachten,  
damit wir achten oder ihn verachten.  
Sag uns in kurzem deines Gottes Lehren!  
Wir hören, ob sie noch so kindisch wären.“

So spricht der Kapitän, und alle andern Männer  
(sie alle waren gute Jugendkenner),  
bebärtet, schartig und voll Altersdünkel,  
von Weisheit voll bis in den letzten Winkel,  
sie hatten lang Selinen schon betrachtet  
und auf sein wunderliches Tun geachtet,  
auch schon von seinem Zanken, seinem Zürnen  
vernommen und dem Reden für die Dirnen.

Und da sie alle sich betroffen fühlten,  
so kam's, daß sie geheim ihr Mütchen kühlten  
an diesem Bürschlein, diesem jungen Laffen,  
dem Naseweis, dem Zänker und dem Affen,  
dem Schellennarren, jung und unerfahren,  
dem Aberwitz'gen mit den Semmelhaaren,  
der — nun, der was? — der Tränen für die Armen,  
Verkommen hatte und ein heiß Erbarmen.

Die also nun, vereint zu festem Ringe,  
beschlossen ihm zu legen Garn und Schlinge  
und ihn in corpore wie einen Sklaven  
für sein unmenschlich Mitleid abzustrafen.  
Nichts ahnt' Selin, drum hat er frisch gesprochen.  
Ahnt denn der Bruder, daß er was verbrochen  
und daß er rings von Feinden sei umlauert,  
weil er um den verlornen Bruder trauert?

„Wohin ich lenkte“, sprach Selin, „die Schritte,  
nie fand ich Tugend in der Sitte,  
nur in den Reihen kindlich reiner Jugend  
scheint mir zu liegen sittenlose Tugend.  
Wär' Sitte Wahrheit, spreizten sich mitnichten  
so viele Geier unter Schafsgesichten,  
so aber ist der Trug das Mark der Sitte,  
und Wahrheit röchelt unter ihrem Tritte.“

Die Hörer unterdrückten kaum das Lachen  
ob dieser kindisch unverständ'gen Sachen,  
nur hin und wieder machten sie Gebärden  
als wie: die Dummheit stirbt nicht aus auf Erden.  
Dabei empörten sie sich stolz geschwollen  
und ließen staunend ihre Augen rollen,  
als wenn das Sonnenlicht am Firmamente  
ob dieser Finsternis verlöschen könnte.

Die Sonne aber blieb und strahlte weiter  
herab auf jenen kindlich kühnen Streiter,  
und seiner Hörer Staunen nicht beachtend,  
fing er von neuem an: „Die Sitte scheint mir,  
so wie ich sie gefunden, geistumnachtend  
und wahrer Tugend allerärgster Feind mir.  
Solange nicht die Sitte Wahrheit worden,  
will ich sie töten überall und morden.

Und wollt ihr meines Gottes Namen kennen,  
so mögt ihr ihn den Gott der Wahrheit nennen,  
den Gott der Wahrheit oder Gott der Tugend,  
den Gott der Sitte oder Gott der Jugend,  
den Gott des Kampfes oder Gott des Dranges,  
den Gott des Stehens oder Gott des Ganges,  
den Gott des Mitleids oder Gott der Liebe; —  
aus einer Wurzel schießen alle Triebe.

Er ist hinein in meine Brust gekommen  
und hat mein Wesen ganz gefangennommen.  
Er machet trübe mich und macht mich selig,  
er macht versöhnlich mich und hoffnungsfröhlich.  
Mein Busen schwillt von himmlischen Geschenken,  
ich kann nichts andres sinnen mehr und denken,  
als alle Welt an seine Brust zu hängen,  
daß seine Arme heilend sie umschlängen.

Ich fühl's, ich weiß es, stünden seine Throne  
erst eingepflanzt in jedem Erdensohne,  
es würde wachsen, und es würde schießen,  
es würde duften, und es würde sprießen,  
es würden Tränen auf die Felder tauen,  
und jeder würde Heilungskräuter bauen.  
Die würden kühlen blutend heiße Narben,  
man würde schwören zu der Menschheit Farben.

Und alles würde liebend sich umranken,  
so Körper, Herz und leuchtende Gedanken.  
Man würde sich zum Bund die Hände reichen,  
anstatt zu hadern unter blut'gen Streichen.  
Wir würden selig Herz zu Herzen drücken,  
statt uns zu üben in der Kunst der Tücken.  
Wir würden uns versöhnen, uns vergeben,  
in einem göttlich reinen Frieden leben,

statt alle Übel, die uns trüb beschweren,  
auf andre schwächre Rücken zu entleeren,  
statt schmähdlich den und jenen zu bedrücken  
und ohn' Erbarmen fremdes Glück zu knicken,  
statt ungerecht die Schwachen zu entnerven  
mit dem, was wir von unsern Schultern werfen,  
in einer großen Kraft uns fest verschmelzen  
und auf die eine unsre Lasten wälzen.“

Die Hörer fingen mählich an zu scharren  
und glaubten fast, er hielte sie für Narren;  
so wirbelten die Götter und die Leiden,  
die Lasten und die Rücken und die Freuden.  
Der wütete und fühlte sich beleidigt,  
nicht einer fand sich, der Selin verteidigt,  
und alle kamen darin überein,  
es müßte Spanisch oder Griechisch sein.

Da keiner nun von allem was begriffen,  
so griffen sie zu allbekannten Kniffen,  
sie brachten keine Gründe, Gott bewahre,  
sie taten närrisch, rauften sich die Haare,  
ergingen sich in unbestimmten Tönen  
und sprangen schließlich über zum Verhöhnern,  
weil es das leichteste von allen Sachen:  
Unfähigkeit verstecken unter Lachen.

Daraus entstand ein Streit. Man griff zum Schimpfen,  
zu diesen allbekannten Dummheitstrümpfen,  
man überlud den unerfahrenen Knaben  
mit diesen beißenden gemeinen Gaben.  
Selin dagegen hieß mit Flammenblicken  
sein eignes Schwert zum Kampfe sich beschicken.  
Da aber riefen seiner Liebe Henker,  
er sei ein Friedenstörer, sei ein Zänker.

O Fadheit, Fadheit, welche bittren Schläge  
wirfst du hinein ins blühende Gehege?!  
Er hört sich Friedensstörer, Zänker nennen  
und fühlt sein Innres für den Frieden brennen.  
Das schmerzt, das schmerzt, die stolzen Mienen  
weichen,  
man sieht ihn stille nach der Kammer schleichen,  
man sieht ihn fallen und sein Haupt umhüllen,  
weil heiße Tränen ihm vom Auge quillen

um euch, ihr Würd'gen, die mit stumpfen Sinnen  
nur ihrer Habsucht schal Gewebe spinnen,  
die mit dem Ballast kläglicher Erfahrung  
uns füttern wollen statt mit Geistesnahrung,  
die Köpfe schütteln können, Nasen rümpfen,  
die ruhig stampfen in gewohnten Sümpfen,  
die ewig dreschen abgebrauchte Phrasen  
und nicht hinausschaun über ihre Nasen.

Selinens Brust ist wie vom Blitz getroffen  
mit ihrem Sehnen, ihrem Tun und Hoffen.  
Er martert sich und wälzt in trüben Qualen  
sich hin und her und fragt zu tausend Malen,  
ob er denn wirklich solch ein Unhold wäre,  
der nur der Menschen stillen Frieden störe.  
Und wie's zu Ende geht, da will's ihm dünken,  
als sei er wert, im Meere zu versinken.

Das war nun eine jener trüben Stunden,  
die er gleich Disteln oft am Weg gefunden,  
davon sein Fuß so lange ward gestochen,  
bis seine Schnellkraft gänzlich ihm gebrochen.  
Wie sehnt er da sich nach der Heimat Fluren,  
mit Sehnsucht folgend des Gevögels Spuren,  
und sah er sie am Strand ihr Nestchen betten,  
begriff er nicht, warum sie Flügel hätten.

„Ihr könnt“, so sprach er, „durch die Lüfte segeln.  
Ich wünscht', ich wäre einer von euch Vögeln,  
ich wollte ruhen nicht und rastlos ziehen,  
bis wo der Alpen Silberzinnen glühen,  
und drüber hin, ich wär' nicht müd geworden,  
gen Norden immer, weiter nur gen Norden.  
Ihr aber baut am glutumwogten Hügel  
und habt doch Flügel.

Ihr Menschen alle laßt mich ganz alleine,  
damit ich weine.  
Ihr Freundesherzen in der weiten Ferne,  
wie drückt' ich an die trübe Brust euch gerne.  
Du stilles, reines und geduld'ges Lieb,  
wie kam's, daß Tatendrang von dir mich trieb?  
Du stiller Anker in den Menschenlanden  
hast mich verstanden.

Ihr aber, deren Stimmen mich umschwärmen,  
euch kann ich nicht begreifen, nicht erfassen,  
denn wo ihr lacht, da muß ich trüb mich härmen,  
und wo ihr liebt, da muß ich ewig hassen.  
Was soll's? Ich wandre heim, euch zu vergessen,  
zu sitzen dort, wo selig ich gesessen,  
wo stiller Wiesen duft'ge Blumen sprießen,  
in meiner Liebe zu der Liebsten Füßen.“

So steigt die Flut, die kaum emporgeschwollen,  
oft sank sie so, oft stieg sie neu empor.  
Den Himmel, den jetzt Donnertön' umrollen,  
umhüllet drauf ein milder Regenflor.  
Dann kommt die Sonne, und die nebelbleichen  
Gestalten irren nach den Schattenreichen,  
den'n wieder sie uns unsichtbar entklettern,  
bis sie von neuem fallen aus den Wettern.

Selin erwachte bald aus seinem Jammer  
und trat gewaffnet mutig aus der Kammer.  
Es war um seinen Mund ein Wort zu lesen,  
das früher nicht auf diesem Platz gewesen.  
In seinem Herzen stak ein scharfer Splitter,  
und offne Mienen wurden herb und bitter,  
nicht herb und bitter, nur ein leiser Schatten  
von Herbheit schien mit Hochmut sich zu gatten.

Der Schatten wird zum finstern Nebel werden,  
der Stolz sich hüllen in die Wolkenherden,  
Verschlossenheit wird stehn auf seiner Lippe,  
Verachtung brüten unterm dunklen Schild,  
er wird gleich jenem sein, dem eure Sippe  
so viel und wen'ger als ein Staubkorn gilt,  
wenn er versteht, sich aus dem Kampf zu retten  
und Panzer sich zu glühn aus euren Ketten.

Aus einem Retter wird euch ein Verächter,  
der euch geliebet, wird zu eurem Feind,  
aus eurem Schützer zieht ihr euren Knechter,  
den lehrt ihr fluchen, der jetzt um euch weint.  
Dann aber, wenn er alle seine Gaben  
verschiedet sich zu Panzer, Helm und Schild,  
dann werdet ihr genug gequält ihn haben,  
dann ist er Jäger, und ihr seid das Wild.

Doch eh das kommt, wird Jahr auf Jahr vergehen,  
von tausend Schlägen wird er neu erstehen,  
bis endlich er, verkappt in Stahl und Eisen,  
dem Zwerggezüchte wird die Wege weisen.  
Laßt mich ins Spiel der Welt die Blicke lenken  
und einer Schar Verschlussener gedenken,  
die tatenlos mit besten Kräften feiern  
und mit Verachtung all ihr Tun umschleiern.

## VII

Wohin ich kam, da hab' ich sie getroffen.  
Sie schlossen ab mit allem eitlen Hoffen,  
sie legten kraftbewußt zur ew'gen Ruhe  
ihr Handwerkszeug in ihres Busens Truhe;  
umschalet liegt's da wie im Grab der Erde,  
als Wächter drauf die scheuchende Gebärde.  
Dort kann kein fader Blick den Schatz entdecken  
und keine rohe Hand ihn mehr beflecken.

Es geht ein Schatzhaus finster durch die Länder,  
der Grund erbebt, wenn sich sein Schatz bewegt.  
Wohl nehmt ihr gern die Spangen und die Bänder,  
die es in ew'ger Ruhe in sich hegt.  
Und würden diese Schätze einst erschlossen,  
dann gäb's ein Blühen und ein herrlich Sprossen,  
so aber müssen wir zumeist begnügen  
mit Schätzen uns, die rings zu Tage liegen.

Der mag sich freuen und sich glücklich preisen,  
der es begegnete auf seinen Gleisen,  
der, wenn das Herz ihm wuchs vom heißen Sehnen,  
sich durfte fest an seine Pfeiler lehnen,  
der schauen durfte in die tiefen Schächte,  
drin unverletzt das Gute und das Rechte  
tief hinter sturmzerrißnen Vorhangsfalten  
sich hatte jung und hehr und schön erhalten.

Gönnt meiner Brust die Ehre, euch zu kennen,  
und meinem Sang die Ehre, euch zu nennen.  
Wie nenn' ich euch, ihr finstren Offenbarer,  
ihr alles Guten göttlichen Bewahrer,  
die ihr verbergt der Menschheit höchste Güter,  
aus denen ewig schöpfen die Gemüter,  
die ihr sie tragt und wahrt in Freud und Leiden,  
wenn andre rings das Ihrige vergeuden?

Der Menschheit Herz, das, ewig tief verborgen,  
ihr Leben bergend, Leben gebend schlägt  
und über alle Wehn und alle Sorgen  
den Schatz des Lebens ihr bewahrt und trägt,  
ich nenne euch die tief verschloßne Truhe,  
drein sammelnd der Erwerber legt sein Gut,  
ich nenne euch den Meeresgrund der Ruhe  
und alle Menschen eures Spiegels Flut.

Auf Meeresflächen spiegeln Sonnenstrahlen,  
und muntre Fischlein schnalzen in der Runde,  
tief unten ruhn in schimmernden Pokalen  
der Perlen Schätze auf dem finstren Grunde.  
Lebt wohl, ihr edlen Dulder vieler Qualen,  
ihr, die ihr wenige lehrt mit kargem Munde,  
und tosen sie um euch in ew'ger Hetze,  
die Stürme, wahret sicher eure Schätze.

Euch nenn' ich stark, uns aber nenn' ich schwächer,  
dann gibt es andre, diese nenn' ich schwach.  
Ihr trinket schweigend eurer Qualen Becher,  
wir kämpfen, jene rufen weh und ach.  
Sie irren um mit wildzerzausten Locken,  
zerrißnen Herzens, kraftlos, ohne Halt,  
bis endlich sie im Wahnsinnshause hocken,  
wo ihr Gesang uns unbekannt verhallt.

Der Fadheit ungeheure Heere schreiten  
groß durch die Masse auf uns wen'ge ein  
und prallen ab von euch — von uns zuzeiten,  
verstampfend jene unter ihren Reih'n.  
In Irrenhäusern häufen sich die Trümmer;  
wenn wir uns halten, muß es uns genügen.  
So war es ewig, und so bleibt es immer,  
wir können kämpfen, aber nimmer siegen.

Selin indessen träumt von Siegstrophäen,  
von Siegeskränzen, von der Siegeschlacht;  
er glaubt, des Schnitters Sense könne mähen  
das Unkraut mit des Weizens goldner Pracht  
und dann von neuem seine Saaten säen.  
Indes, das ist in Kinderart gedacht,  
und neue Lehren werden gleich Gewichten  
von Eisen seines Glaubens Korn vernichten.

Und wie der Hohn mit seinem Stolz sich mischte,  
ward seiner Gegner Schar noch mehr ergrimmt,  
bald stand er mitten in dem Kampfesgischte,  
der den umsprüht, der kühn entschlossen schwimmt  
entgegen dem gewalt'gen Strom der Wogen,  
den er vergebens zu bewinden strebt,  
er wird nicht rückwärts von der Flut gezogen  
und taucht empor, sooft sie ihn begräbt.

Doch vorwärts trägt ihn durch die starke Welle  
nicht seiner Glieder dauerhafte Schnelle.  
So harrt er aus, bis alle Kräfte weichen,  
die Flut ihn faßt und wirbelnd mit sich reißt  
und ihm weit unterwärts gleich andren Leichen  
im Uferschlamme seine Ruhstatt weist.  
Doch wenn's auch kommt, nur immer ausgeharret,  
bis Glied auf Glied versagt dir und erstarret.

### VIII

Im Hafen Napels war das Schiff gelandet,  
hier, wo die Armut, ein zeretzter Leue,  
am Tore liegt, hier, wo die Meerflut brandet  
in schmutz'ger Lauge statt in lichter Bläue,  
hier, wo der würdelosen Menschheit Ächzen  
am Boden liegt und tief im Schmutz versinkt,  
hier, wo der Habsucht wildste Geier krächzen  
und jede Blume nach Verwesung stinkt.

Hier, wo im himmlisch lichtumstrahlten Pfühle  
ein wunder, beulenvoller Kranker liegt,  
hier, wo des Paradieses heil'ge Kühle  
um kahle wurmzernagte Bäume fliegt,  
hier, wo des Weltentempels schönste Bilder  
ergossen liegen in erhabner Pracht:  
hier tappet eine Schar verkommner Wilder,  
entmenschter Krüppel fluchend durch die Nacht.

Wes Augen hier sich zaghaft nicht verschließen,  
ihr Recht bezweifelnd an dem Gottgenuß,  
wem hier die Tränen nicht vom Auge fließen,  
wenn er empfängt der Schönheit holden Gruß,  
indes zu Füßen ihm in tausend Qualen  
die Menschheit lallend sich und ächzend krümmt  
und von den reichgefüllten Schönheitsschalen  
nicht eine Gabe sich herunternimmt;

wes Busen hier, in eigennütz'gen Freuden  
vergehend, nicht des Jammers Stimme hört,  
wem hier ein mächt'ger breiter Strom der Leiden  
nicht seines Freudensees Spiegel stört:  
der ist nicht wert den Himmel zu empfangen,  
dem sei vergällt der schmäßliche Genuß,  
dem hemmen tausend Seile, tausend Zangen  
erbarmungslos den lustbegier'gen Fuß.

Ein göttlich Weib — so liegt die Welt entfaltet,  
mit allen Reizen himmlich ausgeschmückt,  
bis hin zum Berge, drin Hephaistos waltet  
und sanften Rauch zum blauen Himmel schickt.  
Wie rauscht das Meer, in schönen Farben spielend,  
dem Gürtel gleich um das erhabne Weib,  
wie schwelgt der Weih, im Himmelsgolde wühlend,  
herniederblickend auf den Götterleib!

Doch hockend sitzt der Tod an Weibesbrüsten  
und nagt und nagt mit blutbelaufner Hand,  
er scheint sich fest und fester einzunisten,  
die Wunde glüht im fürchterlichsten Brand,  
und weiter gräbt er einen Weg der Made.  
Schaut ihr den Fleck, der diesen Leib entstellt?  
Schafft mir den Pilz aus meiner Hochzeitslade,  
schafft mir Neapel aus Neapels Welt!

Selin irrt schauernd durch die schmutz'gen Gassen,  
und schauernd sieht er der Paläste Stolz.  
Nicht kann sein Busen all dies Elend fassen,  
wenn schier sein Auge auch in Tränen schmolz.  
Ihm drückt's die Brust, schwer hebt sich seine Zunge,  
und was sie bebend spricht, ist: Luft und Licht!  
Weil hier das Schicksal wie mit Panthersprunge  
sein leichtes Rettungsfahrzeug ihm zerbricht.

Hier gibt's kein Elend aus der Nacht zu reißen,  
aus wilder Tiere Käfig nicht ein Lamm,  
hier füllt die Luft ein fürchterliches Kreißen,  
und keine Perlen liegen mehr im Schlamm.  
Hier winden Schlangen sich um gift'ge Schlangen,  
und die Tarantel sticht den schlamm'gen Molch,  
hier gibt es kein erstarrtes Lichtverlangen,  
hier stirbt der Mörder durch des Mörders Dolch.

Das Elend naht auf dürrem Flammengaule,  
und Schwefeldämpfe rollen vor ihm her,  
es hält des Lasters Freibrief fest im Maule  
und sprengt, die Geißel schwingend, kreuz und quer.  
Habsucht und Hochmut führ'n des Gaules Zügel,  
Armut und Reichtum hüpfen hinterdrein,  
die Laster alle mit verfaultem Flügel  
beschließen jauchzend den gewalt'gen Reih'n.

Das Elend greift in jeden Menschenhaufen  
und faßt mit Kreischen Kind und Mann und Greis:  
den treibt's zum Hängen, jenen zum Ersaufen,  
den wirft es lachend in der Laster Kreis;  
und wo es schritt, da liegen sie am Wege,  
von Ungeziefer und von Schmutz beschwert,  
in einem dumpfig-kotigen Gehege,  
das hie und da die schwarze Pest durchfährt.

Da gibt's ein wildes, gräßliches Getöse  
durch Tag und Nacht und wiederum zum Tag,  
wo sich in ew'ger Brutstatt alles Böse  
zur Geiermahlzeit zubereiten mag.  
Und wehe dem, der mit dem Elend rechtet,  
und wehe dem, der mit dem Elend ficht,  
er wird dem schlechtesten Opfer gleich geknechtet,  
und seine Geißel saust ihm ins Gesicht.

Die eigne Waffe muß Selin verhüllen;  
das Elend spricht — der Knabe lauscht und lauscht,  
indes ein donnerähnlich wüstes Brüllen  
durchs Reich der Lüfte sinnbetörend rauscht:  
„Leer ist das Feld, verbrannt die letzten Ähren,  
die Wurzel nur steckt faulend noch im Grund,  
davon sich Würmer nur und Maden nähren;  
ihr aber steht mit aufgerißnem Mund.

Wohin die Erntewagen mochten rollen,  
ich weiß nicht; weiß nicht, wer sie euch verschlang,  
ich aber kroch aus den verbrannten Schollen  
und mache jauchzend meinen Donnergang.“

Da wandte sich Selin und ging von dannen,  
kaum noch ertragend sein gepreßtes Herz,  
er warf sich hin, und seine Tränen rannen  
in ungeheurem, namenlosem Schmerz.

## IX

Selin erwacht, und mit den größten Leiden  
zugleich empfindet er der Ohnmacht Weh.  
Hier mag ein Gott des Elends Fesseln schneiden  
vom Schwall der Opfer. So wird ew'ger Schnee  
im Hochgebirge durch des Blitzes Leuchten  
nicht mehr zertaut. So mögt vergebens ihr  
den Sonnenball mit Tränenströmen feuchten.  
Mit unsrer Kraft vergebens streben wir.

Das fühlt Selin, — und lange trübe Wochen  
umirrt er einsam nun Neapels Golf.  
Oft steht er stumm, wo die Gewässer kochen  
um Felsenbrüste. Gleich dem grimmen Wolf  
anspringen sie mit donnerndem Geschäume  
die Ufer, und ihr Gischt fliegt hoch hinauf,  
benetzend Lorbeer- und Olivenbäume.  
Doch ewig ruhig hält der Fels sie auf.

Nach Wochen aber ist Selin genesen,  
vom Mitleid nicht, vorerst vom Rettungswahn.  
Er hat aus seinen Schätzen sich erlesen  
die besten, und in einem schwanken Kahn  
sucht er sie rettend aus dem Sturm zu bringen.  
Das Ufer naht, schon steht er auf dem Grund,  
es scheint ihm rasch und sicher zu gelingen,  
er atmet frei und glaubt, er sei gesund.

Er fühlt so mächtig seinen Busen schwellen,  
es drängt ihn unaufhaltsam zum Gesang,  
es will aus tausend heißen Brunnen quellen,  
bald laut und voll, bald wieder schwach und bang.  
Ein Kämpfer sein, so dünket nun Seline,  
heißt eine Waffe führen in der Hand,  
und wo es blühend wachsen soll und grünen,  
da wirft der Landmann Körner in den Sand.

Er denkt bei sich, es müssen Körner reifen,  
eh sie zu Halmen neu empor gedeihn,  
und seine Sichel muß der Schnitter schleifen,  
geht er ins volle Ährenfeld hinein.  
So suche nun mit Fleiß die besten Körner  
und laß sie keimen still und mit Bedacht,  
dann schleife deinen Stahl, leg um die Hörner  
des Stiers das Joch und ernte ein mit Macht.

Sind deine Scheuern voll, dann kannst du geben  
mit vollen Händen, und man lohnt dir's gut.  
Erst aus dem Saft herblich reifer Reben  
steigt süßer Traube heiße Lebensflut.  
Und weiter will es unsren Knaben dünken,  
man müsse alles Weh und alles Leid  
um sich vergessen und in sich versinken,  
bis es zu herbsten und zu keltern Zeit.



O armer Knabe, lange wirst du irren,  
bis sich ein mächt'ger finstrer Knoten schürzt,  
den deine Hände hastig zu entwirren  
versuchen werden, der dich niederstürzt,  
wenn du unfähig bist ihn aufzureißen,  
und der dich rings mit finstren Armen faßt,  
so deine Zähne sich darein verbeißen.  
Er bringt den letzten schauerlichsten Gast.

Indessen hoffe! — Und du hoffst, mein Knabe,  
du glaubst so sicher dich auf festem Turm,  
nicht schreckt dich mehr des Schicksals Nebelrabe,  
du fürchtest keinen Blitz und keinen Sturm.  
Du weißt, was gut ist. Was du jetzt erfahren,  
hat dich belehrt. Was gilt's, du fehlst nicht mehr.  
Da kommen sie mit aufgelösten Haaren,  
die beiden Weiber seiner Kindheit, her.

Sie nahen ihm, sie nehmen ihn gefangen.  
Die spricht: „Durch mich!“ Die spricht: „Durch mich sei  
groß!“

Er greift nach beiden voller Glutverlangen,  
doch beide winden schnell sich von ihm los.  
Die eine seh' ich Stein und Meißel tragen,  
die andre hör' ich eine Laute schlagen,  
ihn aber seh' ich bald den Meißel greifen  
und bald der Laute goldne Saiten streifen.

So irrt er lange, lange zwischen beiden,  
er kann nicht ruhen bei der einen Frau.  
Will er sich siegend von der Leier scheiden,  
so netzt sie ihn mit frischem Liedertau.  
Er eilt zu ihr und will sie nimmer meiden,  
sie klingt verstimmt, sogar oft kalt und rauh,  
und schreckt ihn wieder traurig zu der andern.  
So gibt's ein langes, hoffnungsloses Wandern.

Oft sinkt er müde zwischen beiden nieder  
in argen Kampfes übergroßer Qual,  
da quellen ihm wohl leise, leise Lieder  
vom matten Munde hie und da einmal.  
Doch raubt Erholung ihm die Stimme wieder  
und treibt ihn fort zu immer neuer Wahl.  
Er bittet jede seiner Schreckgestalten,  
ihn endlich, endlich einmal festzuhalten.

Da schien's, als wollte eine sich erbarmen; —  
die mit der Laute winkt ihn zu sich her  
und nimmt ihn auf in weiten, offenen Armen  
und weist ihn sinnend übers blaue Meer.  
Er fühlt in Wahrheit endlich sich erwärmen,  
sein Busen ruht, sein Auge wünscht nicht mehr,  
er will beglückt die Leier fest umschließen  
und seinen Dank in ihre Saiten gießen.

Da aber weicht aus seiner Muse Händen  
die Laute sanft und hebt sich hoch empor.  
Von goldnen Strahlen, die sein Auge blenden,  
umfunkelt sieht er lichter Genien Chor,  
die sich im göttlich reinen Tanze wenden  
und endlich schwinden in ein Himmelstor,  
darum sie dichte Wolkenmäntel schlagen,  
nachdem das Kleinod sie hindurchgetragen.

„Was tu' ich nun?“ so hör' ich schwach ihn sprechen.  
„Wie soll ich singen, wenn die Laute fehlt?  
Mag immerhin mein schmachkend Auge brechen,  
das sehende lebt nur, daß man es quält.  
Mag deine Rechte mir den Nerv durchstechen,  
der ewig, ewig deine Qualen wählt.“  
Die Muse winkt und weist ihn in die Ferne  
und spricht: „Begehrenswert sind nur die Sterne.“

Drum, Waller, walle, sie herab zu rufen!  
Zum Kampfe, Waller, hoch den kühnen Blick!  
Es führen Steige, und es führen Stufen  
zu deinem Sterne und zu deinem Glück.  
Mit Pilgerfüßen jetzt, mit Flammenhufen  
legst du des Weges letzten Teil zurück.  
Du lerntest lieben, und du lerntest hassen,  
jetzt lerne, Jüngling, deine Laute fassen!“

Wie leuchtend malst du, Muse, deinen Himmel!  
Wie ernst und doch wie leicht malst du den Kampf!  
Hörst du der Menschen tobendes Getümmel,  
siehst du den finstren, schweren schwarzen Dampf,  
draus keine noch so helle Demantfirne  
mit ihrem Glühen leuchtet mehr hervor,  
der sich wird legen um des Jünglings Stirne  
und ihm verhüllen wird das Wolkentor?

Sie schwindet, und Selin starrt in die Weite.  
„Ihr nach, ihr nach!“ — Dann aber sinkt sein Blick.  
Ein Ende ward auch diesem Musenstreite,  
nun ist sein Busen still dank dem Geschick.  
Er wandert ruhig in Neapels Mauern,  
wo in dem Hafen noch sein Fahrzeug liegt,  
und ihn ergreift ein wehmutsvolles Trauern,  
wie es die Masten und die Wimpel wiegt.

Da tönt ein Ruf, da kräuseln blaue Ringe.  
Vom Pflöcke löst der Schiffer Seil um Seil.  
Der Anker hebt die schwere Eisenzwinge,  
verschlungnes Tauwerk kappt das flinke Beil.  
Der Schaum zerrinnt um die bemoosten Planken:  
Ade, ade, du sturmgewohntes Haus!  
Es segelt stolz aus engen Hafenschranken  
ins ungemessne Wogenfeld hinaus.

Er bleibt zurück an diesem heißen Strande,  
er lehnt wehmütig an des Hafens Rand,  
und wieder zieht's ihn nach dem Heimatlande,  
und wieder löst sich seines Trübsinns Band.  
Kaum noch so fest, kaum noch so gut gebunden,  
kaum noch gesiegt in manchem heißen Kampf,  
kaum noch den besten Balsam aufgefunden,  
und schon befällt die Brust ein neuer Krampf.

Er läßt die Glieder schlaff herniederhangen,  
und keine Tat scheint ihm des Tuens wert.  
Er fühlt ein einz'ges schläfriges Verlangen  
nach einer Heimat, Haus und Hof und Herd  
und Einsamkeit und einem Ort zum Träumen  
im stillen, weiten, unbetreten Wald,  
wo unter dichten, weitverzweigten Bäumen  
das Lied der ungezähmten Vögel schallt.

Er sinnt und sinnt und wird hinweggetragen  
weit über Länder nach der Heimat Flur.  
Ich höre seines Geistes Flügel schlagen  
und folge kühnlich seiner luft'gen Spur.  
Ich seh' ihn schwelgen auf beblumter Wiese,  
ich seh' ihn wandeln, an sein Lieb gedrückt,  
und höre seinen Fuß im Gartenkiese,  
der unter leiser Schritte Druck erschrickt.

Da wacht er auf. — Rauh krächzt des Bettlers Bitte,  
des Krüppels Beulen recken sich ihm dar,  
die Straße gellt vom Stampfen vieler Tritte,  
und eine schmutzige, verrohte Schar  
wogt um Selenen; ihre Blicke münden  
gleich düstren Schlünden dräuend auf sein Haupt  
und dringen ein und lassen neu entzünden  
die Flammen, die er lange tot geglaubt.

„Was wollt ihr?“ spricht er. „Wollet mich nicht richten,  
ich bin gefangen, bin wie ihr ein Knecht.  
Was fordert ihr mit euren Gramgesichten?  
Ich weiß, ich weiß, ihr fordert euer Recht.  
Ich bin ohnmächtig! Zeuget, große Götter,  
mir meine Ohnmacht!“ Doch die Schar bleibt kalt  
und fordert weiter murrend ihren Retter,  
wie sie in Armut durcheinander wallt.

Da bricht das Band — und in der Brust entbunden,  
aufjauchzen die Dämonen allesamt,  
sie schlagen sich mit Kreischen tiefe Wunden,  
indes Verzweiflungsfeuer sie durchflammt.  
Der Knabe fällt mit aufgelösten Locken  
und blut'gen Augen auf den kalten Stein  
und ruft: „So laßt in eurem Schmutz mich hocken,  
laßt mich mit euch, mit euch im Elend sein!

Fallt ab, ihr saubren Kleider! Um die Hüften  
legt Lumpen mir, die Moderduft getränkt!  
Führt mich hinab zu euren dumpfen Grüften!  
Ich mag die Sonne nicht, die ihr mir schenkt,  
ich mag die Speise nicht, aus euren Zähnen  
gerissen, aber bei des Himmels Huld  
noch weniger den Trank von euren Tränen,  
am mindesten aber eures Elends Schuld.“

Laßt ihn nur ringen, laßt ihn ruhig kämpfen.  
So ist es immer, wenn nach langer Fahrt  
des Sees Toben milde Lüfte dämpfen,  
da sinkt der Seemann, der bis jetzt bewahrt  
die ganze Kraft, erschöpft und müde nieder,  
als sollt' er nun und nimmermehr erstehn;  
doch eh noch kehren neue Stürme wieder,  
sollt ihr ihn kräftig und gewappnet sehn.

## X

Ein Eiland liegt gehüllt in blaue Wellen  
im Golf Neapels; schroffe Felsenwand  
umringt es gleich gewalt'gen festen Wällen,  
und Ziegeneiland, Capri, ist's genannt.  
Bis nach Sorrento ist Selin gezogen,  
dort ruht er aus, bis ihn das leichte Schiff  
hinüberschaukelt durch die blauen Wogen  
nach Capris grünbehangnem Felsenriff.

Sorrentos schroffe Kanten jählings fallen  
ins blaue Meer. Hoch von des Felsen Grat  
schaut eine Herberg in des Meeres Wallen,  
heruntersteigt ein schmaler Felsenpfad.  
Hier wohnt der Friede unter saft'gen grünen  
Orangebäumen, und hier stört kein Schall  
der wilden, rauhen Menschheit mehr Selinen,  
hier tönt allein das Lied der Nachtigall.

Die Nacht vergeht. Selin erwacht. Der Morgen  
weht übers Meer und haucht zu ihm herein.  
Vergessen sind, vergessen alle Sorgen,  
und drunten leise im Olivenhain  
beginnt sie wieder, Philomelas Klage,  
so süß, so wonnig und so ernst zugleich,  
und ihre Töne bringen Sag' auf Sage  
von einem sel'gen, heil'gen Ahnungsreich.

Halb schlummert er, halb lauscht er ihren Liedern,  
ihm wird so frei, ach so unsäglich frei,  
er fühlt sein Sehnen sich mit Licht befiedern  
und aufwärts schweben gleich dem stolzen Weih.  
In Sonnen badet seine finstre Seele,  
die Erde weicht dem göttlichen Gesicht,  
und alles das macht Philomelas Kehle,  
sie führt den kranken Mann durch Nacht zum Licht.

„Sing weiter, weiter, wolle nimmer schweigen!“  
so spricht Selin halb schlummernd, halb erwacht.  
„Ich sehe Götter aus den Wellen steigen,  
kein Licht, kein Licht! — Laßt mir die sel'ge Nacht!  
Sprich, Ölbaum, sprich, du süßbeschwerte Rebel!  
Ich will euch lauschen, lauschen immerdar,  
damit mein Geist mit eurem sich verwebe  
und meine Seele werde, was sie war.“

Und Philomelas Lied durchrinnt die Zweige,  
ein Strom von Balsam, lind und leis und mild,  
und holt herab auf blum'ger Liedersteige  
vom hohen Himmel Bild und Bild auf Bild.  
Tief unten rauscht des Meers kristallner Spiegel  
und flüstert lauschend um den Felsenfuß,  
und leise sprühen dunkle Wasserhügel,  
sich rings erweckend, ihren Morgengruß.

Das Lied verstummt. Da hebt Selin vom Bette  
sich auf, noch trunken von dem hohen Lied.  
Am Himmel dämmert eine Strahlenkette,  
und wie sie wächst und immer heißer glüht,  
da scheint's Selinen: solch ein hehres Prangen,  
es müsse reich und überreich zumal  
befriedigen der Menschheit Lichtverlangen.  
Wie unaufhörlich sich der Strahl zum Strahl

gesellet, glüht gleich flüssigen Rubinen  
die See und hebt und senkt sich stolz und hehr,  
in Purpurfalten hüllend Königsmienen.  
„Heil, Königsmantel, allumschlingend Meer!“  
Die Berge schmücken sich mit goldnen Reifen,  
und in Vesuvios grauen Scheitelrauch  
beginnt der Morgenwind hineinzugreifen,  
und holdes Sein erwacht um Baum und Strauch.

„Auf, auf zur Fahrt!“ — Das Segel fliegt und blinket,  
der Fischer ruft, das Ruder trieft vom Schlag,  
der süße Traum verschwindet und versinkt,  
und schlimmere Träume bringt der laute Tag.  
Voraus, mein Lied, steig auf zu Capris Klippel!  
Ergreif das Land, das deines Pflöglings harret,  
draus ihm ein Greis mit gramverzogener Lippe,  
ein finstrier Greiser, bleich entgegenstarrt!

## XI

„Wer bist du?“ fragt Selin, „der du entgegen  
mir kommst auf jedem Pfad, von jedem Steine  
mir winkst, überall und allerwegen.

Wer bist du, der du wallst im Mondenscheine  
und dessen Geist mir jedes Licht verdüstert  
und eine Wolke zieht um Capris Gipfel,  
von dessen Leben sich die Pinie flüstert  
und jede Palme mit bewegtem Wipfel?

Wer bist du?“ Und er spricht: „Ich bin ein Greiser,  
ein Armer und ein Reicher, bin ein Kaiser!  
Geh weiter, Knabe, laß mein düstres Walten  
nicht deine Wege stören. Meine Augen,  
sie wollen nicht für Ruh' und Schlummer taugen,  
und meine Rechte muß die Geißel halten.  
Geh nur hinab, dort sitzen sie beim Mahle,  
ein neu Geschlecht, geh nur hinab zu Tale!“

Ihm folgt Selin, von Schrecken jäh durchdrungen;  
doch wo der Weg sich wendet, steht er still.  
Da kommt's von oben wie mit Donnerzungen  
und bannt ihn fest, sowie er gehen will.  
Und was er hört, das macht das Herz ihm zittern,  
macht ihm erstarren mählich Glied um Glied,  
bald zephyrgleich, bald stürmend in Gewittern  
hört er das eine traurig-dumpfe Lied:

„Mich schmerzt mein Haupt, mich schmerzen die  
Gebeine,  
ich schleppe mich durch Wind und Wind und Sturm,  
ich schleppe mich bei Sonn' und Mondenscheine,  
flieg' wie der Adler, krieche wie der Wurm.  
Ich möchte sitzen, doch die Dornen stechen,  
ich möchte liegen, doch das wilde Hirn  
reißt mich empor, wenn auch die Glieder brechen.  
Mich schmerzt mein Haupt, mir brennt, mir brennt die  
Stirn.

Ich wollte helfen, und ich ward geschlagen,  
ich wollte fliehen, und ich ward erfaßt  
und auf den Thron, den gleißenden, getragen,  
bei meinen Festen war der Fluch zu Gast.  
Mein Blick war finster und mein Gang gewaltig,  
in starrer Hülle lag mein großer Geist,  
doch an der Hülle nagte mannigfaltig  
die ekle Made, die Verleumdung heißt.

Um meine Stirne flogen Wolkenschleier.  
Ich schlug hinein, sie blieben dumpf und schwer,  
nur hin und wieder kam ein trüber Geier  
mit schwerem Flug durch das Gewölk daher.  
Ich ward verraten, und ich ward verachtet,  
sie stießen in die Brust mir Stoß auf Stoß,  
ich ward verhärtet, und ich ward unnachtet,  
und mein Vernichter ließ mich nimmer los.

O Weib, o Weib! — Ich hab' ein Weib genossen,  
wenn je ein Weib den wahren Mann beglückt;  
an meiner Feinde Brust ward sie gestoßen,  
in fader Wollust matten Arm gedrückt.

O Weib, o Weib! — Mich schmerzen die Gebeine,  
ich schleppe mich durch Wind und Wind und Sturm,  
ich schleppe mich bei Sonn' und Mondenscheine,  
flieg' wie der Adler, krieche wie der Wurm.

O grauser Haß, du tobst in heißen Adern,  
ich peitschte gern in eins so Land und See,  
riss' auseinander dieses Weltbaus Quadern  
in übergroßem, allgewalt'gem Weh.

Furchtbar der Haß, den meine Liebe säugte,  
furchtbar die Wut, die Mitleid mir gebar,  
furchtbar die Flüche, die mein Segen zeugte,  
furchtbar der Jammer, der mir Freude war.

O Fadheit, Fadheit! Meines Wehs Gebilde  
stehn fürchterlich durch deinen Schwarm erhöht,  
und meine Blitze zucken ins Gefilde,  
und mein Orkan hat euch ums Haupt geweht.  
Und heulend krochet ihr in Angst und Nöten  
in Höhl' und Strauch in grauser Todesnot,  
da half kein Wimmern, und da half kein Beten,  
auf eurer Fährte folgte grimmer Tod.

Bezahlt, bezahlt! das ist mein einz'ges Denken.  
Bezahlt, bezahlt! das ist mein einz'ges Glück.  
Die ganze Welt mit meinem Jammer tränken,  
schafft mir — nicht einen stillen Augenblick.  
Ich möchte sitzen, doch die Dornen stechen,  
ich möchte liegen, doch das wilde Hirn  
reißt mich empor, wenn auch die Glieder brechen,  
mich schmerzt mein Haupt, mir brennt, mir brennt die  
Stirn.“

Und da erscheint er auf dem schroffen Zacken,  
der überhängt ins weite, lichte Tal,  
zerzauste Locken flattern um den Nacken,  
und seine Rechte hält gezückt den Stahl.  
Er ruft herab: „Ich grüß' euch, ihr Gesellen  
der neuen Welt, in meinem Sarkophage.  
Noch starb ich nicht; und meines Grames Quellen,  
sie quellen weiter, bis zum Jüngsten Tage.

Dann aber wird der Erde Busen klaffen  
und mein zertretnes Leid in tausend Bächen,  
ein Strom von Helmen, Harnischen und Waffen,  
durch alle Spalten, alle Poren brechen.  
Schlafft tief im Tal, spielt unter fadem Lächeln  
mit andrer Leid! Ich aber werde wachen  
und irren, — wenn euch Däfte rings umfächeln,  
die Bälge ziehen und die Flammen fachen!“

## XII

Nur ahnen mochte, was der Geist gesprochen,  
Selin, doch was er ahnte, trieb ihn an  
zur Tat. Er fühlte heiß sein Herzblut kochen.  
Zum Felsen der Vollendung kühn hinan  
zog ihn sein Mut. Und was er ahnte, singen  
in hehrer Form, in heil'ger Melodie,  
das war sein Sehnen, war sein heißes Ringen,  
der Kern, der seinen Taten Kraft verlieh.

Eh ich dir weiter folge, irrer Knabe,  
laß von der Warte mich herniederschauen.  
Du nahst dich einem ungeheuren Grabe,  
drauf Lerch' und Amsel ihre Nester bauen.  
Die Lerchen singen, und die Amseln singen,  
bist du ein Mensch, gehörst du in das Grab,  
draus keine Töne mehr zum Himmel dringen.  
Halt ein und lenke rückwärts deinen Stab!

Du traust mir nicht?! Dich lockt das süße Tönen.  
Du glaubst, es sei auch in der Menschenwelt  
erlaubt zu singen, und das Arbeitsfeld,  
meinst du, kann milder Dichtersang verschönen.  
Es fliege leichter dann, meinst du, der Spaten,  
die Sense blinke freudiger darein.  
Sei still! — sie können deines Lieds entraten,  
es muß gepflügt, doch nicht gesungen sein.

Du sprichst zu mir, du willst mich überwinden  
mit dem, was du dir malst vom Menschenglück?!  
Ich aber, sieh, trotz allen deinen Gründen,  
dieselbe Warnung geb' ich dir zurück.  
Begleite mich durch öde finstre Gassen  
furchtbarer Nacht! Hörst du's den Weg entlang,  
dies Wimmern? Sieh, dich will ein Grauen fassen:  
Dies wird, mein Kind, in unsrer Zeit Gesang.

Du fragst nach Lerchenjubel. — Lerchenjubel!  
Wir haben alles Jubeln längst verbannt.  
Hörst du das Kreischen in dem wilden Trubel  
des Marktes? Goldgeklimper füllt das Land.  
Das sind die wahren Sänger, müde Leiber,  
die stöhnend singen ihr unsel'ges Lied,  
und ihre Musen sind vergilbte Weiber,  
durch deren Mienen sich das Elend zieht.

Das sind die Wahren. Andre aber springen  
dort auf dem Markt herum und im Tumult.  
Die Goldbegierde reizte sie zum Singen,  
doch grade deshalb kamen sie in Huld.  
Sie weinen nicht, noch schelten sie und klagen,  
denn ihre Werke tragen reiche Frucht,  
kurz, freilich, ist des glatten Weges Flucht,  
den sie befahren auf Fortunens Wagen.

Sie sind zufrieden, und durch ihre Kehlen  
geht ein Gemenge wunderbarer Art.  
Wo kommt es her? Mitnichten aus den Seelen;  
es ist Verstand, mit Geldbegier gepaart,  
Verstand und Geldgier, statt der heißen Liebe  
für Menschenwürde und für Menschenglück.  
Du aber wandre deinen Weg zurück  
und bleibe fern dem rollenden Getriebe.

Du zauderst, und du schaust nach jenen Sängern,  
als sei ihr Teil begehrenswert und schön,  
weil Weihrauchdüfte ihre Brust umschwängern.  
Ich kenne dich, — du wirst die Wege gehn  
der wahren, wenn auch tiefen Nacht entgegen,  
du wirst verschmähen diesen falschen Tag,  
weil deine Brust sich nicht verdingen mag  
des leeren, schweißbedeckten Goldes wegen.

Du wirst mit Würde eigne Wege wallen,  
um Wahrheit singen, nicht um Goldgewinn!  
Du wirst nicht buhlen mit der Welt Gefallen,  
du gibst die reine, ganze Seele hin.  
So muß es kommen, daß man sie zertrümmern  
wie andre wird und du zu jenen gehst,  
die in den langen, dunklen Gassen wimmern,  
in denen du an meiner Seite stehst.

Du siehst mich an und jene drauf und weinest,  
und krampfen will sich deine junge Faust.  
Ich weiß, mein Knabe, fühle, was du meinst:  
Du denkst daran, wie oft ein Sturmwind saust  
daher im Liede und die fade Sippe  
herunterstreift vom Körper dieser Welt.  
Du fühlst dich mächtig wie die starke Klippe,  
an der Jahrhunderte die Flut zerschellt.

Ein schöner Wahn! Ein Wahn, dem alle leihen  
ein ernst Gehör. Wie solltest du es nicht?  
Man mag den Jugendirrtum dir verzeihen,  
du hast ein tatenmutiges Gesicht.  
Doch höre, auch der Fels im weiten Meere  
vergeht, höhlt doch der Tropfen schon den Stein.  
Und sicher toben neue Wellenheere,  
wenn jede Klippe wird zerfallen sein.

Der Stärkste fällt! — Da hebt der treue Jünger  
das Lockenhaupt und spricht betränt und heiß:  
„Laß mich nur kämpfen wie ein kühner Ringer:  
nicht um des Ölbaums duft'gen Siegerpreis —  
ich will nur fallen so, wie alle fielen,  
in Nacht und Dunkel für der Menschen Heil.  
Die Überzeugung siegt. Den Todespfeil  
im Herzen, will ich Götterfreuden fühlen.“

Kannst du entsagen, Jüngling?! Singe, dichte!  
Das ist der Mut, den wir anjetzt bedürfen.  
Die Dichter sind die Tränen der Geschichte,  
die heiße Zeiten mit Begierde schlürfen.  
Ström aus dein Herzblut! Auf die sand'gen Flächen  
der Wüste ström es hin mit festem Mute,  
und ohne Jammer laß dein Auge brechen,  
wenn auch kein Gräslein schießt aus deinem Blute.

### XIII

So müssen wir ihn denn gewähren lassen.  
Hier hilft kein Warnen, denn er ist gewarnt,  
der heil'ge Wahnsinn hat ihn ganz umgarnt,  
und nirgend kann der Nüchterne ihn fassen.  
Er geht. — Schon schwebt er weit in stolzen Höhen,  
kaum noch erblickt mein menschliches Gesicht  
die Flügelfedern, die im Winde wehen.  
Verflieg im All, im weiten All dich nicht!

Kehr um! die Sohlen deiner Füße hefte  
an diese Welt mit fieberhafter Hast,  
aus ihr entsteigen alle deine Kräfte.  
In jenem Raume kommt der grause Gast  
der Nacht. Des Wahnsinns Wahn steigt aus der Höhle  
des Nichts und spricht zu dir mit süßer Stimme.  
Du folgst mit durst'ger, ewig trockner Kehle,  
und wie sich auch vor Schmerz dein Körper krümme,

er reißt dich mit hinab, er stürmt hinauf,  
mit eins durchbraust er alle fernsten Weiten,  
du rennst die Stirn im grausen Wahnsinnslauf  
ans Tor des Nichts, und an den Ewigkeiten  
prallt ihr zurück. Es lacht der Geist und schmettert  
hinauf, hinab dich in gewalt'gen Sprüngen.  
Ein Heer von Weltenmaden aber klettert  
an dir hinauf, die alles dir durchdringen.

Du schüttelst dich, sie bleiben. Deine Stirne  
deckt Schweiß, dein Auge brennt, du weinst mit Beten,  
du fühlst ein stechend Weh in deinem Hirne,  
du willst den Weg zum Erdenball betreten,  
still, schweigend schleichen aus den kalten Räumen.  
Du irrst, — der Geist, der Geist hält deine Hand,  
er sagt zu dir: „Mein Freund, mein Freund, wir träumen.  
Ich bin nicht, du nicht, alles ist nur Tand.

Du schaust mich an! — Du nicht, du bist nicht du,  
ich bin nicht ich. Das All ist nicht das All.  
Wo willst du hin, wo geht dein Streben zu?  
Du steigst hinauf und fürchtest jähen Fall?  
O fürchte nichts, hier gibt's kein Steigen, Fallen,  
hier ist nur das, was du bist, was du nie  
erfassen wirst. Hier hebt die schwarzen Krallen  
ein Ding, das du nicht kennst, das du nicht messen  
noch schauen kannst. Ein urgeheimes Ding.  
Nicht urgeheim, auch nicht ein Etwas, dessen  
Etwas du fassest, nicht zu groß, nicht zu gering,

nicht einmal nichts für dich.“ Er lacht und höhnt,  
sein Opfer aber atmet schwer und stöhnt.  
Es faßt nach Halt, es fällt — es fällt — es fällt  
ins Haus der höchsten Weisheit dieser Welt,  
ins Irrenhaus!

Selin indessen fühlt  
den fremden Strom, der aus dem All sich wühlt  
und unbekannt um seine Schläfe weht;  
er weicht zur Erde, eh sie ihm vergeht.

Bald also steht er in den eignen Grenzen,  
bemüht zu schaffen aus sich selbst sein Lied.  
Er sieht ein klares Ziel vor Augen glänzen,  
und ihm zu nahen, ist er treu bemüht.  
Vergangner Völker hohe Heldentaten  
verfolgte er mit Ruh' und stillem Fleiß  
und legte in den Busen Saat auf Saaten,  
und Knospen trug manch frisch genährtes Reis.

Doch wehe! Bald gesellt sich zu dem Streben  
die Hoffnung wieder, und wo Hoffnung ist,  
da muß es jähen Sturz, Enttäuschung geben.  
Vergiß, wovon du ausgegangen bist,  
vergiß es nicht. Kehr stets von deinen Zügen  
auf deinen Fels der Hoffnungslosigkeit,  
sonst stürzest du, eh deine Banner fliegen,  
eh du zum Kampfe und zum Tod bereit.

Seht, wie ihm ahnungsschwer der Busen zittert,  
wie strahlend sich sein Blick zum Himmel hebt,  
als habe ihn ein Gottgedank' umwittert,  
den er zu fassen, zu behalten strebt.  
Sein Innres wallt von mächtigen Gefühlen,  
und zuversichtlich, selig blickt er nieder.  
Wird ihm kein Gott das falsche Feuer kühlen?  
Er glaubt, beim Zeus, er glaubt an seine Lieder!

O Schlangen ihr! Wie ihr in uns euch windet,  
daß euer Schillerglanz uns schier betäubt.  
Wie ihr uns Urteil, Vorsicht, alles bindet,  
euch gegen jede Kette funkelnd sträubt.

Ein Schauer faßt uns, unsre Augen leuchten,  
und lachen, jauchzen will in uns das Herz,  
und stolze Tränen unsre Blicke feuchten,  
wie Tau zerschmelzend auf erglühtem Erz.

Und ach! Wie er beginnt zu dichten wieder  
im Geist, in unbestimmten Phantasieen,  
da steigt vom Himmel ihm das Bildnis nieder,  
das ihm der erste Jugendmut geliehen:  
„Ein Dichter sein mit Strahlenkranz und Krone,  
bei dessen Tönen lauscht die ganze Welt,  
sein Sessel schwebende Wolken throne,  
am Firmamente leuchtend aufgestellt,  
in seiner Brust die Sprache jeder Zone,  
von dessen Leier Blitz und Donner fällt.“  
Bei aller Liebe, sag' ich, heiß verhüllen  
das hehre Bild um deiner Rettung willen!

O armer Jüngling! Wenn du heiße Quellen  
im Busen trägst, man wird sie dir verschütten,  
ein Heer von Würmern dir die Wurzel fällen  
des Baumes, der du bist. An deinen Schritten  
wird hangen blasser Neid, unfähig blasser,  
und wird von keinem Drange sein getrieben,  
als dich zurück in deine Nacht zu schieben, —  
nicht deiner Tat, nur deiner Urkraft Hass.

Sprich nicht! — Schweig still! — Indes, du schweigst  
mitnichten,  
da fällt die Schar, die schale Schar, dich an.  
Sie raten dir mit Würde ab, zu dichten;  
das, sagen sie, ernährt nicht seinen Mann.  
Du staunst, du sprichst von dem, was dich beweget,  
von dem Beruf, der dich zum Kampfe treibt.  
Oh! nicht nach dem, was deine Seele heget,  
man schätzt nach dem, was dir im Beutel bleibt.

Du dichtest, und du flutest deine Liebe  
hinaus in Treuen, denn dein Herz ist rein.  
Ob auch in dir kein Tropfen Blutes bliebe,  
du singst um Wahrheit, nicht um Flitterschein.  
Was fühlst du nun, wenn du von deinem Nacken  
streifst dein Gewand, des Bettlers Blöße deckend,  
und dieser spricht, sich höhnisch, hämisch reckend,  
indem es seine rohen Arme packen:

„Was gibst du mir den Lumpen für die Glieder,  
der nicht nach Mode ward und Kunst gefügt?  
Hier hast du deine lump'ge Gabe wieder,  
die meiner Armut nicht und Not genügt.“ —  
Du fühlst, wieviel du gibst. Du gibst dein Leben,  
dein Höchstes, und du bist zum Tod verletzt,  
siehst du dein Blut an andrer Sohlen kleben  
und dein Gewand besudelt und zerfetzt.

Wohl wissen's deine Feinde so zu machen,  
daß du nicht weißt, wo hier das Recht sich findet,  
ein dumpfer Schrei sich deiner Brust entwindet,  
du könntest weinen, und du könntest lachen,  
nur einzig reden nicht, denn deine Geister  
sind wirr und wissen nicht, wo aus noch ein.  
Da werden deine Feinde deine Meister  
und deines reinen Liedes Mörder sein.

Ihr sagt: „Warum so ernst das Ganze nehmen?  
Das sind phantastisch wilde Elemente.“  
Nun, wenn man's doch so ehrlich meinen könnte,  
ihr Herren, wer von uns muß sich dann schämen?  
Ihr habt von je das Opferblut verhöhnet!  
Wollt's oder nicht, mein Wille ist, zu fallen.  
Willkommen sind mir eure feigen Krallen.  
Schlagt ein! ich habe mich mit euch versöhnet.

Nicht so Selin. Er knicket jäh zusammen;  
das hat sein schlimmstes Ahnen nicht gedacht.  
Er fühlt verflackern seines Busens Flammen,  
bis sie ein Windhauch wieder neu entfacht.  
Und bald beginnt er suchend mit den Augen  
zu forschen, wer für seines Herzens Schlag,  
für seines Busens Fülle möchte taugen.  
So sucht er denn vergebens Tag um Tag.

Und wie sie alle kalt vorüberschritten,  
schien er sich selbst dem ärmsten Bettler gleich.  
Dann aber wieder ging mit Königstritten  
er durch sein eignes, selbstbeherrschtes Reich,  
besah sich rings die herrlichen Paläste  
und im Smaragd der Quelle reine Pracht,  
er gab sich selbst betrachtend Götterfeste  
und machte so zum Tag die dunkle Nacht.

Doch wenn er dann von neuem trat ins Freie  
und in den Kreis der armen Welt hinein  
und alles sich mit wütendem Geschreie  
verfolgte, schlug und wollte Sieger sein  
und wenn er dann des Siegers Krone suchte,  
da war's ein gleißendes, gemeines Ding,  
darum der Bruder seinem Bruder fluchte  
und der Verbrecher dort am Galgen hing.

Da schien's, als hab' er eher keine Rechte,  
zu wühlen in den Schätzen seiner Brust,  
bis der geringste aller Mammonsknechte  
genießen könnte die geweihte Lust;  
dann warf er aus den Türen seiner Welten  
viel neue Schätze in der Menschen Pfad  
und mußte sehen, wie mit grausem Schelten  
der Menschentroß von neuem sie zertrat.

Genug! Das preßte seinen Kampfmuth nieder,  
verhüllte ihm sein sonst so klares Ziel.  
Bald war er wie vor wenig Zeiten wieder  
des Weltenschmerzes ruderloses Spiel.  
Verloren lag der Kompaß in den Wellen,  
zerrissen flog das Segeltuch im Wind,  
verstopft von neuem waren alle Quellen  
der Klarheit und er schwächlich wie ein Kind.

Er ließ die Arme matt herniederfallen,  
zur tatenlosen Klage nur bereit.  
Er ließ die Woge schalten nach Gefallen  
und schwamm dahin in dumpfer Müdigkeit.  
Da griff er sehnend nach der Göttin Leier.  
Sie röchelte, sie klirrte ohne Sinn,  
und graufeucht fiel ein schwerer Nebelschleier  
vom Himmel über seine Lieder hin.

Dem Dichter Heil, der noch in Tränen dichtet,  
denn zu ertragen ist sein herbstes Weh;  
doch wehe jenem, dem ums Haupt sich schichtet  
die schwarze Nacht, ein ungeheurer See,  
der wogt und wächst und bindet sich und theilet  
und quillt und drängt in ewig neuer Nacht,  
durch den nur hie und da ein Funke eilet,  
der ihm nur immer neues Leid entfacht.

Wie wand er sich und wollte schrein im Schmerze  
und wußte doch, je mehr sein Innres schrie,  
je mehr nur dient' er jener Schar zum Scherze,  
die um ihn her in fetter Zucht gedieh.  
Die Laute schwieg. Das war des Elends Krone.  
Was man ihm antat, hielt sein Herz für Schmach;  
so plagt er selber sich mit biss'gem Hohne,  
indes sein Herz in herbem Elend brach.

Und immer weiter von dem Sonnenlichte  
hinweg verlief Selin sich in die Höhle  
der Finsternis. Ein geiferndes Gezüchte  
umringelte verderblich seine Seele.

Die falsche Selbstverachtung wälzte Berge  
auf seinen Mut, und der Gedanken Scharen,  
vergebens kämpfend wie mit Riesen Zwerge,  
vermehrten nur die schrecklichen Gefahren.

Je finstrier sich die schweren Wolken ballten,  
je scheuer ward Selin. Da schoß ein Blitz  
hervor mit donnernd feurigen Gewalten  
von Jovis himmelhohem Göttersitz.

„Haß oder Tod!“ so rief Selin; die Locken  
im Winde flogen, glühend ging sein Hauch.  
Und vorwärts lief er, ohne je zu stocken,  
mit gellen Rufen durch den schweren Rauch.

„Haß oder Tod!“ Er stand am Meeresstrande.  
Die Welle gurgelte und fraß im Kies,  
der Mond entglomm dem düstren Wolkenrande,  
beleuchtend ein verlornes Paradies.

Selinens Busen schwoll von Höllengluten,  
er nahm die Laute in die heiße Hand  
und warf sie fluchend an die Felsenwand.  
Die Trümmer fielen tönend in die Fluten.

Da stieg die Muse aus dem Silberschleier  
des Mondes. Ruhig stieg sie in die See  
herab und suchte der zerschlagenen Leier  
verstreute Trümmer. Ihres Busens Schnee  
war tränenfeucht. Ein langer Blick der Trauer  
fiel auf Selinen. Dann in lichtem Schimmer  
schwand sie entsteigend. Eine Wolkenmauer  
bedeckte sie, entzog sie ihm für immer. — —

Und wollt ihr wissen, wo Selin geblieben,  
so fragt der Winde und der Wellen Schar,  
in die er seinen letzten Brief geschrieben.  
Greift in der Wogen schimmernden Talar  
und hebt ihn auf! Darunter wird er schlafen,  
der einen Kampf begonnen, panzerlos.  
Schlecht, könnt ihr sagen, waren seine Waffen,  
doch war sein Mut und seine Liebe groß.

# DAS BUNTE BUCH

## GEDICHTE

Hier sind die frühen Gedichte aus den achtziger Jahren vereinigt, die in Italien, auf Rügen und Hiddensee, in Kötzschenbroda, Erkner und Berlin entstanden sind. Die im Jahre 1888 vorbereitete Veröffentlichung kam nicht zustande. Dem Abdruck liegt der Text der 1924 vom Leipziger Bibliophilenabend veranstalteten einmaligen Ausgabe zugrunde, vermehrt um die beiden frühen Widmungsgedichte aus den Jahren 1880 und 1882.

FRAU JULIE SCHUBERT INS STAMMBUCH

Ich kam vom Pflug der Erde  
zum Flug ins weite All  
und vom Gebrüll der Herde  
zum Sang der Nachtigall.

Die Welt hat manche Straße,  
und jede gilt mir gleich,  
ob ich ins Erdreich fasse,  
ob ins Gedankenreich.

Es wiegt mit gleicher Schwere  
auf Erden jedes Glied.  
Ihr gebt mir eure Ähre,  
ich gebe euch mein Lied.

1880

WIDMUNG AN MARIE THIENEMANN

In einer Handschrift des Dramas  
„Germanen und Römer“

Blumen blühen in dem Garten  
meines Geistes, kaum entsprossen,  
und noch sind die kleinen, zarten  
Schmetterlinge Spielgenossen.

Schmetterlinge mögen walten,  
bis zu mächt'gen Blätterkronen  
andre Knospen sich gestalten,  
drin die Nachtigallen wohnen.

Tief im Grunde keimen Bäume,  
Wächter in den duft'gen Matten.  
Blumendüfte geben Träume,  
Eichenwipfel geben Schatten.

Erster Teil

LYRISCHE UND EPISCHE FORM

---

WELTWEH UND HIMMELSEHNSUCHT

Wie eine Windesharfe  
sei deine Seele,  
Dichter!  
Der leiseste Hauch  
bewege sie.

Und ewig müssen  
die Saiten schwingen  
im Atem des Weltwehs;  
denn das Weltweh  
ist die Wurzel  
der Himmelsehnsucht.

Also steht deiner Lieder  
Wurzel begründet  
im Weh der Erde;  
doch ihren Scheitel krönet  
Himmelslicht.

## SONNENFLUG

Ein Häher schwimmt aus der Fichte  
dunkel wogender Krone.  
Er kreist im Abendlichte  
einer glühenden Zone.

Drauf bauscht er die Brust mit Wonne,  
breitet lässig die Flügel,  
fährt dahin, wo die Sonne  
schwindet hinter dem Hügel.

Mit gebietendem Fluge,  
glutengekrönter Stirne  
folgt er dem Flammenzuge,  
wähnt sich im Reich der Gestirne.

Hat der eigenen Schwere  
majestätisch vergessen,  
drängt in die Strahlenmeere  
seine Schwingen vermessen.

Tiefer sinken die Gluten,  
rauschend hebt sich der Häher.  
Hoch in weltfernen Fluten  
wiegt sich der einsame Späher.

Nur ein ersterbender Schimmer  
liegt, wo die Sonne gesunken;  
doch noch immer, noch immer  
steigt er, vom Lichte trunken.

Gierig saugen die Blicke,  
saugen ein glühend Verderben;  
sinkt er ermattet zurücke,  
kann er nur sterben, nur sterben.

ANNA

Solch schönes Gefäß, solch süßer Wein  
soll zerfallen und ungetrunken sein?

Ein Auge so rein wie Sternenlicht,  
nicht soll es erleuchten und wärmen nicht?

Und irren doch rings in der Welt umher  
viel Seelen so licht- und so wärmeleer,

die sich sehnen so sehr nach der Liebe Strahl,  
der sich nie durch die Nacht ihres Lebens stahl.

Solch süßer Leib, solch schwellende Brust  
soll nie erblühen in Liebeslust?

Solch wilde Kraft austoben nie  
als in kranken Phantomen der Phantasie?

Solch stolzer Bau auf ewig vergehn,  
nicht im Erben einmal wieder auferstehn?

Tauschönes Bild, ich sog deinen Duft,  
so leicht wie der gleitende Atem der Luft,

umgaukelte dich, ein Falter blau,  
doch strich ich dir ab kein Tröpflein Tau.

Du duftest und stehest noch taufrisch im Hain,  
doch der Winter bricht mit den Frösten herein.

Der Frühtau gefriert, der Dufthauch erstirbt,  
und der Tod um die liebliche Blume wirbt.

## BLÄTTERFALL

Er kommt heran mit leisem Schritte  
in stiller Nacht  
und hat unreift so Baum als Hütte,  
eh du erwacht.

Du öffnest deiner Pforte Riegel  
und trittst hinaus,  
Reifsilber blinkt um Wald und Hügel  
und um dein Haus.

Noch stehen dicht belaubt die Bäume.  
O still, o still,  
wer nicht die letzten Frühlingsträume  
verscheuchen will.

Von Blatt zu Blatte tönt hinüber  
ein trübes Wort:  
Der Lenz, das Leben ist vorüber,  
wir müssen fort!

Und ach, die Sonne, die sonst immer  
das Licht gebracht,  
sie bringt mit ihrem goldnen Schimmer  
uns heut die Nacht.

Da steigt sie eben durch die Föhren  
am Waldessaum,  
schon fallen leise Silberzähren  
von Strauch und Baum.

O halte deine güldnen Sohlen,  
o bleibe stehn,  
daß wir noch einmal Atem holen  
und dann vergehn.

Doch wie die Blätter alle klagen,  
sie hört es nicht  
und hebt wie sonst den güldnen Wagen  
und spendet Licht.

Sie kommt mit heißen Flammenbächen,  
so hell, so rot,  
sie will des Winters Siegel brechen  
und bringt den Tod.

Da klingt die alte Wehmutsweise  
durchs weite All,  
und in die Laute raschelt leise  
der Blätterfall.

#### ABEND

Purpurschimmer tränket  
die Rebenhügel.  
Tiefer und tiefer senket  
ihre dunklen Flügel  
die Nacht.  
Lautlos fallen  
Schleier herab auf Schleier.  
Wolkenpilger wallen  
ferne zur Sonnenscheidefeier.  
Sacht  
wecket ein Hauch in der Bäume  
lautlosen Wipfeln die Träume.  
Eh wir's gedacht,  
hat sie mit bleichem Munde  
getrunken das Gold der Abendstunde:  
die alte Nacht.

'S IST SO EIN STILLER, HEIL'GER TAG

's ist so ein stiller, heil'ger Tag,  
man hört der Zeiten Flügelschlag.

Der erste Schnee, mit leiser Hand,  
deckt Anger zu und Heideland;

er hüllt in lichten Totenschrein  
des Herbstes düstre Trümmer ein.

Wär' für der Seele Trümmerfeld  
doch auch ein solcher Schrein bestellt!

#### FALTER IM SCHNEE

Novembersturm in wildem Wirbeltanze  
treibt Flocken übers Feld und durch die Tannen,  
schneeschwere Wolken düster rings umspannen  
das Firmament mit grauem Nebelglanze.

Ich nehme Hut und Stab und warme Hülle  
und pfeife schreitend meinen flinken Hunden,  
um auszuwandern meine Ruhestunden  
in weißumwehten Frostes Winterstille.

Der Leithund schnobert ruhlos durch die Stämme;  
das Wachtelhündchen trollt an meiner Seite.  
Ich schicke die Gedanken in die Weite,  
traumferne schreitend über Bergeskämme.

Zur Jugend ging ich und zum späten Alter  
auf ungesehner und geheimer Fährte;  
bis ich zurück zu jener Stätte kehrte,  
wo am Wacholder saß erstarrt ein Falter.

Ich nahm ihn auf, und seine güldnen Schwingen  
leis schonend, legt' ich ihn in meine Hände,  
wo seines Kerkers lebenswarme Wände  
begannen ihn mit Wonne zu durchdringen.

Er lebte auf, und er begann zu regen  
das Schwingenpaar und suchte zu entweichen,  
ich aber schnell mein Zimmer zu erreichen,  
wo ich gedachte seiner treu zu pflegen.

Doch vor der Pforte zeigt' ich meinem Weibe,  
was ich gefunden, öffnend meine Finger,  
und schnell benutzt's der kleine Flügelschwinger  
zu seiner Flucht mit neu gestärktem Leibe.

Er hebt sich, regt mit Kraft die güldnen Flügel  
zu unsrem Staunen durch die grauen Lüfte,  
befreit sich wähnend, spottend seiner Grüfte,  
gradweges taumelnd nach dem Grabeshügel.

Nie war die Freiheit näher beim Verderben!  
Nie war die Wonne näher bei dem Wehe!  
Nie war der Frühling näher bei dem Schnee!  
Nie war das Leben näher bei dem Sterben!

Und rufen hört' ich tausend Frühlingsgeister,  
indes der Sturm zerwühlte meine Locken,  
indes ich starrte in das Spiel der Flocken:  
Du warst ein lässig-schlechter Kerkermeister.

## AUFGANG

Der Sonnenborn im Osten quillt  
sein blutig Wasser in die Nacht.  
Zum weiten Himmelsbecken schwillt  
es an in namenloser Pracht,  
bis endlich aus der Feuerflut  
die Nymphe steigt in Liebesglut.  
Vor der entweicht die schwarze Nacht,  
die Weltenpulse hüpfen macht,  
all ihre Glut und Liebeslust  
ausströmet in der Erde Brust.

## DÄMMERLICHT DES FÖHRENWALDS

### I

Dämmerlicht des Föhrenwalds  
nahm mich auf in seine Tiefen;  
hing der Schnee am müden Zweig,  
und die grauen Krähen riefen.

Fiel die Flocke matt und stumm  
aus dem weiten, grauen Raume;  
hin und wieder brach ein Ast  
schneebeschwert vom Föhrenbaume.

Kam ich an ein Totenfeld,  
standen Kreuze tief im Eise;  
lagen Kränze, längst verwelkt,  
raschelten im Winde leise.

Mußte ob des leisen Sangs,  
den sie miteinander sangen,  
mußte, weil ich ihn verstand,  
heimlich an zu weinen fangen.

„Mag ich reden noch so leis,  
mag mich nimmer übertönen  
jener, der da unten ruht:  
einer von den Musensöhnen.

Jener, der dahin getobt  
einstens wie mit Sturmesschwingen,  
übertönt mich nun nicht mehr,  
mag ich noch so leise singen.“

Also sprach das Lorbeerblatt.  
Heimwärts wandt' ich meine Schritte;  
hinter mir, vom Wind verweht,  
schwand die Spur auch meiner Tritte.

## II

Wiederum im Föhrenwald  
stand ich an der Kirchhofsmauer;  
war ein Grab, und drum gereiht  
harrten sie in stummer Trauer,  
und der Priester im Ornat  
spendete des Gottes Rat:  
„Tröstet euch!“

Doch ich stützte in die Hand  
mir das Haupt, es wollte sinken,  
konnte aus des Priesters Wort  
keinen Trost für mich ertrinken,  
hörte wohl die Botschaft mild,  
doch im Busen tobte wild  
Zweifelsqual.

„Jesus meine Zuversicht“  
sangen sie im ernsten Chore,  
und es flatterten im Wind  
weiße Tücher, schwarze Flore.  
Weiße Tücher, schwarzer Flor,  
Tränen quollen draus hervor.  
Tröstet euch!

„Tröstet euch“, so sprach ich leis.  
Könnt' ich, Arme, Trost euch geben!  
Fingen sie von neuem an:  
„Christ mein Heiland ist im Leben.“  
Doch da überließ mich heiß,  
weil ich's leider besser weiß.  
Schwacher Trost.

Aber bitterer, tiefer Schmerz  
machte meine Lippen beben.  
„Christus lebt, wie sollt' ich nicht  
darum mich zufrieden geben?“  
fielen sie von neuem ein,  
und so senkte man ihn ein.  
Bitterer Hohn.

#### EISLAUF

Auf spiegelndem Teiche  
zieh' ich spiegelnde Gleise.  
Der Kauz ruft leise.  
Der Mond, der bleiche,  
liegt über dem Teiche.

Im raschelnden Schilfe,  
da weben die Mären,  
da lachtet der Sylphe  
in silbernen Zähren,  
tief innen im Schilfe.

Hei, fröhliches Kreisen,  
dem Winde befohlen!  
Glückseliges Reisen,  
die Welt an den Sohlen,  
in eigenen Kreisen!

Vergessen, vergeben,  
im Mondlicht baden;  
hingaukeln und schweben  
auf nächtigen Pfaden!  
Sich selber nur leben!

#### GESTORBENES ERZ

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,  
daß meine Träne rinnt  
zuweilen, wenn ferne das Läuten  
der Glocke, der Glocke beginnt.

Die Sonne umhüllt sich mit Rosen  
und taucht ins Schilf am Ried,  
die Wellen, die leisen, die losen,  
sie flüstern ins heilige Lied.

Die Wellen, die Gräser, die Föhren,  
sie lauschen rings umher.

Die Menschen, sie lieben und hören  
die Glocke, die Glocke nicht mehr.

Es geht, ein verlassener Armer,  
ihr Ton durchs öde Land:  
Er predigt vom großen Erbarmer,  
den Gott aus dem Himmel gesandt.

Er predigt das Licht und den Frieden,  
den Christus hat gebracht,  
denn wieder gebietet hinieden  
der grausame Krieg und die Nacht.

Du hallende, dröhnende Klage  
am stillen Gotteshaus;  
du Geist der vergangenen Tage,  
dein Reich der Versöhnung ist aus!

Wohl hast du zu Grabe geleitet  
manch müdes Menschenherz,  
nun ist auch dein Hügel bereitet,  
du armes, gestorbenes Erz.

#### ABENDSTIMMUNG

Hin durch den Forst schießt eine weiße Schlange,  
spitz ist ihr Haupt, ihr Schweif verweht im Winde;  
darunter braust auf stählernem Gewinde  
der Erdenpuls in nimmermüdem Gange.

Verschwunden ist sie tief im Forste lange,  
stumm ragt die Kiefer, um die rote Rinde  
spielt schon der Nachthauch, schweifen Nebel linde,  
und Uhuschrei tönt ferneher und bange.

Ein Tümpel liegt in weltvergeßnen Träumen,  
vom Frühlingsregen angefüllt, am Raine;  
es spiegeln drin sich einsam Ost und Westen.

Tiefblau der Ost steht über schwarzen Bäumen,  
die Stirn geziert mit einem Demantsteine;  
der Westen prahlt mit fahlen Sonnenresten.

#### KAPELLENGLÖCKLEIN AUF HOHENHAUS

Die Glocke klingt, still rauscht die Eiche;  
wer hat das kleine Haus erstiegen,  
vor dem lebend'ge Zauberreiche  
in sanfter Pracht entfaltet liegen?

Wem quillt die volle Seele über,  
daß er das helle Glöcklein läutet?  
Denn klingt ihr Ton zu uns herüber,  
so weiß man, daß es Glück bedeutet.

#### NACHT IM FORST

Wald und Weide liegen  
tief in Nacht gehüllt;  
Kauz und Eule fliegen,  
und es schläft das Wild.

Schwarze Tannen heben  
stumm sich himmelan;  
alles ohne Leben  
rings im weiten Tann.

Mondesampel steigt  
übers Wipfelmeer;  
doch im Glanze schweiget  
alles wie bisher.

Licht und Dunkel schlingen  
lautlos Hand in Hand,  
und du scheinst zu dringen  
in ein Fabelland.

#### EIN GRILLENLIED

Mich lockt der Duft,  
mich umbuhlet die Luft,  
und es dehnt sich weit  
Waldeinsamkeit.  
Ein Anger im Forst,  
ein gestorbenes Ried,  
Wildtauben im Horst  
und ein Grillenlied.

## AUF DER WARTE

Die Kiefern am Bergeshange,  
abendglutenentfacht,  
ballen die roten Fäuste  
im bleiernen Gruß der Nacht.

Sie stehen wie finstere Recken,  
vergangener Urkraft Bild,  
verbannte Fäuste strecken  
sie unter schwarz-düsterem Schild.

Sie stehen und leuchten und starren  
todstumm in den Abend hinaus;  
die markigen Fäuste harren  
auf kommender Schlachten Gebraus.

## BERNSTEIN UND KORALLE

Ich stand im fernen Süden,  
im heißen Wunderland,  
ich suchte meinen Frieden,  
ich übte meine Hand.

Statt milder Stimmen Schallen,  
statt der ersehnten Ruh',  
da glühten mir Korallen  
aus dunklen Locken zu.

Sie glühten mir von weißer,  
wollustgeschwellter Brust,  
sie sprachen mir von heißer  
Unbänd'ger Sinnenlust.

Ich fand in Südens Gluten  
den süßen Frieden nicht;  
mein Herz fing an zu bluten,  
fahl ward mein Angesicht.

So kam es, daß gen Norden  
ich an zu wandern fing;  
hört, wie mir dort geworden,  
was ich zu suchen ging.

In kühler Wogen Betten  
hab' ich mich eingewühlt  
und die Korallenketten  
vom Nacken mir gespült.

Und wie sie rings zergingen  
in Nordens Wogen lind,  
da hört' ich leise singen  
am Strand ein Fischerkind.

Es ging mit stillen Schritten,  
es spann mit weicher Hand,  
und seine Blicke glitten  
blauschimmernd übers Land.

Von seinem Halse blinkte  
ein Kettlein blaß und rein,  
aus blonden Locken winkte  
ein kühler, bleicher Stein.

Und daß ich noch erwähne  
das holde Wunderding:  
Eine klare Bernsteinträne  
von jedem Ohre hing. —

Da bin ich hingesunken  
vom Friedenskuß geweiht;  
da hab' ich ihn getrunken  
für Zeit und Ewigkeit.

## GEWITTERSTIMMUNGEN AM MEER

### I

Düstre Wolken steigen,  
Erd' und Himmel schweigen,  
dumpf ergrollt das Meer;  
schwüle Lüfte drücken,  
und die Blumen nicken,  
denn ihr Haupt ist schwer.

Aber du, o Sänger,  
wird dir bang und bänger,  
auf mit deinem Sang!  
Zucken rote Feuer,  
stimme deine Leier  
nach dem Donnerklang!

### II

Die Wolke sinket aufs Wasser  
und küsset mit zuckendem Munde  
die rings erbleichenden Wogen.  
Die Segel senken sich nieder,  
die Schiffe kriechen zum Strande  
mit seufzenden Rahen und Tauen,  
die Möwen höhnen und lachen,  
die sprühenden Stellen streifend,  
weil sich die Menschen beim Kusse  
der Lüfte und Wasser verkriechen.

### III

Kreischende Möwen jagen  
über die schäumende See,  
zürnende Wetter schlagen  
ferne aus düsterer Höh'.

Flammende Ruten fahren  
nieder ins bleierne Meer,  
und mit fliegenden Haaren  
jagen die Wogen daher.

Fliehen mit flatternden Mähnen,  
schäumende Rosse, zum Strand;  
wühlen mit zitternden Sehnen  
schnaubend im Ufersand.

Immer schneller und schneller  
jagen die Rosse der Flut;  
immer heller und heller  
bricht aus den Wolken die Glut.

#### IV

Ferne am Horizonte  
steigen düstere Wolken,  
grollend ballen sie mählich  
höher und höher die Fäuste;  
graue wolkige Fäuste  
ballen sie über dem Eiland.  
Und in dem Saale der Lüfte  
hallen die dröhnenden Stimmen  
wider und wälzen sich näher,  
näher im mächtigen Gange.  
Um die Geschicke der Menschen  
reden sie einsam und ruhig,  
und nach dem ewigen Rate  
fallen die flammenden Geißeln,  
schmelzend der Menschen Geschlechter.

#### V

Die alte Esche orgelt wild  
und sträubt ihr Blattgefieder,  
und um das dunkle Eiland brüllt  
das Meer Titanenlieder.

Titanenlieder, die kein Spott  
des Spötters kann bezwingen;  
Titanenlieder, die kein Gott  
kann zum Verstummen bringen.

Fern schwimmt der Feuerkahn der Nacht  
stumm über dunklen Hügeln  
und gleitet kühl und hebt sich sacht  
auf unsichtbaren Flügeln.

Die Sehnsucht lenkt mit leisem Zug  
sein Steuer nach dem Hafen.  
Die Wehmut weint, die Ruh' im Bug  
ist leider tief entschlafen.

O holde Ruh' im bleichen Kahn!  
Wie? willst du ewig träumen?  
Soll sich die Meerflut im Orkan  
am Felsenhang zerschäumen?

Soll meiner Pulse Fieberglut  
dein Atem nimmer kühlen?  
Soll wilder Drang mein wildes Blut  
bei Tag und Nacht durchwühlen?

Sie wacht nicht auf, sie wacht nicht auf  
in ihrem Mondesnachen.  
Die Wogen türmen sich zuhauf  
und donnern wild und wachen.

Sie wacht nicht auf, fort zieht das Schiff  
durch Wolkenfelsengassen.  
Und ich, auf sturmmumheultem Riff,  
ich muß sie schlummern lassen.

MONDSCHEINLERCHE

Hiddensee, den 29. Juli 1885

Von dem Lager heb' ich sacht  
meine müden Glieder;  
eine warme Sommernacht  
draußen stärkt sie wieder.

Mondschein liegt um Meer und Land  
dämmerig gebreitet;  
in den weißen Dünensand  
Well' auf Welle gleitet.

Unaufhörlich bläst das Meer  
eherne Posaunen;  
Roggenfelder, segenschwer,  
leise wogend raunen.

Wiesenfläche, Feld und Hain  
zaubereinsam schillern;  
badend hoch im Mondenschein  
Mondscheinlerchen trillern.

„Lerche, sprich, was singst du nur  
um die Mittnachtsstunde?  
Dämmer liegt auf Meer und Flur  
und im Wiesengrunde.“ —

„Will ich meinen Lobgesang  
halb zu Ende bringen,  
muß ich tag- und nächtelang  
singen, singen, singen!“

## DRAUSSEN GIESST SEIN SCHLUMMERHORN

Draußen gießt sein Schlummerhorn  
aus der kühle Mond.  
Fiel ein Tröpflein mir ins Herz,  
drin die Wehmut wohnt!

Draußen wich aus Busch und Hain  
längst der letzte Hauch.  
Wiche meine Seelenpein  
endlich, endlich auch!

Schillernd weitgedehntes Meer  
traumdurchzittert lacht.  
Meine Seele, schlummerleer,  
wandelt durch die Nacht.

## DIE LÜFTE BRANDEN UND TOSEN

Die Lüfte branden und tosen  
mächtig um mich her,  
blaßglühende Abendrosen  
hängen ferne ins Meer.

Gärende Wassermassen  
werfen schäumenden Gischt,  
bis der Schimmer der blassen  
Abendrosen verlischt.

Und in donnernder Brandung  
wirft das nächtige Meer  
schwarze Riesengewandung  
über die sinkenden her.

Und ich wandle vergessen  
hart am Meeresgestad',  
und ich suche vermessen  
durch die Nacht meinen Pfad.

## KREIDBLEICHER JUNIMOND

Kreidebleicher Junimond  
starrt in dunkle Fluten,  
in dem Uferwellenschlag  
flimmern seine Gluten.

Kühles Feuer an den Strand  
drängt die Welle spielend,  
eines Toten blasse Hand  
und sein Haupt umwühlend.

In den nassen Sand gestreckt,  
starrt er in die Sterne;  
eine Rast ist ihm der Tod,  
und er rastet gerne.

Keine Frage inhaltsschwer  
ruht auf seinen Lippen,  
denn der Fronvogt treibt nicht mehr  
hinter seinen Rippen.

Eine Pforte, rot und klein,  
hat das Blei gerissen,  
daß er endlich aus der Brust  
hat entweichen müssen.

Kreidebleicher Junimond  
starrt in dunkle Fluten,  
aus des Toten offner Brust  
schwarze Tropfen bluten.

Einer Eule Schattenflug  
streift ihn stumm und eilig,  
weht ein Nachthauch über ihn:  
Heilig-heilig-heilig.

## AM NORDPERD

Am Nordperd steht ein Fischerhaus,  
kein Baum, kein Strauch ringsum;  
drei rote Blumen vor der Tür,  
die nicken und leuchten stumm.

Die nicken und leuchten stumm ins Meer,  
das drunten ergossen liegt,  
drauf sich mein Wirt, der Fischersmann,  
auf schwankendem Kahne wiegt.

Es dufteten die Kelche weiß  
in feuriger Sonnenpracht;  
ich trank am lichten Morgen daraus,  
und wieder trank ich zur Nacht.

Mir ward so wohl nach jedem Trunk,  
mein trüber Sinn verschwand;  
eine Fischermaid ward Königin,  
ich selbst der König im Land.

Doch was ich aus den Blumen trank,  
ich weiß es selbst nicht mehr.  
Der Rausch verflog, ich bin erwacht,  
die Kelche sind welk und leer.

## KANEPHORE

Capri

Ächzt dein Köpfchen unter Steinen,  
stille schöne Felsgeborne,  
wollt' ich gerne deine Lasten  
auf mein Haupt herübernehmen.

Wo die Zacken jäh sich stürzen  
in die Meerflut, die sie decken,  
schreitest sicher du, Graziella,  
steingeborne schlanke Pinie.

Wie ein Bild vergangner Tage,  
wie ein Steinbild, kalt und marklos,  
das in Trümmern, moosumzogen,  
ginsterüberdeckt geschlummert,  
wandelst du mit Geisterschritten;  
deine Schwestern schlummern alle!  
Ist vom Haupte dir das hohe  
Pallas-Dach herabgesunken?  
Willst allein du weiterleben,  
nimmer rastend, Trümmerjungfrau?

Unten rauchen die Gewässer  
an dem Krallenfuß des Felsens,  
der sie wieder trieft zum Meere  
als Saphire und Demanten;  
unten schmettert volle Brandung  
kochend bis ins Herz des Felsens;  
oben wallt sie stumm von dannen,  
die gestorbne Kanephore.

#### DIE ALTE NACHT

Die alte Nacht drückt stumm und schwer.  
Ich will nicht klagen.  
Denn wollt' ich klagen noch so sehr,  
es wird nicht tagen.

Schwarz hängt der Birke Trauerflor  
auf mich herunter.  
Der Nachtwind klagt; es wird im Rohr  
ein Fröschlein munter.

Das ist die Liebe: Aus dem Laub  
der Birke sinken  
kühlfeuchte Tränen, die im Staub  
verloren blinken.

Das ist das Wissen: Glühwurm schwimmt  
im eignen Glanze,  
und was sein Lichtlein ihm beglimmt,  
ihm ist's das Ganze.

O Menschengeist, Glühwürmelein,  
die Welt erhellen,  
du kannst es nicht, nur wunderklein  
verlorne Stellen.

Das ist die Hoffnung: die im Moor,  
ein Irrwisch, hüpfet,  
bald in den Grund, bald draus hervor  
von neuem schlüpfet.

Sie tanzt und gaukelt ruhlos schier;  
drum will es scheinen,  
und leider, leider scheint es mir,  
sie lohne keinen.

Lichtbringer drei, wie sprüht ihr doch  
so matte Funken.  
Ach, eh ihr sterbet, seid ihr noch  
in Nacht versunken.

Denn euer Leben ist allein  
ein kurzes Blinken:  
ein Ringen in der Todespein  
vor dem Ertrinken.

## VERLOHNT'S DER MÜH'?

Verlohnt's der Müh'? — Ich bleibe stehn.  
Verlohnt's der Mühe, weiterzugehn?

Meine Hand ist wund, mein Herz ist matt;  
für zu viel des Wahns es geschlagen hat.

Wohin? Wohin?... „Zum Licht! Zum Licht!“  
Was soll das Suchen? Ihr findet's nicht.

Wohin? Wohin?... „Den Weg zum Ruhm!“  
O beifallgieriges Märtyrertum!

Ihr stürmt vorbei, ihr lockt mich nach;  
ich bin ein Falk, der nicht fliegen mag.

### GRAUE NEBEL DECKEN SEE UND LAND

Graue Nebel decken See und Land,  
von der Bäume Scheitel trieft es feucht,  
eine mitleidslose Totenhand  
gelbe Blätter von den Zweigen scheucht.

Und die gelben Blätter fallen sacht  
auf die Pfade, die mein Fuß betritt;  
und ein jedes lockt zur Mutter Nacht  
meine müde, müde Seele mit.

Kommt ein weißer Schwan auf schwarzer Flut,  
singend jene alte Melodei,  
die so weh dem kranken Herzen tut  
und so unaussprechlich wohl dabei.

## NEBEL

Wohin mein Blick durch Nebel sieht,  
ich weiß es nicht, ich weiß es nicht,  
wohin mein trüber Wunsch mich zieht:  
In Dunkelheit, ins Sonnenlicht?

Ich weiß es nicht. — Manchmal im Dunst  
schau' ich ein ödes Hügelgrab,  
ein Holzkreuz drauf, bar aller Kunst;  
wer weiß, was ich gesehen hab'?!

Manchmal auch schau' ich wolkenhoch,  
wo feuerstirn'ge Berge stehn.  
Ein Banner scheint zu winken, doch —  
wer weiß — wer weiß, was ich gesehn?

## DER HERBSTWIND HEULT

Der Herbstwind heult, die Blätter jagen,  
vom Sturm gescheucht, durch kalte Luft.  
Die hüllenlosen Bäume ragen,  
Denkmäler einer Totengruft.

Des Sommers Glutn blaß verlodern,  
von Wolkenmassen ausgedrückt,  
die Sonne selbst scheint zu vermodern,  
vom bleichen Tode angeblickt.

Es trieft aus nassen Ästen nieder,  
Verwesung birgt ein jeder Hauch.  
Und, Quelle meiner jungen Lieder,  
Verwesung, scheint es, naht dir auch.

Mein Innres krampft sich jäh zusammen,  
mein Auge ist von Schleiern schwer,  
denn jene tiefgenährten Flammen  
des Herzens leuchten ihm nicht mehr.

Aus Wolken, die am Himmel schwimmen,  
ein Tränenstrom in meinen taut,  
und alles will zusammenstimmen  
in einen einzigen Sterbelaut.

#### DAS EINE

Die Nacht webt dichter und dichter  
um mich der Schleier viele,  
ich schaue viele Gesichter  
und fühle tausend Gefühle.

Und wenn ich zurückewende  
den Blick auf vertobte Stunden,  
so scheint mir, daß ich am Ende  
derselben kein Ende gefunden.

Der Freunde reges Gestreite,  
das Pochen auf jede Meinung,  
das Dringen in dämmernde Weite,  
das Bäumen gegen die Einung,

des Wahnes stete Bekennung  
und doch das Pochen auf Wahrheit,  
das düstere Ringen nach Klarheit  
und unsere ewige Trennung:

es läßt in der tätigen Seele  
ein Brennen, ein Fluten, ein Sieden,  
man lechzt mit durstiger Kehle  
nach Frieden, nach Frieden, nach Frieden!

Die Nacht webt dichter und dichter  
um mich der Schleier viele;  
ich schaue viele Gesichter  
und fühle tausend Gefühle.

Ihr leugnet im Menschen das Sehnen,  
das heiÙe, das wilde, nach oben;  
kein überirdisches Wähnen  
hat je euch den Busen gehoben.

In unsrer Seele Gründen,  
da brennt eine einsame Kerze,  
ihr könnt sie allwegs finden  
und fühlt ihr Flackern im Schmerze.

Sie flackert im kleinen Raume,  
entfacht von Jammer und Wonne;  
sie leuchtet und strahlet im Traume  
hoch auf und verdunkelt die Sonne.

In unsrer Seele Tiefen,  
da mahnen uns viele Stimmen,  
es klingt, als ob sie uns riefen,  
empor zu den Sternen zu klimmen.

Und wieder den blinkenden Sternen  
entfallen geheiligte Laute,  
es ist, als ob durch die Fernen  
befruchtender Balsam taute.

Die Laute fallen hernieder  
wohl täglich in tausend Seelen,  
die Laute bauen sich Lieder  
in ungezähleten Kehlen.

Und könnt ihr sie nicht verstehen,  
so habt ihr verdorbene Ohren,  
dann ist das Singen und Wehen  
der Winde an euch verloren.

Dann ist das Rauschen der Meere  
für euch ein leeres Getöse,  
ihr nehmt dem Großen das Hehre  
und nehmt dem Guten das Schöne.

Die Nacht webt dichter und dichter  
um mich der Schleier viele,  
ich schaue viele Gesichter  
und fühle tausend Gefühle.

Und fühle mit eurer Seele  
das Leere, das Öde, das Kleine  
und trage in eigener Kehle  
das Eine, das Eine, das Eine!

#### IM NACHTZUG

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht,  
die Räder dröhnen und rasen.  
Still sitz' ich im Polster und halte die Wacht  
unter sieben schnarchenden Nasen.  
Die Lampe flackert und zittert und zuckt,  
und der Wagen rasselt und rüttelt und ruckt,  
und weit, wie ins Reich der Gespenster,  
weit blick' ich hinaus in das dämmrige Licht,  
und schemenhaft schau' ich mein blasses Gesicht  
im lampenbeschiedenen Fenster.

Da rast es nun hin mit dem brausenden Zug  
an Wiesen und Wäldern vorüber,  
über Mauern, Stakete und Bäume im Flug,  
und trüber blickt es und trüber.  
Und jetzo, wahrhaftig, ich täusche mich nicht,  
jetzt rollen über mein Schattengesicht  
zwei schwere und leuchtende Tränen.  
Und tief in der Brust mir klingt es und singt's,  
und fiebernd das Herz und die Pulse durchdringt's,  
ein wildes, ein brennendes Sehnen.

Ein Sehnen hinaus in das Mondscheinreich,  
das fliegend die Drähte durchschneiden.  
Sie tauchen hernieder und steigen zugleich,  
vom Zauber der Nacht mich zu scheiden.  
Doch ich blicke hinaus, und das Herz wird mir weit,  
und ich lulle mich ein in die selige Zeit,  
wo nächtlich tanzte am Weiher  
auf Mondlichtstrahlen die Elfenmaid,  
dazu ihr von minniger Wonne und Leid  
der Elfe spielte die Leier.

Der Elfe, er spielte die Leier so schön,  
die Gräslein mußten ihm lauschen,  
der Mühlbach im Sturze vernahm's und blieb stehn,  
vergessend sein eigenes Rauschen.  
Maiblume und Rotklee weineten Tau,  
und wonnige Schauer durchbebten die Au,  
und Sänger lauschten im Haine.  
Sie lauschten und lernten vom Elfen gar viel  
und stimmten ihr duftendes Saitenspiel  
so zaubrisch und rein wie das seine.

Vorüber, vorüber im sausenden Takt!  
Kein Zauber nimmt dich gefangen,  
der du schwindelhoch über dem Katarakt  
und tief durch die Berge gegangen.

Du rasender Pulsschlag der fiebernden Welt,  
du Dämon, der in den Armen mich hält  
und trägt zu entlegener Ferne!  
Ich bliebe so gerne im Mondenschein  
und lauschte so gerne verschwiegen allein  
der Zwiesprach' seliger Sterne!

Rauchwolken verhüllen das dämmernde Bild  
und schlingen weißwogende Reigen.  
Doch unter mir stampft es und schmettert es wild,  
und unter mir will es nicht schweigen.  
Es klingt wie ein Ächzen, es rieselt wie Schweiß,  
als schleppten Zyklopen hin über das Gleis  
den Zug auf ehernen Armen.  
Und wie ich noch lausche, beklommen und bang,  
da wird aus dem Chaos ein Donnergesang,  
zum Grauen zugleich und Erbarmen:

„Wir tragen euch hin durch die duftende Nacht,  
mit keuchenden Kehlen und Brüsten.

Wir haben euch güldene Häuser gemacht,  
indessen wie Geier wir nisten.

Wir schaffen euch Kleider. Wir backen euch Brot.

Ihr schafft uns den grinsenden, winselnden Tod.

Wir wollen die Ketten zerbrechen.

Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Gut!

Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Blut!

Wir wollen uns rächen, uns rächen!

Wohl sind wir ein rauhes, blutdürstend Geschlecht,  
mit schwieligen Händen und Herzen.

Doch gebt uns zum Leben, zum Streben ein Recht  
und nehmt uns die Last unsrer Schmerzen!

Ja, könnten wir atmen, im keuchenden Lauf,

nur einmal erquickend, tief innerlich auf,

so, weil du den Elfen bewundert,

so sängen wir dir mit Donnergetön  
das Lied, so finster und doch so schön,  
das Lied von unserm Jahrhundert!“

Willst lernen, Poetlein, das heilige Lied,  
so lausche dem Rasseln der Schienen,  
so meide das schläfrige, tändelnde Ried  
und folge dem Gang der Maschinen;  
beachte den Funken im singenden Draht,  
des Schiffes schwindelnden Wolkenpfad,  
und weiter, o beuge dich nieder  
zum Herzen der Armen, mitleidig und mild,  
und was es dir zitternd und weinend enthüllt,  
ersteh' es in Tönen dir wieder!

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht,  
die Räder dröhnen und rasen.

Still sitz' ich im Polster und halte die Wacht  
unter sieben schnarchenden Nasen.

Die Lampe flackert und zittert und zuckt,  
und der Wagen rasselt und rüttelt und ruckt,  
und tief aus dem Chaos der Töne,  
da quillt es, da drängt es, da perlt es empor  
wie Hymnengesänge, bezaubernd mein Ohr,  
in erdenverklärender Schöne.

Und leise auf schwillt es, und ebbend verhallt's  
im schmetternden Eisengeklirre.

Und wieder erwacht es, und himmelauf wallt's  
hervor aus dem Tönegewirre.

Und immer von neuem versinkt es und steigt.  
Und endlich verweht's im Tumulte und schweigt  
und läßt mir ein heißes Begehren,  
das sinneberückende Zaubergetön  
von himmlischen Lenzen auf irdischen Höhn  
zu Ende, zu Ende zu hören.

## DER WÄCHTER

Wenn bleich der Mond mit mildem Licht erhellt  
um Mitternacht die schlummermüde Welt,  
dann denk' ich oft an einen stillen Mann,  
und meine Träne fängt zu rinnen an.  
Um einen Bahnhof schlich er jede Nacht,  
den er mit seinem Spieß und Hund bewacht.  
Der Spieß war rostig, struppig war der Hund,  
der arme Wächter krank und todeswund.

Die Lippe bleich und schmal; sein Auge matt  
unheimlich düster nur gefunkelt hat,  
wenn man ihm mitleidsvoll ein Mittel bot,  
zurückzuschrecken den Gevatter Tod,  
Gevatter Tod, mit dem er rum sich schlug  
und den er fest im kranken Busen trug.  
Kein Mittel half; und ob er auch zuletzt,  
von Todesangst und Herzensqual gehetzt,  
von seinem Spieß den braunen Rost geleckt,  
nichts hat den Gast im Busen fortgeschreckt.

So schlich er sich gespenstig um das Haus  
und maß der Schienen blanke Stränge aus,  
ging hin und her auf einsam stiller Wacht;  
Gott weiß es, was der Arme da gedacht.  
Rings Wald und Flur; im bergig weiten Tal  
ein fernes Licht, bald rot, bald gelblich fahl;  
ein Tropfen Schweiß bald, bald ein Tropfen Blut;  
Kalköfen sind's in ewig reger Glut.  
Und jedesmal, wenn heller ward ihr Brand,  
ward rot mit eins des Wächters Wang' und Hand;  
und wurde matter ihr erdrückter Strahl,  
so ward ihm Hand und Wange wieder fahl.  
Denn was sich tödlich drin im Busen regt,  
das hat die Flamme ihm hineingelegt.

Sie buk ein Brot, das er im Hunger aß,  
an dem er krankt, wie Weib und Kind genas.  
Doch sah er auch von ferne schon den Tod,  
sein Weib und seine Kinder brauchten Brot.

Schweißtropfen quollen nieder Jahr auf Jahr,  
die Brust vom Kalkstaub schier zerfressen war;  
er ließ mit Sorg' und Mühen nimmer nach,  
bis er auf einmal jäh zusammenbrach.  
Ein Krankenlager kam: Furchtbare Pein,  
zum Tode krank und arm dabei zu sein,  
zu sehn die Not im Weibesangesicht,  
ein hungrig Kind, das fast zusammenbricht  
vor Mattigkeit, mit jammervollem Schrei  
die Ärmchen ausstreckt nach der Arzenei.  
Da sprang er auf, und noch zum Tode krank,  
er seine schwachen Kräfte neu verdang —  
ward Wächter — lief die Nächte müd umher  
und schlief am Tage heiß und fieberschwer.

So schritt er denn in einsam stillem Gang  
wohl auf und ab den graden Schienenstrang,  
im letzten Dienst, gemartert und erschlafft  
für Weib und Kind, mit seiner letzten Kraft.  
Oft stand er da vom Wintersturm umbraust,  
mit großen Augen und geballter Faust,  
von heißen Tropfen das Gesicht betränt,  
an des Gebäudes Ziegelwand gelehnt,  
und sah hinaus mit stierem Angesicht  
nach seiner fernen Totenfackeln Licht.

Und so auch fand man ihn zuletzt erstarrt  
und hat ihn still und schleunigst eingescharrt.  
Es dröhnt der Zug und tobet übers Gleis,  
das Feuer brennt noch heut wie Blut und Schweiß,  
und jetzt wie damals bäckt man in das Brot  
den frühen, kalten, jammervollen Tod!

AHASVER

Am Hafen ist's. Die Mähre scharrt  
am Tor der alten Baracken.  
Der Wind in morschen Altanen knarrt  
und spielt mit buntscheckigen Laken.  
Das knochige Pferd  
zieht Hof und Herd,  
zieht Hab und Gut der Wandrer.

Ich stand und sann und ging hindann,  
hab' schnell enteilen wollen.  
Da fing ein dumpfes Schütteln an,  
ein Poltern und ein Rollen.  
Der Wagen schwankt  
und schwankt und wankt;  
hoch oben sitzt ein Mädchen.

Ein ärmlich Kleid; ein Rabenhaar,  
es flutet schwer und prächtig.  
Ihr Antlitz war so wunderbar,  
so hehr und göttermächtig.  
„O Ahasver!“  
so sprach ich schwer.  
Das Fahrzeug fuhr vorüber.

Sie sah herab und sah mich an,  
und Tränen flossen leise.  
Das Wanderweib, der Wandersmann  
sie wünschen sich gute Reise.  
Ein Augenblick —  
das ist das Glück!  
Dann waren sie verschwunden.

## DER SELBSTMÖRDER

### Vision im Grunewald

Die Sturmnacht schlägt den Mantel schwarz und dicht  
rings um Berlin und um den Grunewald,  
und sie verschlingt des Himmels Sternenlicht.  
Die Havelseen erbrausen dumpf und kalt  
und schleudern ihrer Wogen weißen Schaum  
bis hoch hinauf mit siegender Gewalt,  
wo seine Wurzeln schlägt der Kiefernbaum  
tief in den Sand und seinen schwarzen Schaft  
senkrecht erhebt. — Wild fahren durch den Raum  
Gestalten, Worte, Flüche, geisterhaft  
erschreckend, wehvoll, grauenvoll zumal.  
Einfällt der Sturm und peitscht mit Riesenkraft,  
gleich wie ein Fronvogt, hügelab zu Tal  
mit schwarzen Ruten, was da stöhnt und weint  
durch bange Luft in namenloser Qual.

Und weiter mit des Regens Schwall vereint  
bricht er herab und wühlt weithin die Fluten  
der Seen auf! Ein fahler Schimmer scheint  
aus Wolken, dran in dunkelblassen Gluten  
den Flammenkuß die nahe Riesenstadt  
gedrückt; es ist, als ob die Wolken bluten.  
Der Schimmer strahlt zurück auf Wogen, matt;  
und wieder ist's, als wäre dunkles Blut  
im aufgewühlten See an Wassers Statt,  
heiß kochend noch, wie's in den Adern tut,  
und rauchend, wie entflossen kaum dem Herzen,  
und hoch aufbäumend, wie in Jugendmut,  
dann wieder stöhnend, wie in wilden Schmerzen,  
und brandend nutzlos an den kahlen Strand,  
der ihm entgegenstarrt, versteint und erzen.

Der Schein verlischt! Und ihre Mutterhand  
spannt aus von neuem schwarz und kalt und groß  
die alte Nacht und deckt den blut'gen See;  
und wieder öffnet sich der schwarze Schoß. —  
Und jetzt: Ein tausendstimmig wildes Weh  
brüllt auf. — In herzzerreißend grausem Chore,  
mit glas'gen Augen, Wangen, fahl wie Schnee,  
enttauchen sie den Wassern, schwarze Flore  
gewickelt um die blauen Stirnen, stier  
hinlauschend nach der Stadt mit halbem Ohre.  
Und an zu Donnern schwillt's: „Wir fluchen dir,  
graunvolles Chaos, das uns ausgespien,  
du feile Metze, Schlange, wildes Tier!“

Und seine Wolkenfäuste ballt Berlin  
glutlodernd, furchtbar durch das Haus der Nacht  
und grollt und droht, bis daß die Geister fliehn,  
und eine hämisch-heisre Stimme lacht  
fernher durch Sturmgetos: „Ihr, die ihr sucht  
zu rächen euch, kommt her, mein ist die Macht!  
Ob ihr auch Schuld auf Schuld anklagend bucht:  
Ich wälze meiner Riesenlocken Pracht  
rot, ungebändigt, — und ihr bleibt verflucht!“

#### AM GRABE EINES, DER DURCH SELBSTMORD GEENDET HATTE

Du bist der Ringer und der Dulder einer,  
du hast entbehret, ohne je zu prahlen,  
so auch dein Klagen, Jüngling, hörte keiner.  
Du stehst vor mir in der Vollendung Strahlen;  
solang ich strebe, Jüngling, denk' ich deiner,  
und deine Bürgen sind mir deine Qualen.

Nur wenig ist es, was in deine Kammer  
ich dir, du Toter, nachzurufen habe,  
du ließest Lebensglück und Lebensjammer  
und wälztest selbst den Stein zu deinem Grabe.  
Und warst der Ringer und der Dulder einer,  
die nach dem Lichte ohne Ende streben;  
ein Lichtverlangen war dein ganzes Leben,  
und darum auch, o Freund, verstand dich keiner.  
Du konntest nicht die alte Nacht besiegen,  
drum war dein Wille: glorreich unterliegen.

Doch ob sie sich bei diesem Worte wenden,  
die Afterrichter dieser armen Erde,  
mit stumpfem Sinne, zürnender Gebärde:  
es ist nichts Kleines, so wie du zu enden.

Es ist nichts Kleines, alles hinzugeben,  
im letzten Gang sich selbst zu überwinden  
und, ohne sich die Augen zu verbinden,  
vor jener dunklen Pforte nicht zu beben.

Bewundrung faßt mich an und tiefe Trauer,  
mich, der ich hänge an dem Licht der Sonne,  
mich, der ich buhle nach des Lebens Wonne,  
und all mein Fühlen wird ein heil'ger Schauer.

#### MEIN KAMPF

Dir nur gehorch' ich, reiner Trieb der Seele!  
Des sei mein Zeuge, Geist des Ideales,  
daß keine Rücksicht eitler Art mich bindet.  
Ich kann nicht singen wie die Philomele,  
ich bin ein Sänger jenes düstern Tales,  
wo alles Edle beim Ergreifen schwindet,

wo schwarzen Dunstes träge Massen rollen  
und mit dem Lichte ohne Ende kämpfen,  
wo Wolken nur den hellen Blitz gebären,  
wo ein gigantisch ruheloses Wollen  
sich stöhnend windet in gewalt'gen Krämpfen  
und sich die Freuden von den Leiden nähren.

Du aber, Volk der ruhelosen Bürger,  
du armes Volk, zu dem ich selbst mich zähle,  
das sei mir ferne, daß ich deiner fluche!  
Durch deine Reihen gehen tausend Würger,  
und daß ich dich, ein neuer Würger, quäle,  
verhüt' es Gott, den ich noch immer suche!

Ich darf es dir mit meiner Hand verbriefen,  
daß, wenn ich zürne, zürn' ich deinen Leiden,  
das Gute wollend, dir zum ew'gen Heile.  
Ihr, die ihr weilt in Höhen und in Tiefen,  
ich bin ihr selbst, ihr dürft mich nicht beneiden!  
Auf mich zuerst zielt jeder meiner Pfeile.

#### ZUR FAHRT

„Meister, Meister, gebt mir Segel,  
daß ich eile, daß ich gleite  
durchs Gewoge in die Weite;  
hab' Euch Ringe viel geschlagen  
mit Demanten, goldumschlungen,  
in der Werkstatt, rauchdurchdrungen,  
hab' Euch stets und stets gesungen,  
daß ich wetten will und wagen.

Seht, die Woge rauscht und rinnet;  
ewig wechselnd, schön und schöner,  
ist sie ewig mein Verhöhner.  
Was sie spricht, sind eitel Klagen;  
,Komme', ruft sie, ,säum'ger Knabe,  
Silbersegel hoch am Stabe;  
wandern, wandern bis zum Grabe,  
bis zum Grabe wetten, wagen!'

Meister, will ein Lied Euch singen,  
und das Lied soll Euch erweichen.  
Meister, Meister ohnegleichen,  
Liebe heißt es. Laßt Euch fragen:  
Leicht gegürtet schlanke Glieder,  
dunkler Augen schwere Lider,  
zog's Euch nie im Sturme nieder?  
hieß Euch wetten nie und wagen?"

Und der Alte ohne Worte  
starret drein in tiefem Sinnen.  
„Meister“, spricht der Knabe, „Minnen,  
ist's ein Frevel, laßt Euch fragen?  
Wenn sie sich im Tanze wiegen,  
wenn die schwarzen Locken fliegen,  
die Apollo selbst besiegen,  
soll man wetten, soll man wagen?“

Stützte stumm in seine Hände  
tiefgefurchte Stirn der Meister.  
Langgestorbne Liebesgeister  
haben ihn in Bann geschlagen.  
„Ja, ich kannte dieses Sehnen!“  
hub er an, „dies stolze Wähnen!  
Doch am Ende waren's Tränen;  
bittere Tränen, laß dir sagen.

Doch ob's Tränen auch gewesen,  
besser ist's, mit Tränengüssen  
Liebesglück bezahlen müssen.  
Besser tausend Leiden tragen,  
als verwelken, eh entsprossen,  
als verlieren, eh genossen;  
tausend Tränen drum vergossen,  
aber wetten doch und wagen!

Auf zur Fahrt, und zieh nach Süden,  
wette, wage ohne Säumen!  
Segel flattern, Wogen schäumen.  
Und in meinen alten Tagen,  
wollt' ich's gern mit Tränen büßen,  
könnt' ich noch einmal genießen  
jenen Inhalt, jenen süßen,  
meiner lebenslangen Klagen.“

#### TÖNENDE LIEBE

Es schwirren die Saiten,  
sie klingen und singen  
und gellen und springen.  
Die Lüfte durchreiten  
viel tausend Dämonen  
und winken und trinken  
und sprühen und blinken  
und sinken ins Herz.

Zigeuner im Hause,  
im prächtigen Saale;  
sie spielen beim Schmause,  
beim festlichen Mahle.  
Es streicht ihr Meister  
die jauchzende Fiedel,  
und Liedel um Liedel  
entsteigt ihr und lebt.

Wie klirren die Becher  
und tönen und leuchten,  
beriesel, befeuchten  
die Kehlen der Zecher.  
Mit Sinnen und Sehnen  
sitzt still und in Tränen,  
mit Zöpfen von Golde,  
die süße, die holde,  
die leuchtende Braut.

Und rauschende Freuden  
entsteigen dem Feste.  
Wie jauchzen die Gäste,  
vergießen, vergeuden  
die Schalen der Lust.  
Der Bräutigam schwanket,  
kann mühsam nur lallen  
und drohet zu fallen.  
Schon zittert und wanket  
manch silbernes Becken,  
das Speisen bedecken.

Es schwirren die Saiten,  
sie klingen und singen  
und gellen und springen.  
Die Lüfte durchreiten  
viel tausend Dämonen  
und winken und trinken  
und sprühen und blinken  
und sinken ins Herz.

Zigeuner im Hause,  
im prächtigen Saale;  
sie spielen beim Schmause,  
beim festlichen Mahle.

Es streicht ihr Meister  
die jauchzende Fiedel,  
und Liedel um Liedel  
entsteigt ihr und lebt.

„Nun spiele von Liebe,  
von Wonne und Liebe,  
von Minne, von Minne!  
Zigeuner, beginne!“  
so tönt's durcheinander  
in wüstem Geschrei.  
Aufleuchtet sein Auge,  
als sei es im Dunkel,  
und sengt mit Gefunkel  
den Busen der Braut.  
Er will sie nicht lassen  
und will sie erfassen,  
als wär' sie sein eigen,  
als könnt' er entsteigen  
im Liede mit ihr.

Er winkt den Gesellen;  
da brechen die Töne  
aus dunklen Quellen,  
in feuriger Schöne.  
Dann kommen die Wetter  
und peitschen die Saiten  
und wachsen und schreiten  
wie Riesen einher.  
Entlang dem Gewände  
auflohen die Brände,  
ein feuriges Meer.  
Dämonische Reigen  
beginnen die Geigen  
und wollen nicht schweigen  
und schweigen nicht mehr.

Ihr schwinden die Sinne;  
da halten sie inne.  
Bleich führt man von dannen  
die liebliche Braut.  
Wie ward ihr so bange,  
als er sie so lange,  
so feurig beschaut.

Die Lichter verglommen,  
die Nacht ist gekommen,  
verödet die Räume,  
zerstoben die Lust.  
Der Ampel Schimmer  
im bräutlichen Zimmer  
umleuchtet ein Weib  
an des Gatten Brust.

Der Meister alleine,  
beim Mondlichtscheine,  
im trübe durchdämmerten Hochzeitssaal.  
Da packt er zusammen  
verflackerte Flammen,  
gestorbene Töne,  
in einsamer Qual.

#### DIE ASPARAS

Den Büßer, den echten,  
zu reißen aus rechten,  
grundheiligen Gleisen, beschließet der Geist,  
der alles bezwinget,  
der alles durchdringet,  
es weise beherrschet und Indra heißt.

Die Asparas wallen,  
die Schönsten von allen,  
die Boten der Götter, zum irdischen Herd.  
Weichpurpurne Binden  
wollüstig sich winden  
um Lilienhügel, von Rosen beschwert.

Im heiligen Haine,  
im dämmernden Scheine  
des Mondes ein Klingen und Tönen gar leis,  
ein Huschen und Walten  
von lichten Gestalten;  
sie nahen, sie wandeln zu Indras Preis.

Wie zittert die Palme;  
wie säuseln die Halme  
des moosigen Grundes, von Sehnsucht bewegt!  
Wie hätten so gerne  
die blinkenden Sterne  
zu Füßen der Asparas still sich gelegt!

Sie sinken und steigen,  
sie flüstern und schweigen  
und winden die Glieder im lieblichen Tanz.  
Um schwellende Leiber  
der himmlischen Weiber  
schlingt selig der Mond seinen silbernen Kranz.

O Büßer, du rauher,  
du alter, du grauer,  
du knochiger, finsterer, trüber Gesell!  
Sie kommen, sie kommen,  
von Wollust umschwommen,  
und bringen der Freude heißflammenden Quell.

Da steht seine Hütte  
in dämmernder Mitte  
des Haines, umfächelt vom duftigen Süd.  
Sie dringen ins Zimmer  
mit bräutlichem Schimmer  
und tranken mit Träumen sein stilles Gemüt.

Sie schmücken die Wände,  
sie regen die Hände  
und zünden der Fackeln stillglimmende Glut;  
sie winken und schweben  
und bringen die Reben  
und pressen zu Bechern die schäumende Flut.

Sie tragen die Kissen  
mit wiegenden Füßen  
in leisem Geplauder zum Lager heran.  
Und lächeln zuzeiten,  
indem sie's bereiten  
dem einsamen, stillen, dem heiligen Mann.

Dann sinken die Schleier,  
dann bebet die Leier  
im glühenden Takte gar heimlich und leis.  
Der Himmlischen Glieder  
umschlingen sich wieder  
zum lautlosen Tanze im zaubrischen Kreis.

In Seufzern der Lüste  
aufwogen die Brüste,  
lustatmende Rosen die Wangen erblühn.  
Die Hüften sich biegen  
weißschimmernd und wiegen;  
Glutfackeln der Sehnsucht die Augen erglühn.

Wie ringeln die Locken  
schwarzglänzende Flocken,  
mit Lotus durchflochten, um Schultern und Brust.  
„Erwache, Entsager,  
erstehe vom Lager,  
erstehe zum Leben, zur bräutlichen Lust!“

Da regt der Brahmane  
sich, schauet im Wahne  
umher und erkennet die himmlische Schar.  
Er läßt sie zu Ringen  
sich regen und schlingen  
und hüllt sich bedacht in den weiten Talar.

Er lächelt und gehet  
und suchet und stehet  
und bricht eine Lilie mit sorgsamer Hand.  
Er drückt an die Lende  
ihr quellendes Ende,  
gen Osten die betenden Lippen gewandt.

Und Glieder entquellen,  
die wachsen und schwellen  
zu wonnigen Formen, zur lieblichsten Maid.  
Die kann wie die andern  
sich wiegen und wandern,  
verdunkelt sie alle an Lieblichkeit.

Und Klarheit verbreitet  
sich, wo sie auch schreitet.  
In strahlender Reinheit nur leuchtet ihr Blick.  
Die Asparas weichen  
zu himmlischen Reichen,  
zum Busen des Büßers die Schöpfung zurück.

## HOCH IM BERGLAND VON ARKADIEN

Hoch im Bergland von Arkadien,  
das in Argos' Ebne blicket,  
rauchen Feuer. Hoch im Bergland  
opfern die Pelasger ihrem  
unsichtbaren Gotte Zeus.  
Sinnend steht der alte Priester  
an dem roten Stein des Altars,  
lauscht den Winden, lauscht dem Säuseln  
gelber Blüten an der Felswand.  
Und es lauschen die Pelasger —  
lauschen nur und sind erhoben.  
Aber einer tritt zum Priester,  
einer, der des Windes Säuseln,  
der der Wolken Bergversammlung  
nicht bemerkte, auch die Stille  
nicht empfand, und sprach zu ihm:  
„Nie noch sah ich unsre Gottheit,  
die uns schützt und die uns führet,  
sage mir, wie denk' ich jenen  
Gott mir? Zeige mir den Gott!“  
Finster wandte sich der Priester:  
„Leise rede, rede leise,  
daß du deiner Brüder Busen  
nicht mit gift'ger Saat entzündest!  
Siehst du nicht, nun denn, so schweige!  
Geh ins Tal und schweige, Jüngling!“  
Doch es schwieg nicht lang der Jüngling,  
fragte jeden seiner Brüder  
nach der Gottheit, ob er je sie  
sah, und wo er diese Frage  
tat, so ward ihm eine Antwort:  
ungesehen sei die Gottheit,  
und in jedes Seele, den er  
fragte, sank des Zweifels Saatkorn.

Seltner rauchten nun die Opfer.  
Oft saß jetzt der alte Priester  
einsam auf dem Felsenhaupte,  
fühlte doppelt nun die Gottheit,  
weinte, wenn sie ihn umfing.  
Sieh, da zogen bunte Segel  
in die Bucht, und bunte Waren  
tauchten aus der Schiffe Leibern  
und umsäumten licht den Strand.  
Kamen handelnd die Phöniker.  
Stauend standen die Pelasger  
vor den unbekanntn Schätzen,  
schauteu sie und wurden lüstern:  
„Sagt, wer wies euch durch des Meeres  
wüste Bahnen, sagt, wer tat es,  
und wer gab euch solche Schätze?“  
Zogen eilig die Phöniker  
kleine Götter aus den Wämsern,  
kleine winzige Idole,  
die sie immer bei sich trugen:  
„Diese taten's, unsre Götter.“ —  
„Gebt uns Götter, diese Götter,  
die uns leiten, die uns führen,  
Gold uns schenken, so wie euch,  
Götter, die uns sichtbar sind.“  
Und bald trug ein jeder sorglich  
in der hohlen Hand sein Göttlein,  
in der hohlen Hand nach Hause.

Ach, der Gott war so gefügig,  
konnte nachts am Herzen schlafen,  
wurde warm in heißen Küssen,  
konnte überredet werden  
und gestraft, wo er versagte. —

Hoch im Bergland von Arkadien  
sprach mit seinem unsichtbaren,  
großen Gotte noch der Priester.  
Der ging atmend durch die Berge  
noch und bildete die Wolken,  
warf den Bach hinab zu Klüften,  
donnerte und spielte leise  
mit den gelben Bergesblumen,  
fürchtete die neuen Götter  
nicht und zürnte nicht den Menschen;  
und der Priester kniete nieder  
wieder vor dem höchsten Gotte.

#### DIE MONDBRAUT

Bergliese die Stirne ans Fenster drückt,  
Mondsilber umgießet den Wald,  
Bergliese hinaus in den Schimmer blickt,  
er faßt sie mit stiller Gewalt.  
Das Herz ist ihr weh und die Seele so bang,  
lang starb ihr der Vater, die Mutter wie lang! —  
Vergangen, vergessen, versunken.

„Du Faule, du Dirne, du bettelnde Brut,  
was stehst du und stierst in die Welt!  
Zum Nähren, da ist dir der Bauer wohl gut,  
und gut zum Verprassen sein Geld?  
Dein Vater ein Lump, eine Dirne wie du  
deine Mutter und all ihre Mütter dazu,  
sie legten dich mir in die Wiege!

Hinaus in die Wälder und rege den Fuß  
und rege die Hände geschwind!  
Und bringst du nicht Reisig im Überfluß,  
so peitsche dich Hagel und Wind,

und hat dich nicht Wind und nicht Hagel zerzaust,  
so will ich dich schlagen mit nerviger Faust,  
viel schlimmer als Wetter und Winde.“

So rief sie der Pfleger, der zornige, an  
und stieß ihr die Faust ins Genick;  
er war ein entmenschter, ein grausamer Mann  
und führte die Hölle im Blick.  
Er warf sie hinab in das finstere Haus  
und weiter zur krachenden Pforte hinaus  
ins stille, verlaßne Gehöfte.

Bergliese die Füße, die müden, bewegt  
hinein in die eisige Nacht;  
licht glitzert das Eis, und der Schneesturm fegt  
und heult um die Dächer mit Macht.  
„Ja, ja, auf dem Dach bei dem rauchenden Schlot,  
da ist man wohl näher bei ihm und bei Gott,  
beim Leuchtenden, Schönen, am Himmel!“

Die Straße entlang, über Feld, über Rain  
hinwallt sie im funkelnden Schnee;  
wo die Föhre sich streckt in den Himmel hinein,  
still hält sie und schaut in die Höh'.  
„Du Schöner am Himmel, so matt und so bleich,  
hoch, hoch in den Wipfeln, da hast du dein Reich,  
hoch, hoch in den Wipfeln der Föhren!“

Sie beugt sich und sammelt das Reisig umher,  
und mählich entschlummert der Wind;  
die Bürde wird hart, und die Bürde wird schwer  
und müde das zitternde Kind.  
„Klar leuchtet der Mond und so eigen und still,  
ach, was er wohl lächelt, und was er wohl will?  
der Schöne, der Schöne am Himmel!“

Ermattet sinkt sie ins schneeige Moos,  
halb träumend flüstert sie leis:

„Wie blickt er so rein, wie blickt er so groß,  
ach, ob er mein Leiden wohl weiß?  
Woher er wohl kommt, und wohin er wohl zieht,  
und ob er wohl Vater und Mütterlein sieht?  
der Schöne, der Schöne am Himmel.“

Die Föhren hinab und die Föhren hinan  
Lichtschimmer gleitet und schwebt,  
und was nicht im moosigen Grunde verrann,  
die schwankenden Wipfel umwebt.  
Rings triefen die Lüfte vom heiligen Licht  
so rein wie Demanten, Berglieses Gesicht  
ist starr in den Schimmer gerichtet.

Und wie sie so schlummert, da neigt sich der Baum  
mit flüsternder Krone zu ihr:

„Auf, Mondbraut, Mondbraut, wach aus dem Traum  
und steig in die Wipfel zu mir!“ —

„Auf, Mondbraut, Mondbraut!“ tönt's aus der Luft,  
„wir tragen dich hoch in den dämmernden Duft  
zu Bräutigam, Vater und Mutter.“

„Wer ruft?“ spricht leise die lauschende Maid,

„wer ruft, wer ruft mich empor?

Ich komme! — Doch dünkt mich, der Weg ist zu weit,  
verschlossen das güldene Tor!

Schon wieder? Ich komme! — Du Schöner, halt ein,  
ich will dir ja folgen, du nennst mich ja dein;  
ich komme, ich komme, ich komme!“

Was krallt sich die düstere Föhre hinan?

Was rieselt hernieder der Schnee?

Was knistern die Zweige im hallenden Tann?

Was äugt das erwachende Reh?

Horch, wie es den Häher verscheucht aus dem Horst,  
Bergliese nachtwandelt im eisigen Forst  
und fliehet die drückende Erde.

Da schlingt sich ein Arm um die Hüfte ihr leis,  
gewoben von Licht und von Glut,  
da schwillt ihr das Herz, und da pocht ihr so heiß  
im Busen das strömende Blut.

„Ich grüß' dich, du Schöner“, so lispelt sie hold,  
„wie bist du so strahlend im Gürtel von Gold,  
ich folge dir gerne, so gerne!“

Und aufwärts weht sie der nächtige Wind,  
Bergliese, in Bräutigams Arm;  
wie hält er das müde, das frierende Kind  
am Busen so weich und so warm.  
Er trägt sie hinauf in den silbernen Kahn,  
ausbreitet die Flügel ein leuchtender Schwan  
und zieht ihn gen Süden, gen Süden.

Noch rinnt ihr die Träne im seligen Weh,  
noch bebt ihr im Kusse der Mund,  
da tauchet, gewölbt von Demanten und Schnee,  
ein Schloß aus dem dämmernden Grund.  
Es türmt sich so licht, und es wölbt sich so rein:  
„Wem mag es gehören, wem mag es wohl sein,  
das hehre, das schöne, das reiche?“

Die Sterne umwandeln die Zinnen von Stahl  
in heiligem, ewigem Gang,  
und Gärten erblühen im duftenden Tal,  
durchjubelt von Vogelgesang.  
Und Mütterlein steht auf der Schwelle und winkt  
und Väterlein auch, und der Nachen, er sinkt;  
er sinkt in die duftenden Gärten! —

Was dröhnte der Grund, was scholl durch die Nacht?  
Mir schien es ein klagender Ton:  
Sie liegt an der Föhre, sie hat es vollbracht,  
auf ewig dem Jammer entflohn!  
Zerschmettert, verröchelnd im rieselnden Blut,  
so hat er gebettet sie sicher und gut,  
der Schöne, der Schöne am Himmel!

#### DER TOD DES GRACCHUS

Hoch über Romas Scheitel geht  
die Schar der ew'gen Sterne,  
indes der junge Morgen steht  
mattschimmernd in der Ferne.  
Er hebt das Füllhorn von Rubin,  
da zuckt es rot am Palatin  
und rinnt durch Myrtenäste  
auf Villen und Paläste.

Und rege wird's mit einemmal  
in Straßen und in Gassen,  
und ihr verschlungener Kanal  
kann kaum die Bürger fassen.  
Die Zungen eifern allesamt,  
und wilder Rede Feuer flammt  
aus haßerfülltem Schlunde  
und fliegt von Mund zu Munde.

Und brüllend wächst der Donner an,  
und grollend sinkt er nieder.  
Und einen Helden, einen Mann,  
den nennt man immer wieder.  
Sein Name steigt aus tiefer Gruft  
des Elends in die Morgenluft  
und schwebt, als hab' er Flügel,  
um alle sieben Hügel.

„Tiberius Gracchus!“ tönt es wild  
und tönt es um die Wette.  
Und auf zu neuem Donner schwillt  
der Stimmen weite Kette.  
Und hinter seinen Mauern steht  
der Wuchrer, murmelnd ein Gebet,  
und bebt im Nachtgewande  
vorm Tode — nicht vor Schande.

Und auf vom Lager steht Tiber,  
umhüllend die Gewänder.  
Der Sklave schnüret kummerschwer  
ihm der Sandalen Bänder.  
Und was das Knechtesauge spricht,  
von tiefer Wehmut trunken,  
der stille Mann vernimmt es nicht,  
in Sinnen tief versunken.

Und ruhig, ohne Blick und Wort,  
geht Gracchus durch das Zimmer,  
er hört im Busen fort und fort  
ein klagendes Gewimmer:  
„Ich komme“, spricht er, „harret aus!  
Zusammenstürzt das faule Haus;  
ich will es euch zerhauen  
und euch ein neues bauen!“

Die Toga ordnend mit Bedacht,  
schickt er sich an zu gehen;  
doch plötzlich, wie vom Traum erwacht,  
bleibt er im Laufe stehen.  
Die Stirne streichend mit der Hand,  
spricht er von neuem: „Volk und Land,  
euch gab ich mich zu eigen,  
mag Lieb' und Sehnsucht schweigen.

Schlaf, schlaf, mein Weib! Schlaf, schlaf,  
mein Kind!

Schlaft still auf kühlem Lager!  
Da draußen auf der Gasse sind  
Gespenster, dürr und hager.  
Durch unsres Staates Wunden brach  
ein Meer von Elend, Leid und Schmach  
und wogt in Fieberschauern  
um meines Hauses Mauern.“

Und wie es ewig sich verhält  
mit starker Männer Glücke,  
der Überzeugung Hammer fällt  
und schmettert es in Stücke.  
Er geht, — da, ohne Wort und Gruß,  
fällt ihm zu Füßen Blossius;  
erhitzt vom schnellen Gange,  
stockt er und stottert lange.

„Herr, fliehe! fliehe! — Deine Tat  
wird nimmer sich vollenden!  
Sie schüren oben im Senat  
an deinen Todesbränden!  
Bald fällt die Flamme prasselnd ein,  
es wird um Tod und Leben sein!  
Sie brüten wilde Rache  
und fluchen deiner Sache.“

„Laß sie nur brüten allesamt;  
laß sie nur spei'n und fluchen!  
Ich hab' den Ätna mir entflammt;  
sie mögen mich besuchen!  
Was frommt mir Leben oder Tod!  
Die armen Leute brauchen Brot; —  
das will ich ihnen reichen,  
und sollt' ich drob verbleichen!“

Er schiebt den Freund hinweg und geht;  
da wirft sich ihm entgegen  
sein Weib und warnt und mahnt und fleht  
ihn lang und allerwegen:

„O sieh, wie bleich mein Angesicht!  
O sieh, wie bleich es warnt und spricht!  
Mach rot die bleichen Wangen,  
bleib, stille mein Verlangen!“ —

„O Weib, was flehst du mich so heiß  
mit ungestümer Bitte?  
Fürwahr, du bist wie Schnee so weiß.  
Doch wie ich immer litte,  
ob deine Wange weiß, ob rot —  
die armen Leute brauchen Brot!  
Soll, um dich rot zu färben,  
das Römervolk verderben?“

Er ringt sich los, er drängt sie fort  
und wehret ihren Küssen.  
Da wird mit raschem Schreckenswort  
die Pforte aufgerissen:  
„Flieh! Denn zur Räuberbande wird  
der hohe Rat, der Völker Hirt,  
es wollen seine Horden  
mit Knütteln dich ermorden!“

„Schweigt alle!“ spricht Tiber und steht,  
und seine Lippen beben;  
durch seine Glieder aber geht  
ein ungestümes Streben.  
„Was seid ihr fahl, was seid ihr bleich? —  
Ein Geier nagt am Römerreich,  
er wird's zum Aase machen,  
hilft Gracchus nicht den Schwachen!“

Von dannen, wem's an Mut gebricht,  
er schleiche sich von dannen!  
Des Volkes Flüche zittern nicht,  
die meine Sehnen spannen. —  
Und schlägt man mich mit Knütteln tot,  
die armen Leute brauchen Brot,  
das will ich ihnen reichen,  
und sollt' ich drob verbleichen!“

Sein Auge flammt, er schreitet fest  
hinab die Marmorstufen,  
und wie sein Haupt sich blicken läßt,  
beginnt das Volk zu rufen:  
„Tiberius Gracchus Sieg und Heil,  
in seine Hand ein Donnerkeil,  
die Ägis seinem Arme!  
Bring Lindrung unserm Harme!“

Und wo er geht der Straßen Gleis,  
wälzt sich der wilde Haufen.  
So Knabe, Jüngling, Mann und Greis  
kommt schreiend nachgelaufen.  
Das Forum öffnet seinen Plan,  
und weiter seine heiße Bahn  
geht Gracchus unter Winken  
zur Rechten und zur Linken.

Die Menge teilt sich vor ihm her  
und neigt sich vor dem Helden.  
Und Boten rennen kreuz und quer,  
zu künden und zu melden.  
Da — plötzlich alle Kehlen ruhn,  
denn mächtig schreitet der Tribun  
mit ruhig stolzer Miene  
empor zur Rednerbühne.

Er überschaut mit festem Blick  
die aufgeregte Menge  
und mustert ruhig Stück um Stück  
das flutende Gedränge.  
Dann tönt die Stimme wie Kristall —  
und stiller noch wird's überall.  
Es dringt zum fernsten Orte  
die Lava seiner Worte.

Er spricht von Sklaven, die das Land  
des freien Manns bewohnen,  
die in des reichen Prassers Hand  
nur seinen Lüsten fronen.  
Er spricht vom Prasser, dessen Gut  
zusammenklebt der Bürger Blut,  
und zeigt auf seiner Brüder  
zerlumpte Kleider nieder.

Er sagt: „Wo ist des Bürgers Land?  
Wo ist das Brot der Bürger?  
In seine Felder kam der Brand,  
in seinen Stall der Würger,  
auf seinem Hause sitzt die Not,  
auf seiner Wange hockt der Tod,  
die Schmach an seinem Weibe,  
der Hunger ihm im Leibe!

Gebt, Brüder, was des Armen ist,  
gebt, was ihr habt genommen!  
Ein Lieben und Erbarmen ist  
des edlen Mannes Frommen! —  
Wir herrschen nah, wir herrschen fern,  
uns selber wühlt der Wurm im Kern.  
Löst ihn aus seinem Marke,  
daß unser Baum erstarke!“

Es murr't des Volkes Rächerwort,  
es flucht im düstren Grimme,  
und immer schallet fort und fort  
des Redners mächt'ge Stimme. —  
Und höher kriechet dumpf und hohl  
des Volkes Fluch aufs Kapitol  
und murr't zum hohen Rate  
der Reichen im Senate.

„Hört, wie die Bestie murr't und keift!“  
Nasica ruft's im Zorne.  
„Des Staates letzte Stunde reift  
an diesem Unheilsdorne!  
Auf, rettet, rettet unsern Staat!  
Ist hier ein Schurke im Senat,  
der sich darob besinnet,  
indes die Zeit verrinnet?“

Wie? fürchtet ihr den tauben Lärm,  
ihr zagenden Gemüter?  
So tragt den Hunger im Gedärm,  
verschleudert eure Güter! —  
Ein Knüttelhieb, ein rascher Arm:  
Zum Orkus rennt der feige Schwarm!  
Auf! Zeiget diesen Katzen  
nun eure Löwentatzen!

Ihr säumt? So wollt ihr euer Gut  
zerrissen sehn von Geiern,  
und wenn man wühlt in eurem Blut,  
mit feiger Miene feiern?  
Die Heuschreck' liegt in eurer Saat!  
Ist hier ein Schurke im Senat,  
der sich darob besinnet,  
indes die Zeit verrinnet?“

Er springt empor in wilder Hast,  
kraftstrotzend jede Sehe,  
und seine Rechte mächtig faßt  
die nächste Sessellehne.

Hoch über seinem Haupte her  
schwingt er das mächtige Gewehr  
und stürzt mit Kriegsgebrülle  
sich in die Menschenfülle.

Die andern folgen wild ihm nach. —

Die Menge weicht und fliehet.

Der Habsucht Wölfe werden wach;  
des Abgrunds Feuer glühet.

Da zuckt ein Stoß — da saust ein Streich:

„Nicht wahr, die Lumpen fallen gleich?

Wir haben ihre Knochen

bei Lebzeit schon gebrochen!“

Und wirklich, was nicht sinkt und fällt,  
das flieht in wüsten Massen.

De Senatoren Schlachtruf gellt

durch Tempel, Markt und Gassen.

Tiber — auf seiner Bühne kühl —

beschaut das grauliche Gewühl,

indes mit tausend Schlingen

die Feinde ihn umringen.

Und starrt und starrt und wird nicht müd,  
den Flücht'gen nachzuschauen.

Ein Eishauch füllet sein Gemüt

und ein unnennbar Grauen.

Doch — plötzlich rinnt ein Tränenstrom:

„O armes, armes Volk von Rom!“

Da — unter schweren Streichen

die Sinne ihm entweichen.

Es knirscht sein Haupt, und beißend fällt  
der Dolch in seine Rippen,  
und eine herrliche Götterwelt  
entröchelt seinen Lippen:  
„Kraft, Götter, Kraft! — Das ist der Tod!  
Gebt ihr den armen — Leuten — Brot!“  
So betet er im Sterben  
auf seiner Hoffnung Scherben.

Zweiter Teil

SAGEN UND MÄRCHEN

---

DIE JUNGFRAU IM WASCHSTEIN

Rügener Sage

Sie wäscht ein Gewand, und sie wäscht es nicht weiß,  
bei Nacht auf dem Steine im Meere.

Sie singt sich ein Liedlein, sie wimmert gar leis  
und weint manche bittere Zähre.

Ach, und ist euch so hold und so schlank und so  
schön,

für süßeste Liebe geboren!

Ihr Kinder, ihr Kinder, ich hab' sie gesehn,  
und ich hab' sie auf ewig verloren.

Sie nickte und wusch mit dem blühenden Arm  
den blutigen Flecken im Linnen;

wie hob sich ihr Busen so süß und so warm,  
in Sehnsucht nach Lieben und Minnen.

Und es floß ein Gelock von dem schimmernden  
Haupt,

umzirket von goldigen Spangen;

und ich habe die Freia zu sehen geglaubt  
und bebte vor Furcht und Verlangen.

Ich zwang meinen Kahn an den moosigen Stein,  
so sehr ich im Herzen verzagte,  
und sprach: „Holdseliges Jungfräulein!“  
O daß ich dies Wörtlein sagte!  
Kaum war es gesprochen, so sah sie mich an  
in tiefem, unsäglichem Wehe.  
O daß ich unseliger, törichter Mann  
vor Sehnsucht und Leid nicht vergehe! —  
Und wie sie so schaute, da hört' ich's genau,  
sie flüsterte leise die Worte:  
sie sei eine arme verlassene Frau,  
gebannt an so schaurigem Orte. —  
Ich wäre gekommen, ich hätt' es gewagt  
und hätte sie können erlösen,  
wenn ich das richtige Sprüchlein gesagt;  
„Gott helf' euch!“ wär' es gewesen. — —  
Da ward mir gar schwül und gar finster zu Sinn,  
die Schläfen taten mich schmerzen.  
So hielt ich den Himmel, so schwand er mir hin  
und ließ mir die Hölle im Herzen.

#### DIE SCHWARZE FRAU IN DER STUBBENKAMMER

Die Stubbenkammer, wie bleich und hehr,  
ragt leuchtend hinaus in das dämmernde Meer.  
Es strahlet der Mond mit silbernem Blick  
von Kanten und Schluchten und Gipfeln zurück. —  
„Da draußen, da ist ein gar eigenes Reich,  
die Tiefen so dunkel, die Höhen so bleich;  
und Höhlen gibt es im felsigen Strand,  
den Fischern aus heiligen Sagen bekannt.“ —  
So sprach mir der Fischer; ich lauschte ihm still  
vom Munde, was ich erzählen euch will:

Im tiefen Gefelse, im feurigen Schacht  
da hält eine Jungfrau Jahrtausende Wacht;  
von feurigen Garben wird sie umloht,

von Schlangen mit dampfenden Rachen umdroht;  
rotgoldenem Becher mit Edelgestein,  
dem mußte sie einsame Hüterin sein.  
Sie selbst, in düstere Schleier gehüllt,  
ist Menschen und Göttern ein Rätselbild.  
Einst war sie zu lösen — die Zeit ist vorbei.  
Nun ringen sie Menschen und Götter nicht frei. —  
Aus fernem Gebiete zum kreidigen Riff  
kam windschnell geschwommen ein düsteres Schiff,  
und Männer entstiegen dem eichenen Bord,  
die führten einen an Ketten fort.  
Das Leben, das hat er verwirkt im Rat;  
er wollte sich lösen durch Wahnsinnstat  
und tragen den Becher der schwarzen Frau  
aus feuriger Höhle zum Himmelsblau.  
Er grüßte wie scheidend das Licht und die Luft,  
dann stieg er hinunter zur brennenden Gruft  
und sah das Bild in dem feurigen Kreis  
und drang durch die Flammen und suchte den Preis.  
Den hielt sie mit zarter, verschleierter Hand  
nur leise am blinkenden Fuße umspannt;  
doch als er nun greift nach der güldenen Last,  
da neigt sich die Jungfrau und spricht zu dem Gast:  
„Nun wähle mir recht, der du alles gewagt!  
Dein harren die Schätze, dein harret die Magd.  
Der Becher ist golden, die Minne ist heiß.  
Nun wähle den rechten, den herrlichsten Preis!“ —  
Er sieht ihre Blicke, er hört, was sie spricht;  
doch Todesangst quält ihn, er achtet des nicht:  
Das Richtbeil schneidend im Nacken ihm saust,  
und was ihn befreiet, das packt seine Faust.  
So hat er den Becher, so hält er ihn fest  
mit blutigen Händen ans Herz sich gepreßt.  
Doch wie er ihn hält, da erwacht er und sieht,  
was lieblich und hold unter Schleiern erblüht:  
ein Mägdlein, entknospend wie Blumen im Mai,

mit irdischen Gliedern, die himmlische Fei;  
wie Märzschnee der Busen, das Auge wie Licht,  
sehnsüchtige Tränen im holden Gesicht.  
Doch wie er nun bebend die Rechte ihr beut,  
da tönt ihre Stimme wie Sterbegeläut:  
„Dein wär' ich gewesen, wenn du mich gewählt;  
nun bin ich auf ewig den Flammen vermählt.  
Nun gehe, du Arger, von wannen du kamst,  
und der du mein einziges Hoffen mir nahmst.“  
Er sinkt in die Knie, es stockt ihm das Herz  
vor brennendem Wehe, vor zehrendem Schmerz;  
wie ringt sich sein Atem so schwer aus der Brust  
in Worten des Wehs und in Worten der Lust.  
Es quillt ihm der Born in den Augen mit Macht.  
Wahnsinnige Liebe ist lodernd entfacht,  
wahnsinnige Liebe, die nimmer vergeht,  
bis daß sie genossen, was heiß sie erfleht.  
Doch wie er auch fleht mit umflortem Blick,  
es treibt ihn weiter und weiter zurück,  
und ob er verzweifelt auch vorwärtsringt,  
die feurige Lohe ihn dennoch bezwingt.  
Er fühlt sich gehoben, sie trägt ihn zurück,  
woher ihn getrieben sein dunkles Geschick.  
Er muß durch der Flammen Wogen und Wehn  
zuletzt noch zwei schimmernde Augen sehn,  
ein Klagen und Wimmern vernehmen von fern;  
und darf nicht verweilen — und hülfe so gern.  
Und ferne erstirbt in unsäglichem Leid  
die Klage der ewig verlorenen Maid. —

So sprach mir der Fischer; ich hörte ihm zu  
und fand in der Seele nicht Frieden noch Ruh'. —  
Da draußen, da ist ein gar eigenes Reich,  
die Tiefen so dunkel, die Höhen so bleich;  
und Saga schwebet um Woge und Strand  
und wirkt und webet ihr Zaubergewand.

## DIE SIEBEN BUNTEN MÄUSE

Pommersche Sage

„Das war eine wunderbare Geschichte,  
die sich zu Pudmin zugetragen,  
und wollt ihr, daß ich sie berichte,  
dann, Kinder, braucht ihr's nur zu sagen,  
's hat just vom Turme zehn geschlagen.  
Wen eine Stunde Zeit gereut,  
dem rat' ich, bald sich fortzumachen;  
zu solchem Ding und solchen Sachen  
braucht's Ruhe und Gemütlichkeit.“ —  
Wie nun die Stube halb geleert,  
sich alles noch zusammenrückt  
und alles lauscht und alles hört,  
hat sich der Alte angeschickt,  
sein Märlein wacker zu erzählen  
und seine Worte wohl zu wählen.

„Sieben Kindlein saßen“, beginnt der Greis,  
„allein in verödeter Stube.  
War'n ihrer sieben, soviel ich weiß,  
und unter allen kein Bube.  
Sie trugen alle ein buntes Kleid  
und alle ein rötliches Käppchen  
und hatten alle, 's war Frühstückszeit,  
zu Händen das selbige Häppchen.  
Die Mutter, zur Kirche ist sie gewallt,  
als fernher das Glöcklein herübergeschallt.  
Zur Kirche waren die Nachbarsleut',  
Karfreitag steht im Kalender heut.  
Ein jedes knuspert, ein jedes nagt  
am spärlich bestrichenen Brote.  
Die Mutter hat jedem ins Ohr gesagt  
ein ganzes Dutzend Gebote;  
die nicht zu verletzen, bald hier und bald dort,

wagt sich kaum eines von seinem Ort,  
die Mutter, die Mutter ist zornig.  
Doch wie es immer bei Kindlein geht,  
so geht es auch bei den sieben.  
Was so in Kinderköpfchen steht,  
ist nicht in Eisen geschrieben.  
Als Stund auf Stunde vergangen war,  
da hatten alle ganz und gar  
der Mutter Gebote vergessen. —  
Die Mittagsstunde kommt heran,  
doch immer noch nicht die Mutter.  
Wer sich nicht selber füttern kann,  
der schreit und greint nach Futter.  
So ging es auch den armen Kleinen,  
sie fingen alle an zu weinen  
und weinten, bis aus dem Tränenbronnen  
kein einziges Tröpflein mehr kam geronnen.  
Da suchten sie denn in Küche und Kammer,  
wo sonst die eßbaren Dinge standen,  
doch als sie alles verschlossen fanden,  
erhoben sie alsbald ein neues Gejammer.  
Bis eins der Mägdlein, mit großen, runden  
Guckaugen, was hinter dem Ofen gefunden.  
Nun drängten sich alle um den Fund!  
Es ist ein kleines strotzendes Säckchen,  
draus gucken Äpfel mit purpurnen Bäckchen,  
so recht begehrllich für den Mund.  
Als bald geht's an ein kurzes Beraten,  
doch schleunigst schreitet man zu Taten;  
und wie die Untersuchung erweist,  
ist schließlich alles aufgespeist. —  
Die Mutter indessen, in stillem Gebet,  
noch von der Predigt ganz benommen,  
bei ihrer guten Gevatterin steht,  
die jüngstens hat ein Kind bekommen.  
Die Glocken läuten, es tönt das Amen,

und alle gehen in Gottes Namen.  
Doch wie alles erst aus der Kirche gelaufen,  
läßt man sich an, das Kind zu taufen.  
Das Wasser wird über den Täufling gesprengt  
und drüber der Segen Gottes verhängt.  
Drauf alles sich trennt. — Nur die beiden Frauen  
sich noch zum Schluß ein wenig erbauen,  
bis sie denn auch unter Händedrücken  
sich endlich an zu gehen schicken.  
„Du brauchst“, spricht die eine, „fürs heutige Taufen  
dir keine Äpfel und Nüsse zu kaufen,  
hab’ just ein Säcklein hinterm Herd  
für diesen Tag mir hingestellt.  
Das Obst kost’t heuer schweres Geld.  
Gott hat euch so viel beschert,  
drum sag mir weiter nur kein Wort,  
in einer Stunde bin ich dort  
und bring’ euch mit, was ich versprochen.  
Leb wohl und grüß mir deinen Jochen.“  
Sie geht nun still vergnügt nach Haus  
und denkt, wie gut doch bei dem Schmaus  
die schönen Äpfel schmecken werden.  
Sie sieht die dankenden Gebärden  
der Wöchnerin. — Verwundert schier  
steht sie, eh sie es noch gedacht,  
daß sie den halben Weg gemacht,  
schon vor der eignen Hütte Tür.  
Da hört sie denn ein lautes Lärmen,  
ein Kichern, Huschen und ein Schwärmen,  
ein helles Klatschen in die Hände  
und Jauchzen und Jubeln ohne Ende.  
Sie will hinein, dann lauscht sie wieder,  
doch plötzlich zuckt’s ihr durch die Glieder,  
sie ahnt, stößt auf die Tür und sieht,  
was ihr das Herz zusammenzieht,  
das leere Säckchen auf der Dielen,

womit die Mägdlein lustig spielen; —  
ein Schrei der Wut — ein Schlag — ein Stoß,  
die Kinder stieben in alle Ecken,  
bleich wie der Tod. Nun bricht es los,  
wie Wetterwinde in die Hecken:  
„Ihr Brut, ihr Krähen, Diebsgesichter!  
Bin ich ein Maus- und Rattenzüchter?  
Hab' ich das Stehlen euch gelehrt?  
Beim Satanas und allem Bösen,  
ihr Diebsvolk, bin ich das gewesen,  
so wollt' ich, daß ihr Mäuse wärt!“  
Hui, was geschah! — Es steht im Buch,  
geht hin und seht es selber an;  
solch grauser, finstrer Höllenfluch,  
und am Karfreitag noch getan,  
gibt Macht den Teufeln ohne Maßen,  
da muß sie Gott gewähren lassen.  
Kaum also ist das Wort heraus,  
husch, husch am Herd, husch, husch am Rocken,  
hie eine Maus, da eine Maus.  
Der Mutter alle Pulse stocken.  
Sie starrt und taumelt, will sich halten.  
„Fort“, ruft sie, „fort, ihr Spukgestalten!“  
Dann wieder schaut sie nach den Kleinen  
und sucht umher mit Schluchzen und Weinen  
und findet nichts im ganzen Haus.  
Nur immer vor der Mutter her,  
husch, husch — gespenstig kreuz und quer  
hie eine Maus, da eine Maus.  
Sonst ist die ganze Stube leer.  
„O Jesus“, ruft das arme Weib,  
wie sie das grause Wunder schaut,  
und zitternd schier am ganzen Leib,  
rennt sie, die Mäuslein einzufangen,  
die über Topf und Tiegel sprangen.  
Waren ihrer sieben an der Zahl,

trug ihrer jedes ein rotes Mal  
und ein blauschillernd, buntes Fell;  
zwei Äuglein, klar und wunderhell,  
schauten die Mutter bittend an,  
just als wollten sie traurig sagen:  
„Mutter, du hast uns weh getan,  
müssen es büßen, müssen es tragen.“  
Der Mutter aber schnitt's hinein  
ins arme Herz wie scharfe Messer;  
sie wurde blaß und immer blässer.  
„O hört mich“, rief sie, „Kindelein!  
Höhnt eure treue Mutter nicht!“  
Und zu dem lieben Gott gericht't,  
die Augen stier und wild nach oben,  
vom kalten Angstschweiß überquollen,  
mit wildem, grausem Augenrollen,  
beginnt sie alles zu geloben,  
was Menschen nur geloben können.  
Die Mäuslein aber hüpfen und rennen  
und suchen herum an allen Wänden,  
wo sie ein Loch zum Fliehen fänden.  
Das merkt die Frau in ihrer Not,  
springt eilig vor der Kammer Pforte,  
holt alle ihre Schmeichelworte,  
heult, klagt und wimmert, fleht und droht.  
Die Mäuslein aber schauen sie an,  
just als wollten sie traurig sagen:  
„Mutter, du hast uns weh getan,  
müssen es büßen, müssen es tragen,  
Mutter, Mutter, es muß geschehn,  
werden dich nimmer wiedersehn!“  
Und wie die Mutter auch fleht und spricht,  
die armen Mäuslein folgen ihr nicht;  
und Maus auf Maus,  
husch, husch, hinaus,  
hinaus aus dem Haus,

hinaus auf die Gasse,  
entlang die Straße,  
quer über den Rain  
ins Feld hinein.

Die arme Mutter mit Wimmern und Schnaufen  
kommt angstvoll hinterdreingelaufen,  
rennt sich die Sohlen der Füße wund,  
bittet und klagt mit vertrocknetem Mund.

Aber die Mäuslein springen gewandt  
über Steine, Schollen und Sand,  
lassen die Mutter klagen,  
rennen und hüpfen und jagen,  
bis ein schilfiger Weiherrand  
sie ein wenig bannt.

Und als sie am stillen Gewässer stehn,  
klingt es zur Mutter wie leises Flehn,  
klingt es herüber, so lang, so lang,  
wie ein trauriger, schauriger Totengesang,  
klingt es fort und erstirbt im Schilf,  
haucht noch leise: „Gott hilf, Gott hilf!“  
Zu Hilfe, zu Hilfe die Mutter eilt,  
da sieht sie, wie sich die Woge teilt.  
Da sieht sie, wie ein glühender Schlund  
die Mäuslein reißt in den schwarzen Grund.  
Funken stieben und sprühen umher,  
dann ist die Fläche glatt und leer.

Das ist's, was ich von Pudmin weiß,  
ich hab's erzählt auf euer Geheiß.  
Wer's nicht will glauben, frage die Leute,  
die dorten jetzt wie damals leben;  
der ‚Mäusewinkel‘ heißt noch heute  
der Ort, wo dieses sich begeben.  
Und wer es dennoch nicht will glauben,  
der kann sich jeden Zweifel rauben,  
geht er bei nächt'gem Dämmerchein

zum allbekanntnen Mäusestein.  
Da wird er alsbald im Mondenglanz  
erschaun der Mäuslein Mittnachtstanz.  
Denn immer zur stillen Mitternachtsstunde  
kommen sie aus des Teiches Grunde  
und hüpfen im Kreise  
rings um den Stein  
und singen die Weise  
ins Herz dir hinein:

,Herauf, herauf,  
du kleiner Hauf,  
der Bräutigam soll kommen,  
versäumt ihn nicht  
im Mondenlicht,  
das wieder ist entglommen!

Ach gar zu früh  
wir sanken hie  
zu aller Englein Leide.  
Wir wollen fein  
erlöset sein,  
wir Mäuslein und wir Maide.

Komm, Jungesell,  
der Mond scheint hell,  
ruh aus auf unserm Steine!  
Wir werden dein  
und Fleisch und Bein,  
und du bleibst nicht alleine.

Sechs Knaben doch  
sich finden noch.  
Sieben Maidlein wir im Kranze,  
wir warten schön,  
mit euch zu gehn,  
juchhe zum Hochzeitstanze.



Ach gar zu früh  
wir sanken hie  
zu aller Englein Leide.  
Wir wollen fein  
erlöset sein,  
wir Mäuslein und wir Maide.““

DER TEUFELSDAMM IM NAUGARDER SEE

Pommersche Sage

Klaus Borgen, die Schafe hütend, stand  
am See bei Naugard sinnend  
und an den gegenüberliegenden Strand  
seine stillen Gedanken spinnend.  
Klaus Borgens Herde, wie mager und matt!  
Die Weide war karg; sie wurde nicht satt.

„Da drüben“, spricht Klaus für sich hin,  
„wär' nicht der See, so wahr ich bin,  
ich ging hinüber, und meine Herden  
sollten mir besser gefüttert werden.  
Doch eine Meile rings um den See,  
da treibe, wer kann!  
Ich kann es nicht, und steht der Klee  
so hoch wie ein Mann.“

'sist Abendzeit; Prinz treibt mit Bellen  
die müde Herde nach den Ställen.  
Klaus folgt, wie immer mißgelaunt,  
und seine innere Stimme raunt:  
„Die Weide, Klaus, die fette Weide  
statt deiner trocknen, dürrn Heide,  
das wär' ein Fest! und überdies,  
so kannst du es nicht weiter treiben!  
Wo sollen Weib und Kinder bleiben?  
Wenn du nur einzig wüßtest, wie's

zu machen ist, um durchzukommen.“  
Er wendet sich. Fern winkt das Land  
übers Wasser im grünen Gewand.  
Ein wildes Entlein kommt geschwommen  
durch kühler Fluten Abendpracht,  
hat ein Kleehälmlchen mitgebracht,  
ein fettes Hälmlchen, strotzend, kraus,  
vom andern Ufer. Unser Klaus  
sieht's und ergrimmt und — treibt nach Haus.

Zu Hause aber gibt's 'nen Tanz.  
Ihn ärgert jeder Lämmerschwanz.  
Er stößt die Lämmel,  
er pufft die Hämmel,  
tät seine sieben Kinder schlagen,  
sein Weib mit Redensarten plagen,  
hätt' sich vergriffen auf ein Haar,  
nur weil der See kein Stoppel war.  
Erst ist er laut; dann ist er stumm,  
kriecht still in Haus und Hof herum,  
suchet Ruhe überall  
und bleibt zuletzt in seinem Stall.  
War doch ein Jammer anzusehn:  
die Böcke konnten kaum aufrecht stehn;  
die Lämmer hörten nicht auf zu nagen  
im dumpfen Stroh, und ohne Ruh'  
klingt ihr Blöken, wie lauter Klagen  
klagten sie sich einander zu. —  
Klaus kratzt sich seinen Stoppelbart,  
ist von Gefühlen nicht allzu zart,  
schneidet Gesichter, bis er zuletzt  
fühlt die Wangen von Tränen benetzt.

Er streift sie fort und sieht umher,  
schämt sich über die Maßen sehr,  
kommt sich vor recht sonderbar,

hatte geglaubt manch liebes Jahr,  
daß bei ihm die Quellen der Zähren  
längst versiegt und vertrocknet wären.  
Und länger hält er's nicht mehr aus:  
es treibt ihn in die Nacht hinaus.  
Der Mond liegt still und hüllet weit  
das Land mit seinem Silberkleid,  
träufelt aus der dämmrigen Höh'  
flüssiges Silber über den See.  
Leichter Lufthauch vorüberstreicht,  
küsset das Wasser wunderleicht,  
küsset es linde und küsset es weich;  
tanzen und flimmern die Fluten bleich.

Klaus Borgen stand am Uferrand,  
starrte gierig und unverwandt  
nach dem Ufersaume mit heißem Blicke,  
und was er ersehnt, das ist eine Brücke.  
Doch wie er lange genug gestanden  
in kühler Nacht, im Mondenschein,  
da sah er endlich, endlich ein,  
was Weise schon vor Jahren fanden,  
daß nur mit Wünschen trotz aller List  
keine Brücke zu schlagen ist.  
Er wandte sich verzweifelt ganz,  
da sieht er mit Hörnern und mit Schwanz,  
mit wildem Augendrehen  
den Teufel vor sich stehen.  
Klaus Borgen kam das Zittern an.  
Er sprach: „Gott, gnädig sei uns!  
Das ist, soviel ich wittern kann,  
der heilige Gottseibeius.“  
Der Teufel aber grinst vergnügt  
und reicht ihm seine Tatze.  
Er spricht wie immer, spricht und lügt:  
„Ich helfe dir vom Platze.“

Schlau schlägt sein Schweif das dürre Land,  
daß wirbelnd steigt der trockne Sand  
so recht vor Klausens Blicken  
und droht, ihn zu ersticken.

„Verdammt“, spricht Klaus und niest dabei,  
„Versuchung, grause Teufelei!“

Und plötzlich muß er denken dran,  
wie Satan nicht den größten Mann,  
den Gottessohn, ließ unversucht:

Wer weiß? — Vielleicht! ich bin verflucht,  
wenn ich es nähme, doch bei Gott,  
macht er aus Wüstensteinen Brot,  
nicht ganz so fest möcht' er mich finden  
wie einst den Menschen ohne Sünden.

„Siehst du“, der Teufel spricht's und lacht,  
„im Mondenlicht die Blütenpracht  
am Ufer drüben? In der Luft,  
du spürst ihn doch, den Blütenduft?  
Kleefelder unermeßlich schier,  
wenn du nur willst, ich schenk' sie dir.  
Der See?! Ein Pfützlein, eine Lache,  
die ich im Umsehn trocken mache.“

Klaus Borgen steht der Atem still,  
Klaus Borgen wollte sprechen,  
und weil er etwas sprechen will,  
will ihm die Zunge brechen.  
Er sieht das Feld mit wilder Gier  
und dann des Teufels Klauen,  
und solcherart vergeht er schier  
vor Habsucht und vor Grauen.  
Die Habsucht siegt. Er lallt, er sagt:  
„Herr Gott, weil mich der Teufel plagt,  
weil mich die Sorge nicht verläßt  
und mir die Not das Herz zerpreßt,

so will ich mich dazu bequemen,  
des Teufels Gabe anzunehmen!“  
Und nieder fällt er, wie er ist.

Der Satan aber spricht mit List:  
„Gut, Klaus, ich will den See verschütten;  
das heißt, ich will durch Sees Mitten  
dir einen Damm hinüberlegen  
nach jenen fetten Weidagehen.  
Doch eh wir gänzlich einig sind,  
versprichst du mir, bei Todesstrafe  
und für die Weide deiner Schafe,  
dein Jüngstes, dein Zweimonatskind.

Klaus springt empor. — Doch Satanas  
dreht sich gelassen auf dem Fuße  
und geht mit kaltem Blut fürbaß.  
„Geh heim“, spricht er, „und tue Buße!“ —  
„Halt, Herr!“ ruft Klaus, und seine Hand  
den Schäferstecken fallen läßt.  
Er hält an seine Brust gepreßt  
sein Kind und auch sein Weideland,  
und keines möcht' er gern vermissen.  
Doch jener geht und bleibt nicht stehn.  
Da wird denn unter tausend Wehn  
der Vaterliebe Band zerrissen.

Klaus rennt ihm nach, um noch im Rennen  
das Kind vom Herzen loszutrennen.  
Er spricht: „Ich helfe aus der Not,  
sonst ist's der Sieben sichrer Tod.“  
Und vor dem Teufel fällt er wieder,  
Gewährung stammelnd, keuchend nieder.  
„Du willst?“ — „Ich will!“ — „Sobald gebaut  
der Damm, ist mein das Kind?“ — „O nein,  
noch nicht. Bevor der Morgen graut,

muß euer Damm vollendet sein!“ —  
„Und ist er das?“ — „Ist's Kindlein dein,  
sonst nicht!“ — „Nun gut, schlag ein, es sei.“ —  
„Und fertig vor dem Hahnenschrei,  
sonst ist's mit unserm Pakt vorbei.“ —  
„Es sei! — Noch ist's nicht Mitternacht,  
der Teufel hat in halber Zeit  
wohl zehnmal Größeres vollbracht;  
beim ersten Hahnschrei sei bereit.“

Klaus rennt nach Haus, stürzt sich ins Bett,  
zieht sich die Decke übers Ohr  
und schaut nur furchtsam draus hervor.  
Sein Herz pocht wie ein Hackebrett.  
Wenn er einschlief, hätt' er morgen  
ein Kind verloren und alle Sorgen,  
so denkt er, doch er wacht und wacht,  
und näher kommt die Mitternacht.  
Jetzt reckt er sich, weiß kaum warum,  
und zählt mechanisch seine Kinder;  
blickt stier im Zimmerchen herum,  
schon fröstelnd wie ein armer Sünder,  
den man zum Blutgerüste führt.  
Wie aber wird sein Blick gerührt,  
als er auf jenes Bette fällt,  
wo atmend an der Mutterbrust,  
sich keiner Sünde noch bewußt,  
noch kaum gehörend in die Welt,  
der Säugling süße Ruhe hält.  
Klaus schiebt die Decke sacht beiseit,  
steht auf vom Lager, tritt heran  
an jenes andre, öffnet weit  
die treuen Vaterarme dann,  
faßt sich von neuem, schleicht sich fort,  
schaut an die Uhr mit leisem Zagen,

erschauert, spricht ein tröstend Wort,  
da fängt die Glocke an zu schlagen:  
Zwölf Schläge, lang und schwer und bang,  
ein mitternächt'ger Totensang.

Klaus schrickt zusammen, rafft sich auf.  
„Noch sechse hab' ich zu ernähren“,  
spricht er zu sich, „ich schwöre drauf,  
sie wird mir neue noch gebären.  
Ich muß! — Gott mag es mir verzeihn,  
daß ich das eine hingegeben  
um all der andern Kindlein Leben,  
es soll mein ewiges Beten sein.  
Ich will!“ . . . . O Trost, so leer und mager!  
Sein Blick fällt wieder auf das Lager;  
er sieht das Kindlein, süß und hold,  
und über Klausens Wange rollt  
ein Tränlein nach dem andern nieder,  
und keine Tröstung hemmt sie wieder.

Ich glaube, wenn der Teufel jetzt  
die andern sechse weggenommen,  
es wär' ihm leichter angekommen,  
es hätt' ihn weniger entsetzt.  
Und horch! — Klaus spitzt die Ohren, lauscht.  
Ein fernes Rufen dringt herein.  
Ein Wirbel übern Dachfirst rauscht.  
Klaus fühlt ein Rieseln durchs Gebein.  
„Ho ho, holla!“ — ein Zischen dann,  
ein Bröckeln nieder durch den Schlot.  
Klaus fühlt dreifache Todesnot.  
Drauf fängt ein dumpfes Sausen an.  
Das Sausen wächst und saust vorbei,  
und gellend tönt ein neuer Schrei:  
„Hohe! Hohe!  
Zum See! zum See!“

Und nun, wie auf ein Gebieterwort,  
öffnet sich brüllend der Wolkenrachen,  
Schlangen zucken hier und dort  
durch die Lüfte mit Donnerkrachen.  
Teufel fahren aus allen Lüften,  
Teufel kriechen aus allen Gräften,  
schleppen und tragen  
steinig Gerölle,  
alles zur Stelle,  
kappen und schlagen  
Eichen und Tannen,  
drehen und spannen  
feurige Seile,  
hämmern und rammen  
schweiflichte Keile.  
Tausend Flammen  
beleuchten den See.

Wogen türmen sich in die Höh',  
zwischen und bäumen  
über ihr Becken,  
bersten und schäumen  
und wollen sich strecken.  
Unaufhörlich fallen,  
geschleudert von Teufelskrallen,  
Steine, Geröll und Moos  
in des Sees Schoß.  
Es schlürft, es platscht;  
schon hebt sich des Dammes Rücken  
in vereinzelt Stücken;  
und der Satanas, der die Scharen führt,  
jubiliert.  
„Noch wenige Schritte,  
so sind wir in Sees Mittel  
Steine herbei!“  
tönt sein Geschrei.

„Und wenn die Steine nicht reichen,  
so reißt aus den Gräften die Leichen.  
Alles hinein,  
vorm Hahnschrei müssen wir fertig sein.“

Klaus Borgen zu Haus in Angst und Schrecke  
drückt sich vernichtet in eine Ecke;  
und Stimmen höhnen aus allen Wänden:  
„Klaus Borgen, Klaus Borgen, wie wird das enden?  
Klaus Borgen ist ein verstockter Sünder,  
nimmt auf sich alle Höllenstrafe.  
Klaus Borgen gibt seine sieben Kinder  
für ein Stück Weideland seiner Schafe.“  
Und solchergestalt und solchermaßen  
weiß sich Klaus Borgen nicht länger zu fassen.  
Er rüttelt sein Eheweib aus dem Schlummer,  
erzählt ihr hastig all seinen Kummer,  
tät mit der Hand, sie wollte keifen,  
gar schnell ihr vor das Maulwerk greifen  
und bat inständig, an nichts zu denken,  
als wie sie das Kindlein könnten erretten.  
Schon viele, wie ihm bekannt sei, hätten  
den Teufel betrogen, trotz all seinen Ränken.  
Er schilt sich selbst einen gottlosen Schächer,  
da wird das Zorngewölke schwächer,  
und weiter einen teuflischen Lumpen  
und einen erbärmlichen Sündenklumpen.  
Da ist der Ärger des Weibes bezwungen,  
und beide halten sich weinend umschlungen.  
Doch immer wilder und näher klang  
der tausend Teufel Höllengesang;  
und Mann und Weib schier ratlos sind,  
weiß keins zu retten das arme Kind.

Da gerade, wie sie so trostlos stehen,  
ruft plötzlich das Weib: „So muß es gehen.“

Sind sie nicht fertig vor Hahnenschrei,  
so sagst du, sei's mit dem Pakt vorbei?  
Mit Gottes Hilfe und Gottes Segen  
will ich dem Teufel das Handwerk legen.“  
Sie springt hinaus, eh Klaus es faßt.  
Er eilt ihr nach in freudiger Hast  
bis in den Hof. Die Türe schlägt  
ins Schloß, vom Sturmwind zugefegt;  
ein fern Geheul, ein Feuerschein  
zeigt, daß die Teufel tätig sind  
und sich die Hälse heiser schrein  
um Klausens armes Wickelkind.  
Klaus Borgen schwinden die Gedanken.  
Der Schlot, das Dach fängt an zu wanken.  
„Ach lieber Gott, wo ist das Weib?“  
Da zittert er am ganzen Leib,  
horcht auf, horcht wieder, geht, bleibt stehn:  
„Ich glaube gar, die Hähne krähn!  
Wahrhaftig! o du heiliger Christ —  
der Hahn, der Hahn....“ Mehr spricht er nicht,  
dann fällt er auf das Angesicht,  
und all sein brünstig Lallen ist,  
auf kalte Steine hingebettet,  
nur immer, immerzu: „Gerettet!“  
Die Teufel aber kaum vernehmen  
den Warnruf, als sie allesamt  
Reißaus zu ihrer Hölle nehmen,  
weil sie zu ew'ger Nacht verdammt.  
Halb fertig ist der Damm geblieben,  
wie Satanas auch brüllt und keift  
und außer sich, von Wut getrieben,  
ingrimmig in die Erde greift.  
Noch immer will er sie nicht lassen,  
es müssen ihn zwölf Teufel fassen,  
ihn an den Beinen aufwärtszerren  
und in die heiße Hölle sperren.

Wie das geschehen, da schweigt's umher.  
Die Wolken schwinden in der Ferne,  
enthüllend leis die Mondenscheibe  
und die unzähl'gen reinen Sterne.

Klaus tritt, gestützt von seinem Weibe,  
zurück ins Haus, eilt zu der Wiegen  
und sieht sein schlummernd Kindlein liegen;  
und mit unsagbar heißer Lust  
drückt er es fest an seine Brust.

Zum Weibe drauf er schluchzend spricht:

„Was hätt'st du, Marthe, nun gemacht,  
schrie heut so früh der Gockel nicht?“ —

„Ach Mann, der ist ja nur erwacht  
von meinem angesteckten Licht.

Das hat ihn ja zum Krähn gebracht.“ —

„Blitz, daran hab' ich nicht gedacht!“ —

Wer übrigens den Damm will sehn,  
braucht nur zum See bei Naugard gehn.

## DAS MÄRCHEN VOM STEINBILD

### I

Will erzählen, will versuchen  
einen kleinen Sang zu singen,  
singen einer Schar von Kindern.  
Hört mich an, die ihr euch Kinder  
fühlet in der tiefsten Seele,  
lauschet still und unterbrecht mich,  
wenn zu trüb mein Liedlein schleicht.  
Ist ein alt bekanntes Liedlein,  
und „Es war einmal“ beginnt es.

War einmal ein reicher Schloßherr,  
hatte viele große Schlösser,  
lebte lang und lebte glücklich,  
starb und ward begraben. Eilig  
kamen Brüder, Söhne, Enkel,  
zu empfangen, zu beerben,  
und empfangen und beerbten.  
Einer kam herbei geritten  
hoch zu Roß, ein schmucker Knabe,  
einer stieg vom Roß und weinte,  
weinte, bis der neue Erbe  
ihn zum Walde gehen hieß;  
hin von seines Vaters Leiche,  
hin von seines Vaters Hause;  
und der arme Knabe ging.  
Sprach er drauf: „Wo ist mein Erbe,  
hat mein Vater mich alleine  
ganz vergessen, seiner Söhne  
liebsten, wie er oft mich nannte?“ —  
Trat zu ihm ein alter Schenke,  
heißt ihn auf sein Rößlein steigen,  
ritt mit ihm durch Wald und Gründe,  
Wald und Gründ' und Bach und Berge,  
hielt an eines prächt'gen Schlosses  
goldner Pforte, hielt und pochte. —  
„Dieses“, sprach er, „hat dein alter  
treuer Vater dir vererbt,  
dies, das schönste seiner Schlösser,  
dies, das höchste seiner Güter,  
dies, die Krone seines Lebens,  
die du niemals darfst veräußern.  
Als er fühlte, daß er sterbe,  
hieß er dich ans Lager rufen,  
und es flogen tausend Boten,  
dich zu suchen, in die Fremde.  
Aber kaum die halbe Strecke

schlugen ihrer Pferde Hufe,  
als dein alter Vater bleicher  
ward und schon des kalten Todes  
Schritt vernahm mit Geistersinnen.  
Und er sprach zu mir von Dingen,  
die ich vorher nie verstanden,  
hieß zuletzt mich, dir zu zeigen,  
dir zu geben, was du siehst.  
Als er starb, da lag ein Wort ihm  
bebend noch auf bleichen Lippen,  
und ich weiß, es war das Deine,  
doch der Tod hat es entwandt.“  
Heil'ger Schauer faßt den Jüngling,  
zagend sieht er, leise zagend,  
seines Schlosses Mauern blinken,  
schaut die lange Front hinunter,  
wie sie kahl sich dehnt und gleißend,  
marmorwei die Sonne spiegelt,  
hehr zugleich und graunerweckend  
wie ein Wunder. Auf dem weiten  
Vorplatz stehn in ernster Reihe,  
ewig schwankend, düstre Pappeln,  
ragend über des Gewldes  
rings umschließendes Gewand.  
Und die Pappeln reden leise,  
reden hoch in stolzer Wipfel  
Einsamkeit Geheimnisvolles.

Lautlos öffnet sich die Pforte,  
schließt sich hinter Knab' und Schenk. —  
Beide wallen durch die Gänge,  
wandern durch die weiten Säle,  
schaun der Bilder kalte Pracht,  
und es scheint, als triefe Geist nur  
von der Wand, als sei die Wandung  
inhaltsvoll-gewalt'ger Geist.

Totes lebt, lebendig einzig  
nur das Tote! Ernsten Schrittes  
geht der Schenke, leis der Jüngling  
folgt ihm, bis der Schenke steht  
und in des Gewandes Falten  
wühlt, zu suchen und zu finden;  
weich in Seide eingebettet  
ruht ein Schlüssel, silbern, zierlich,  
und es faßt der Schenk den Schlüssel,  
übergibt ihn still dem Knaben,  
tut's und schwindet. — Einsam, einsam  
steht der Knabe, steht und sinnet,  
in der Hand das Silberwerkzeug,  
sinnt, zu welchem Schatze wohl des  
Schlüssels Zünglein sei gefertigt.  
Kaum noch sinnt er, da erfaßt ihn  
zauberisch ein dunkles Etwas,  
und es zieht ihn vorwärts, vorwärts  
ohne Rast durch Gang und Treppen.  
Sicher geht er, dennoch zagend,  
den geheimen Kräften nach;  
dunkelt es in finstrem Gange,  
strahlt das Schlüßlein tausendfarbig,  
strahlt und lockt ihn vorwärts, vorwärts!  
Heißer wird des Jünglings Busen,  
flammender des Jünglings Blick,  
gierig lechzt die Zung' nach Kühlung.  
Heiße Sehnsucht füllt das Herz ihm,  
endlich, endlich zu enträtseln,  
was ihn rätselhaft umgibt.  
Da — ein Pfortchen! Knarrend, knackend  
dreht das Schloß sich, und die Türe  
weicht, er sieht ein starres Steinbild,  
weiß und stumm und still, nichts weiter,  
in der Mitte eines Tempels,  
rings umzirk't von Marmorsäulen;

und er sieht's und ist erkältet,  
ist erkältet bis ans Herz.

Weinend stürzt er durch die Gänge  
rückwärts bis zur Eingangspforte,  
doch des Tempels Türe schließt sich  
eigens, und des Tempels Schlüßlein  
liegt in seinen Händen wieder.

Wie er klagt und wie er weinet,  
hüllt er's ein in weiche Seide,  
steckt es sicher in sein Wams.

Draußen schwingt er sich aufs Rößlein,  
und mit drei gewalt'gen Sätzen  
jagt er staubend über jenen  
weiten Vorplatz durch die Pappeln,  
ist in Waldesnacht verschwunden.  
Still im Mondschein liegt das Schloß.

## II

In der Städte wildes Treiben  
hat der Knabe sich geworfen,  
ward zum Jüngling, kämpfte, rang,  
dachte immer seines Schlosses  
ehrfurchtsvoll und furchtvoll schauernd,  
dachte nie es zu veräußern,  
wie der Schenke ihm gebot.  
Und o Wunder, ihm im Haupte  
stand das Bild der Marmorjungfrau,  
stand und ließ sich nicht vertreiben.  
Und es hüllten seine Träume  
sehnd sich um jenes Bildwerk.  
Ruhig blickt es in die Träume,  
tief bewegt und unbeweglich.  
Wenn er stieg von seinem Lager,  
stand's in Wolken, zog ihn nach sich,  
stand auf Sockeln steingemauert,

stand und trank des Jünglings Blicke,  
der ihm folgte unbewußt. —  
Armut kam, ach, bittere Armut,  
ärmlicher ward Jünglings Lager,  
ärmlicher sein dünnes Kleid,  
und der Hunger nagte gierig  
ihm am Geiste, ihm am Mute.  
Und er dachte seines Schlosses,  
dachte seiner ew'gen Sehnsucht  
und ging hin. Nicht hoch zu Rosse,  
barfuß irrt er durch die Wälder,  
irrte bis zu seines prächt'gen  
kalten Schlosses Pforte, welches  
zu betreten kaum er wagte.  
Doch die Türe klang im Schlosse,  
und der Jüngling flog geschäftig,  
tief erschauernd, durch die Gänge  
gradeswegs zu jenem Tempel,  
der sein ew'ges Traumbild barg,  
und das Traumbild stand, in Marmor  
war's gemeißelt, wie am Anfang,  
weiblich einfach schöne Glieder,  
hold bewegt und dennoch ruhig,  
keusch das Marmoraug' gesenket  
und zu Händen eine Tafel.  
Eine Tafel? Lies, o Jüngling!  
sprach das stummgesenkte Auge,  
und der Jüngling las und las:  
„Schätze berg' ich, hohe Schätze,  
Schätze leuchtend wie Rubinen,  
Schätze strahlend wie Demant;  
wird der Marmor einst erwärmen,  
hebst du, Jüngling, diese Schätzel  
Will dich lehren, wie du meinen  
Marmorbusen magst erwärmen,  
sei....“ Hier war die Schrift unlesbar,

und es blinkte hie und da nur  
noch hervor ein heller Buchstab'.  
„Sei? Was soll ich sein? O rede,  
rede weiter, daß ich eile,  
zu vollführen die Gebote,  
die dich mir erwärmen sollen!“  
rief der Jüngling; doch die Tafel  
blieb unlesbar. Armer Jüngling!  
Da und dort in fieberhaftem  
wilden Drange forschte brennend  
sein erregter, irrer Blick.  
„Du lebendig, du lebendig?“  
klang's in ihm, und heißen Dranges  
schlug sein Herz und schlug das eine  
Wort nur immer: „Du lebendig?“ —  
„Wie, wie tu' ich's? Soll ich beten,  
soll ich wimmern dir zu Füßen,  
Liebe stammeln, heiße Liebe  
dir gestehn, die in mir toset?  
Soll ich mich in Qualen winden?“  
Lautlos steht der kalte Marmor.  
„Lautlos stehst du? Soll ich also  
mich erheben, deine Kniee  
fest umfassen, soll ich meiner  
Augen Strahl in deine brennen?  
Doch du siehst auf mich hernieder,  
und erkältet sinkt mein Auge,  
sinkt und weiß nichts mehr von Kraft.“  
Lautlos steht der kalte Marmor;  
aber zaubrisch zuckt des Jünglings  
ganzer Bau, er schnellt empor sich  
und umfaßt der Marmorjungfrau  
kalte Brust, er preßt sie glühend.  
„Nun erwarme, nun erwarme!“  
ruft er; Küsse, heiße Küsse  
zittern auf dem blassen Marmor;

aber mählich legt die Glut sich,  
mählich sinkt die Hand, und mählich  
lösen sich des Jünglings Glieder;  
aus den Augen rinnt ein heißer  
wonnevoller Tränenstrom,  
und er läßt sich atmend nieder  
an der Pforte kalter Schwelle,  
liegt und schaut mit Sehnsuchtsblicken,  
ob der Jungfrau blasse Wangen  
sich nicht röte, ob ein Schimmer  
ihrer Glieder weiße Pracht nicht  
überzöge. Da, ein Schatten!  
Ihre Lippen zittern. „Götter!“  
Vor Erwartung bebend, schauernd  
steht er, das geheimnisvolle  
Wirken nicht zu stören. „Götter!“  
Gold durchdringt das Haar, ein Funke  
glüht in ihrem Auge. „Götter!“  
Glühend schnellt empor der Jüngling,  
will es fassen, will es halten!  
Und von neuem sinkt er ächzend  
nieder, jetzt wie einst betrogen;  
starr wie immer steht das Steinbild.  
„Trügerischer Schein“, so ruft er,  
„lieblich fürchterliches Trugbild,  
willst du Liebe mir nicht geben,  
gib mir Gold! Gold, sag' ich, gib mir,  
daß ich nähre mich und kleide.  
Gold! ich fordre Gold von dir.“  
Wogend schleudert ihm der Busen,  
leidenschaftlich wild erbebend,  
Worte auf die flinke Zunge.  
Hunger, Angst und Not und Sorge,  
heißer Drang und ew'ges Schmachten  
bringen ihn dem Wahnsinn nah.  
Und er eilt durch Dorn und Dickicht,

über Ströme schwimmend, keuchend  
nach der Stadt zurück. Dort findet  
schnell er Händler mancher Arten,  
die in goldnen Säckeln wühlen,  
die ihn mitleidsvoll betrachten.  
Mitleidsvoll allein von außen,  
denn sie sehen seinen Blicken  
an, daß Taten der Verzweiflung  
sich in seinem Busen bergen.  
Diese aber füllten immer  
noch die Beutel der Hebräer,  
und so sprechen sie zu ihm:  
„Komm herein, auf daß wir nähren  
dich und kleiden, armer Jüngling,  
daß wir wärmen deine Glieder,  
daß wir stärken dich und laben!“ —  
„Bin nicht arm, ihr werten Männer,  
ist ein Gut mir hinterblieben,  
kommt und seht, ob's wert euch scheint,  
euer Gold dafür zu setzen.  
Mag's mein Vater mir verzeihen,  
daß ich handle, wie ich muß.  
Bin nicht arm, nicht brauch' ich Speise,  
Haufen Goldes nicht als Gabe,  
Stärkung nicht noch Labung brauch' ich;  
kommt und folgt mir!“ Und sie folgten,  
die Hebräer, gier'gen Blickes.

### III

Staunend standen die Hebräer  
vor des Schlosses langer Front,  
staunend zählten ihre Finger  
Goldeshaufen in den Säckeln,  
staunend sahen sie sich an;

aber bald entwich das Staunen,  
und die gierige Schlaueheit thronte  
fest auf der Hebräer Stirnen.  
Wehmutsvoll führt sie der Jüngling  
in das Schloß, durchschweift mit ihnen  
alle Gänge, alle Säle.  
Lautlos folgen die Hebräer,  
schiefer geblendet von dem Reichtum.  
Truhen, wunderbar und kunstreich,  
Becher, Schalen und Pokale,  
Bilder, wunderbar und lieblich,  
Bilder, mächtig und gewaltig,  
niegeahnter Schätze Zahl.  
Wieder staunen die Hebräer,  
bis die List den Sieg gewinnt.  
„Dieses Schloß wollt Ihr verkaufen,  
edler Jüngling? So erlaubet,  
daß wir fühlend dieser Dinge  
Wert begreifen. Ist's gestattet?“  
Und der Jüngling nickt bejahend.  
Hei, da regen sich die Finger,  
griffen nach den Goldpokalen,  
griffen nach dem herrlichen Schnitzwerk;  
doch verblüfft sehn sich die Prüfer  
in die Augen, und in allen  
malte Schrecken sich und Zorn.  
„Herr, du willst uns äffen!“ — „Äffen?“ —  
„Greife selbst nur, öffne jenes  
Schrankes ausgelegte Türe,  
greif das elfenbeingeschnitzte  
Stierhaupt, greif es!“ Und der Jüngling  
griff und griff — in leere Luft!  
„Blendwerk, Blendwerk, schnödes Blendwerk“,  
riefen zeternd die Hebräer.  
Rasend durch des Schlosses Gänge  
eilte ihnen nach der Jüngling,

führte flehend sie zurücke. —  
„Kommt und seht, wenn alles Trug ist,  
Eines zeig' ich euch, das sicher  
greifbar ist mit Menschenhänden!“  
Und so zog er zu dem Tempel  
sie, in welchem blaß wie immer,  
stumm und kalt das Steinbild stand.  
„Welch ein Kunstwerk!“ Diese Worte  
stieß ein jeder staunend aus.  
Und mit schleichend gier'gen Schritten  
naheten sie sich der Jungfrau,  
hoben ekle Spinnenfinger,  
zu betasten, zu befühlen,  
und befühlten — leere Luft.  
Flüche, Flüche, ekle Flüche  
krächzten durch die heil'gen Hallen;  
die Hebräer ziehen Dolche,  
scharen zeternd sich zusammen,  
so des Schlosses Ausgang suchend;  
und sie finden ihn, betreten  
unbefriedigt, gier'gen Blickes  
rückwärts schauend, weiten Platzes  
weißen Kiessand, stolpern fluchend  
durch der Pappeln ernsten Kreis  
in den Wald, wo sie verschwinden,  
draus nur leise hin und wieder  
noch ein Fluch herüberschallt.  
Und der Jüngling liegt zerschmettert,  
liegt vernichtet, ohne Regung,  
auf des Tempels kalten Steinen.  
„Wertlos — also wertlos“, weint er,  
„darum sollt' ich's nicht veräußern,  
daß ich ewig des Betrugens  
Dasein nicht entdecken sollte. —  
Aber doch, bei allen Göttern,  
hab' ich's doch im Arm gehalten,

hab' ich doch gefühlt der Jungfrau  
kalte Glieder!“ Wunden Blickes  
schleppt er sich zum hehren Bildwerk,  
will's umfassen, will's berühren,  
doch vergebens sucht sein Finger,  
was das Auge staunend sieht.  
Und es irrt sein Blick zur Tafel,  
will die alten Lettern finden,  
will versuchen, ob nicht lesbar  
sei der Schrift Geheimnisvolles.  
„Schätze berg' ich, hohe Schätze“,  
liest er, „leuchtend wie Rubinen,  
Schätze strahlend wie Demant.  
Himmelreich hat sie geboren.  
Wird das Luftbild Marmor wieder,  
hebst du, Jüngling, diese Schätze!  
Willst du mich zu Marmor machen,  
sei. . . .“ Hier war die Schrift verloschen.  
„Erst zum Leben aus dem Marmor,  
dann zum Marmor aus dem Nichts?  
Nein, zu Staub will ich dich machen!“  
rief der Jüngling, schlug mit Fäusten  
nach der Jungfrau, schlug und schäumte,  
doch er schlug in leere Luft.  
Schamhaft ruhig stand das Bildwerk,  
ewig rein und ewig würdig,  
niederwärts den Blick gerichtet,  
ohne Zorn und ohne Mitleid.  
Da erfror des Jünglings Seele,  
wie ein Hund schlich er von dannen,  
öffnete des Schlosses Pforte,  
trat hinaus in bleichen Mondschein,  
der am Marmorschlosse glühte  
und in Pappelwipfeln glimmte.  
Schattenlos lag Schloß und Schloßplatz.

Da — „Verkaufe mir das Schloß“, so  
 klang es, also daß der Jüngling  
 jähe schrak zusammen. — „Sage,  
 wer du bist? Wer bist du, Fremder?“  
 rief er aus und blickte schauernd  
 auf ein langes, hagres Etwas,  
 einen Mann mit falt'gem Antlitz,  
 drauf sich Lüsternheit und Laster  
 breitgemacht, doch dessen Stirne  
 schien verwegnen Stolz zu atmen,  
 weltmannsförmlich war sein Gruß.  
 Zierlich lehnt er an der Mauer;  
 zierlich nickt die Reiherfeder  
 vom Baret ihm; zierlich sind die  
 schlanken Beine überschränkt;  
 fest umhüllt ein roter Mantel  
 seine Glieder; auf die Brust ist  
 ihm das Kinn gesunken; über  
 Mantelfalten blitzt sein Auge.  
 Und er klirrt mit goldnen Ketten,  
 und er spielt mit Diamanten,  
 die den Mantel reich besetzen.  
 An die lange Schloßfront steht er  
 stumm gelehnt, als ob der Mondschein,  
 Wald und Nacht für ihn ein Nichts sei.  
 Einzig nur und selbstgefällig  
 sich betrachtend, alles ringsum  
 achtend nicht und nicht verachtend,  
 selbst die Sterne hoch am Himmel.  
 Wiederum mit feinem Gruße  
 lüpfte er sein Baret und näselte:  
 „So verkaufe mir das Schloß!“  
 Und mit festem Blick, der Rede  
 Wirkung untersuchend, naht er

sich dem Jüngling, reicht dem Zagen  
ritterlich die feine Rechte,  
die, so weich und fein geschnitten,  
Bürge für des Trägers Herz ist.  
Ringe blinken ihm vom Finger,  
und der Jüngling schlägt bezaubert  
in die Rechte und empfindet  
leisen Druck, den er erwidert.  
„Komm, ich habe Gold die Menge!“  
spricht der Fremde, „dir indessen  
darf ich nimmermehr verhehlen,  
daß du reich und mächtig bist.  
Deine Schätze sind lebendig;  
der Hebräer plumpe Finger  
fühlten nicht, und ihre Augen  
sahen nicht; so wie du jene  
riefest, warst du selber blind.  
Und er zog zur goldnen Pforte,  
drängte hin den zagen Jüngling,  
griff das Schloß, doch . . . „Halte, halte!“  
rief der Jüngling — „darf ich öffnen?  
Dir? Dir, den ich nie gesehen,  
nie gekannt und nie geahnet?  
Sage, der du solche Macht hast,  
sage, bei dem Geiste meines  
toten Vaters, darf ich öffnen?“ —  
Bleicher ward des Fremden Miene,  
doch er sprach in festem Tone,  
mit der Hand die schmale Stirne  
leichthin streichend: „Ja, du darfst!“  
Und unhörbar für den Jüngling  
sprach er noch: „Die Toten schlummern.“

Durch die Gänge ging es wieder,  
 durch die Säle, durch die Hallen.  
 Schal' und Krüge griff der Fremde,  
 und der Jüngling griff sie alle,  
 schlug Metalle zu Metallen  
 mit dem Fremden, daß es klang.  
 Fühlbar alles, wertvoll alles;  
 und es schien dem guten Jüngling  
 wie ein Traum, wenn er bedachte  
 der Hebräer wild Geschrei.  
 Sichren Schrittes ging der Fremde  
 immer nach dem einen Ziele,  
 immer hin nach der Kapelle;  
 und er sprach, indem er ging:  
 „Fühlbar bleibe das Gefühlte,  
 fühlbar dir auf ew'ge Zeit;  
 aber wenn ich dir's vollbringe  
 und des Schlosses Schätze hebe,  
 gib ein Kleines mir zum Lohne!“ —  
 „Sprich!“ — „In deinem Schloß ein Flecklein  
 Erde, breit genug, die Füße  
 mir zu tragen, nur die Füße,  
 nichts als dies; ein kleiner Wunsch nur,  
 und du kannst ihn mir gewähren,  
 eine Scholle für ein Land.“  
 Schallend schlug des Jünglings Rechte  
 ein, und in des Fremden Auge  
 glühte düster ein Geheimnis.  
 Schneller wurden seine Schritte.  
 „Gib den Schlüssel“, sprach er ruhig. —  
 „Welchen?“ — „Den zu der Kapelle!“ —  
 „Der Kapelle?“ — „Der Kapelle!“  
 Bebend hört's der Jüngling, bebend  
 fliegt ein „Nein“ von seinen Lippen;

aber kaum ist's ausgesprochen,  
hämmern glühend tausend Pulse,  
jagt das Blut nach seinem Herzen,  
und er faßt des Fremden Mantel:  
„Du — du kannst ihr Leben geben“,  
ächzt er, „gib ihr Leben, Fremder!“  
Spricht's und preßt den Silberschlüssel  
in die Hand des fremden Mannes,  
der ihn hastig stößt ins Schloß.  
Bläulich flammt es in den Angeln,  
und die Tür geht sausend auf. —  
Lautlos ruhig stand das Steinbild,  
lautlos ruhig stand das Wahnbild,  
duldend, denkend, ewig schweigend.  
Flüsternd nestelt sich der Jüngling  
an den Fremden, drückt im Fieber  
seine Lumpen an sein Goldwams:  
„Nun, so schaffe sie zum Leben,  
schaffe sie zum Leben, Fremdling,  
nimm das Schloß, ja nimm das Ganze  
für dies eine Wort dahin!“  
Doch der Fremde gab zurück ihm:  
„Bettler du in deinem Reichtum!  
Bettler du in deinem Schlosse!  
Schau, wie diese Lumpen deines  
Körpers Blöße nicht verhüllen.  
Nun, so will ich dir sie nennen,  
die dir alles dies bereitet,  
die dir Hunger schafft und Elend,  
die dir alle deine Güter  
wertlos macht, die Dirne ist es,  
die nicht Fleisch noch Luft noch Marmor,  
die ein Nichts ist, und doch alles.  
Schau, du gibst das ganze Schloß mir,  
wenn ich sie zum Leben schaffe?  
Da, ich schaffe sie zum Leben,

will sie dir zu Willen zwingen,  
sei sie mir zu Willen erst.  
Aber ihrer Füße Sockel  
sei der Raum, den ich erkiese  
einzig mir zum Lohne, einzig,  
und das ganze Schloß behalte.“  
Jählings sprang er wie ein Tiger  
auf das zarte Bild, und gierig  
faßten seine langen Arme  
ihren Gürtel, mächtig hob er  
sie empor, und unter seinen  
wollustvoll unreinen Küssen  
schien das Steinbild warm und blühend.  
Mächtig warf er es dem Jüngling  
zu; doch kaum aus seinen Armen,  
stieg das Bild in alter Ruhe  
in die Lüfte, rein und lieblich,  
duldend, denkend, ewig schweigend;  
und so schwand es seinen Blicken,  
schwand in Wolken, schwand zum Himmel.  
Und auf dem verlaßnen Sockel  
stand der Fremdling. „Also“, sprach er,  
„hab' ich dir den Wahn vernichtet,  
ihn entweiht und ihn entpuppt.  
Ich bin alles, komm und greife,  
ich bin Fleisch und Blut und Knochen,  
bin freigebig wie die Götter!“  
Und er schwenkte seines Mantels  
Enden: Regen, goldner Regen,  
Myriaden Münzen klirrten  
nieder, blendeten des Jünglings  
Augen, rollten auf den Estrich.  
„So, nun suche, willst du mehr, so  
komm und schüttele! Ich indessen  
will zu deinem Gott mich schlafen.“ —  
Starr auf einmal blieb der Fremde,

starr und steif und unbeweglich;  
doch der Jüngling sah ihn nicht.  
Denn es kam Gesang und Jubel  
aus den Sälen nah und näher;  
Tänzerinnen, Spiel und Reigen,  
Cymbeln und Trompetenschmettern  
wirbelten durchs weite Schloß.  
Mädchen kamen, wilde Mädchen,  
schlanke Mädchen, zart wie Silber,  
weich wie Samt, in Dunstgewebe  
eingehüllt; in Perlen glitzernd  
nahten sie ihm, hold errötend,  
und sie hüllten ihn in Tücher,  
und sie trugen ihn in Bäder,  
und sie kleideten ihn fürstlich.  
Gaben Degen ihm und Ketten,  
schmückten ihn zuletzt mit Blumen  
und mit Efeu, führten dann ihn,  
tanzend, singend, zum Bankett.  
Lichter glühten, tausend Lichter  
funkelten, und Stimmen schwirrten  
durcheinander. Sammet, Seide,  
holde Augen, zarte Glieder,  
reiche Speisen, Wein in Strömen.  
Pfropfen knallen, Becher klingen,  
und ein donnernd wilder Jubel  
grüßt den Jüngling tausendstimmig!  
Lieblich führt man ihn zum Sessel,  
der erhöht ist und bekränzet,  
und man huldigt ihm als Herrn.  
„Hei, Fanfaren!“ Neue Reigen.  
Vorhäng' rauschen auseinander,  
glühnde Mädchen tanzen; Knaben  
schlagen Cymbeln, andre singen,  
andre tragen volle Becher,  
und der Jüngling greift begierig

bald nach Dirnen, bald nach Bechern,  
schlägt ans Glas und ruft die Worte,  
denen alle gierig lauschen:  
„So erweckt man tote Geister,  
so erwärmet man die Pole,  
so erwärmet man den Marmor!“  
Und er stürzt das Glas hinunter,  
stürzt noch eins hinab, ein neues.  
Alle tun desgleichen; alle  
lallen: „So erweckt man Tote,  
so erwärmet man die Pole,  
so erwärmet man den Marmor!“  
bis der lichte Morgen tagt.

## VI

Feste jagen, üpp'ge Feste,  
und der Reichtum will nicht enden;  
unerschöpflich ist sein Born.  
Starr im Tempel steht das neue  
Bild, das farbige, des Fremden,  
dessen Mantel nur beweglich,  
schüttelt Reichtum nach Bedarf.  
Aber ach! Es graut dem Hausherrn  
vor dem Tempel, und es ist ein  
kläglicher, gemeiner Anblick,  
wenn er jenen Mantel schüttelt,  
dennoch, von der Not bewogen,  
wie er knechtisch seinen Rücken  
beugt und sucht die bunten Münzen,  
die der Geist verächtlich wegwirft.  
Armer Jüngling, armer Jüngling!  
Ach, es bleichen deine Locken,  
und es furcht sich deine Wange,  
und ermattet sinkt dein Auge.  
Heute, wenn die Pfropfen knallen,

sitzest du in deinem Sessel,  
ein Verlaßner, ein Verlorner.  
Kaum daß sich dein mattes Auge  
noch erhebt, kaum daß die Lippe  
nippt am Becher, den die Rechte  
zitternd hält, als sei der Wein dir,  
den du trinkst, zum Rätsel worden.  
Und indes die andern jubeln,  
murmelt du die stillen Worte:  
„So erwärmte ich die Pole,  
so erwärmte ich den Marmor,  
ach, der Marmor ist erkaltet,  
ach, der Marmor ist nicht einmal  
mehr ein Trugbild, ist verschwunden,  
ganz verschwunden, ganz verschwunden!“  
So auch heute sitzt er wieder,  
sitzt, indes die andern zechen,  
tanzen, singen um ihn her,  
sitzt und spricht dieselben Worte.  
Da auf einmal hebt er leise  
sich vom Sessel, tastet einsam  
durch die Gänge nach dem Tempel,  
drin der Mond in magischen Flecken  
spielt und flackernd auf der bunten  
Schreckgestalt des Fremden ruht.  
Vom Barette nickt die Feder,  
und die Stellung ist dieselbe,  
die er einnahm, als die ersten  
Worte seinem Mund entschlüpften.  
Über seines Mantels Falten  
blitzt das Auge, aber lautlos,  
wortlos, ohne Regung stand er  
seit dem ersten Tage also.  
Und der Hausherr schrickt zusammen,  
lehnt die schweißbedeckte Stirne  
an die Marmorwand und weinet:

„Gib mir meine Lumpen wieder,  
gib mir meine Armut wieder,  
gib mir auch mein Marmorbild!“

## VII

Nun, mein Märlein ist zu Ende;  
wer den Drang hat, mag sich's deuten,  
wer ihn nicht hat, der mag lachen.  
Doch für die, die gerne wissen  
möchten, wie's zu End' gekommen  
mit dem Hausherrn, mit dem Schlosse,  
ob der Fremde ewig stehe  
und das Steinbild ewig weile,  
unerreicht im hohen Himmel,  
denen will ich noch berichten:  
Ruhig zog ein alter Waller  
steinige Straße, zog gebückten  
Hauptes, aber festen Schrittes.  
Bettlerkittel schützte spärlich  
ihn vor Sturm und rauhem Froste;  
aber wer ihm in die Augen  
sah, der fühlte süßen Frieden  
drin gelagert; sah den Frieden  
drunten auch in Wallers Brust.  
Und kein Blick traf die Paläste,  
die am Weg sich prunkend türmten,  
keiner traf die Prachtkarossen,  
die an ihm vorüberjagten.  
Sinnend haftete am Boden  
stets sein Auge oder hob sich  
hoffnungsstrahlend in die Sterne.  
Ihm zur Seite, ungesehen  
von den andern, ging die Jungfrau  
der Kapelle, warm und blühend.  
Und sie küßte ihn in Schlummer,

und sie weckte ihn des Morgens,  
treu vermählt mit ihm im Geiste. —  
Müde einst vom langen Wege,  
sank der alte Waller nieder,  
und in ihre weichen Arme  
bettete die Jungfrau ihn;  
da durchrannen Jugendkräfte  
seine Glieder; auf sich hebend,  
leicht und frei, entschwand er lächelnd  
mit der Holden in die Sterne.  
Abend war's — und im Gestrüppe  
fand man morgens eine Leiche. —

Fern im Walde stand verlassen  
noch das Erbe. Doch zur Stunde,  
als der Alte stieg zum Himmel,  
warf ein Blitz das bunte Zerrbild  
von dem alten Postamente.  
Fluchend floh es aus dem Tempel  
in den Wald, drin es verschwand.  
Und herab zum zweiten Male  
stieg das stille Götterwesen  
wieder auf den alten Sockel.  
Auf dem Sockel steht's noch heute.  
Weiß nicht, ob der alte Waller  
seinen Erben hinterlassen  
jenes urgeheime Wort,  
das der Tafel Sinn enträtselt,  
neu die Jungfrau rief vom Himmel,  
das er allzu spät erkannt. —

# DAS BUNTE BUCH

## INHALT

Frau Julie Schubert ins Stammbuch . . . . .	83
Widmung an Marie Thienemann . . . . .	84

### ERSTER THEIL. LYRISCHE UND EPISCHE FORM

Weltweh und Himmelssehnsucht . . . . .	85
Sonnenflug . . . . .	86
Anna . . . . .	87
Blätterfall . . . . .	88
Abend . . . . .	89
's ist so ein stiller, heil'ger Tag . . . . .	90
Falter im Schnee . . . . .	90
Aufgang . . . . .	92
Dämmerlicht des Föhrenwalds . . . . .	92
Eislauf . . . . .	94
Gestorbenes Erz . . . . .	95
Abendstimmung . . . . .	96
Kapellenglöcklein auf Hohenhaus . . . . .	96
Nacht im Forst . . . . .	97
Ein Grillenlied . . . . .	97
Auf der Warte . . . . .	98
Bernstein und Koralle . . . . .	98
Gewitterstimmungen am Meer . . . . .	100
Mondscheinlerche . . . . .	103
Draußen gießt sein Schlummerhorn . . . . .	104
Die Lüfte branden und tosen . . . . .	104
Kreidebleicher Junimond . . . . .	105
Am Nordperd . . . . .	106
Kanephore . . . . .	106
Die alte Nacht . . . . .	107
Verlohnt's der Müh'? . . . . .	109
Graue Nebel decken See und Land . . . . .	109
Nebel . . . . .	110
Der Herbstwind heult . . . . .	110
Das Eine . . . . .	111
Im Nachtzug . . . . .	113
Der Wächter . . . . .	117

Ahasver . . . . .	119
Der Selbstmörder . . . . .	120
Am Grab eines, der durch Selbstmord geendet hatte .	121
Mein Kampf. . . . .	122
Zur Fahrt . . . . .	123
Tönende Liebe . . . . .	125
Die Asparas . . . . .	128
Hoch im Bergland von Arkadien . . . . .	132
Die Mondbraut . . . . .	134
Der Tod des Gracchus . . . . .	138

ZWEITER TEIL. SAGEN UND MÄRCHEN

Die Jungfrau im Waschstein . . . . .	147
Die schwarze Frau in der Stubbenkammer . . . . .	148
Die sieben bunten Mäuse . . . . .	151
Der Teufelsdamm im Naugarder See . . . . .	158
Das Märchen vom Steinbild . . . . .	168

# FASCHING

Geschrieben im Februar/März 1887 in Erkner. Erstver-  
öffentlichung im August 1887 in der Zeitschrift „Siegfried“.  
Copyright 1925 by S. Fischer Verlag A.-G. in Berlin.

Segelmacher Kielblock war seit einem Jahr verheiratet. Er besaß ein hübsches Eigentum am See, Häuschen, Hof, Garten und etwas Land. Im Stall stand eine Kuh, auf dem Hofe tummelten sich gackernde Hühner und schnatternde Gänse. Drei fette Schweine standen im Koben, die im Laufe des Jahres geschlachtet werden sollten.

Kielblock war älter als seine Frau, aber trotzdem nicht minder lebenslustig als diese. Er sowohl wie sie liebten die Tanzböden nach wie vor der Hochzeit, und Kielblock pflegte zu sagen: „Der ist ein Narr, der in die Ehe geht wie in ein Kloster. Gelt, Mariechen“, setzte er dann gewöhnlich hinzu, sein rundes Weibchen mit den robusten Armen umfassend und drückend, „bei uns geht das lustige Leben jetzt erst recht an.“

Und wirklich, sechs kurze Wochen ausgenommen, war das erste Ehejahr der beiden Leute gleichsam ein einziger Festtag gewesen. Die sechs Wochen aber hatten nur wenig an ihrer Lebensweise ändern können. Der kleine Schreihals, welchen sie gebracht, wurde der Großmutter überlassen, und heidi ging's hinaus, sooft der Wind eine Walzermelodie herübertrug und in die Fenster des abseits gelegenen Häuschens hineinklingen ließ.

Aber nicht nur auf allen Tanzmusiken ihres Dorfes waren Kielblocks anwesend, auch auf denen der umliegenden Dörfer fehlten sie selten. Mußte die Großmutter, was oft vorkam, das Bett hüten, so wurde „das kleine Balg“ eben mitgenommen. Man machte ihm dann im Tanzsaal, so gut es gehen wollte, ein Lager zurecht, gewöhnlich auf zwei Stühlen, über deren Lehnen man Schürzen und Tücher zum notdürftigen Schutze gegen das Licht hängte. Und in der Tat schlief das arme Würmchen, auf diese Art gebettet, unter dem betäubenden Lärm der Blechinstrumente und Klarinetten, unter dem Gescharr, Getrampel und Gejohle

der Walzenden, inmitten einer Atmosphäre von Schnaps- und Bierdunst, Staub und Zigarrenrauch oft die ganze Nacht.

Wunderten sich die Anwesenden darüber, so hatte der Segelmacher immer die eine Erklärung bereit: „Es ist eben der Sohn von Papa und Mama Kielblock, verstanden?“ Begann Gustavchen zu schreien, so stürzte seine Mutter, sobald sie den angefangenen Tanz beendet, herbei, raffte ihn auf und verschwand mit ihm in dem kalten Hausflur. Hier, auf der Treppe sitzend oder wo sie sonst Raum fand, reichte sie dem Kleinen die vom Trinken und Tanzen erhitzte, keuchende Brust, die es gierig leer sog. War es satt, so bemächtigte sich seiner zumeist eine auffallende Lustigkeit, welche den Eltern nicht wenig Freude bereitete, um so mehr, da sie nicht lange anzuhalten, sondern bald von einem todesähnlichen, bleiernen Schlaf verdrängt zu werden pflegte, aus dem das Kind dann bis zum kommenden Morgen sicher nicht mehr erwachte.

Sommer und Herbst waren verstrichen. Eines schönen Morgens, als der Segelmacher nach einer guten Nacht unter seine Haustüre trat, war die Gegend in einen Schneemantel gehüllt. Weiße Flecken lagen in den Wipfeln des Nadelwaldes, der den See und in weitem Umkreise die Ebene umschloß, in welcher das Dörfchen gelegen war.

Der Segelmacher schmunzelte in sich hinein. Der Winter war seine liebste Jahreszeit. Schnee erinnerte ihn an Zucker, dieser an Grog; Grog wiederum erregte in ihm die Vorstellung warmer, festlich erleuchteter Zimmer und brachte ihn somit auf die schönen Feste, welche man im Winter zu feiern gewohnt ist.

Mit geheimer Freude schaute er den schwerfälligen Kähnen zu, welche nur noch mit Mühe vorwärts bewegt werden konnten, weil bereits eine dünne Eiskruste den See bedeckte. „Bald“, sagte er zu sich selbst, „sitzen

sie ganz fest, und dann kommt meine gute Zeit.“

Es würde verfehlt sein, Herrn Kielblock schlechtweg für einen Faulenzer von Profession zu halten, im Gegenteil, kein Mensch konnte fleißiger arbeiten als er, solange es Arbeit gab. Wenn jedoch die Schifffahrt und damit die Arbeit einmal auf Monate gründlich einfror, grämte er sich keineswegs darüber, sondern sah in der Muße eine willkommene Gelegenheit, das zu verjubeln, was er sich vorher erworben.

Aus einer kurzen Pfeife qualmend, schritt er die Böschung hinunter, bis an den Rand des Sees, und tippte mit dem Fuß auf das Eis. — Es zerbrach wider Erwarten beim leisesten Drucke, und der Segelmacher hätte, obgleich er das Experiment mit aller Vorsicht ausgeführt, doch beinahe das Gleichgewicht verloren.

Derb fluchend zog er sich zurück, nachdem er die Tabakspfeife aufgehoben, welche ihm entfallen war.

Ein Fischer, der ihn beobachtet hatte, rief ihm zu: „Wollt Ihr Schlittschuh loofen, Segelmacher?“

„In acht Tagen, warum nicht?“

„Denn will ick mich bald een neues Netze koofen.“

„Warum denn?“

„Damit ick dir wieder rausfischen kann, denn rin fälltst de sicher.“

Kielblock lachte behaglich. Eben wollte er etwas erwidern, als die Stimme seiner Frau ihn zum Frühstück rief. Im Gehen meinte er nur noch, daß er sich die Geschichte dann doch erst befrühstücken wollte, denn kalte Bäder gehörten gerade nicht zu seinen Passionen.

Die Familie Kielblock frühstückte.

Die alte Großmutter trank ihren Kaffee am Fenster. Als Fußbank diente ihr ein grüner, viereckiger Kasten, den sie von Zeit zu Zeit mit halb erloschenen Augen ängstlich betrachtete. Mit langen, dünnen Händen

öffnete sie jetzt zitternd die Schublade eines neben ihr stehenden Tischchens und fuhr unsicher darin herum, bis sie ein Pfennigstück zwischen die Finger bekam, das sie herausnahm und sorgsam in den messingenen Einwurf des unter ihr stehenden Kastens steckte.

Kielblock und Frau beobachteten die Manöver und nickten sich verständnisvoll zu. Über das erstarrte, welke Gesicht der Alten glitt ein Zug heimlicher Genugtuung, wie immer, wenn sie das Geldstück am Morgen in der Schublade fand, welches die beiden Eheleute nur selten für sie hineinzulegen vergaßen.

Erst gestern hatte die junge Frau wieder eine Mark zu diesem Zweck in Pfennige umgewechselt, die sie lachend ihrem Manne zeigte.

„Die Mutter ist eine gute Sparbüchse“, sagte dieser, einen lüsternen Blick nach dem grünen Kasten werfend, „wer weiß, was da drinnen noch alles steckt. Wenig ist's nicht, und wenn sie einmal abgelebt hat, was Gott verhüte, dann setzt's noch ein anständiges Pöstchen, darauf verlass' dich.“

Diese Bemerkung schien der jungen Frau in die Beine zu fahren; sie stand auf, schwenkte die Röcke und trällerte eine Melodie: „Nach Afrika, nach Kamerun, nach Angra Pequena.“

Ein plötzliches lautes Geheul unterbrach sie; Lotte, das kleine, braune Hündchen, hatte sich zu nahe an den grünen Kasten gewagt und war von der Alten dafür mit einem Fußtritt belohnt worden. Das Ehepaar lachte aus vollem Halse, indes Lotte mit gekniffener Schnauze und gekrümmtem Rücken, eine wahre Jammergestalt, hinter den Ofen kroch und winselte.

Die Alte geiferte in unverständlichen Worten über das „Hundevieh“, und Kielblock schrie die Schwerhörige an: „Recht so, Mutter. Was hat das Hundebest da herumzuschnüffeln, das ist d e i n Kasten: der soll

dir bleiben, daran soll niemand rühren, nicht einmal Hund und Katze, gelt?“

„Die ist wachsam“, äußerte er befriedigt, als er kurz darauf mit seiner Frau in den Hof ging, um ihr beim Viehfüttern zuzusehen, „da kommt uns kein Heller weg, nicht, Mariechen?“

Mariechen hantierte alsbald mit Kleiensäcken und Futterschäffern, die Röcke und Ärmel trotz der frischen Luft aufgeschürzt, wobei ihre gesunden, drallen Glieder in der Sonne leuchteten.

Kielblock betrachtete sein Weib mit stiller Befriedigung, innerlich noch die Beruhigung durchkostend, welche ihm der Geiz seiner Mutter hinsichtlich seiner Zukunft gab. Er konnte sich nicht entschließen, an die Arbeit zu gehen, so sehr behagte ihm der Zustand, in dem er sich augenblicklich wiegte. Seine kleinen, genüßlichen Äuglein spazierten stillvergnügt über die rosig angehauchten fetten Rücken seiner Schweine, die er im Geiste schon in Schinken, Wurst und Wellfleisch zerlegt sah. Sie bestrichen dann das ganze, mit frischem Schnee bestreute Höfchen, welches ihm den Eindruck einer sauber gedeckten Tafel machte, auf welcher Hühner-, Enten- und Gänsebraten reichlich aufgetischt, allerdings noch lebend, herumstanden.

Frau Mariechen ging auf in ihrem Vieh und Geflügel. Seit geraumer Zeit drang klägliches Kindergeschrei aus der Haustür, ein Umstand, der sie in keiner Weise von ihrer Beschäftigung abzog. In ihrem Viehbestand sah sie eine Hauptbedingung ihres behaglichen Lebens, in dem Kinde zunächst nichts weiter als ein Hindernis in demselben.

Es war Faschingszeit. Die Familie saß beim Nachmittagskaffee. Das etwa einjährige Gustavchen spielte am Boden. Man hatte Pfannkuchen gebacken und war in sehr vergnügter Stimmung, einesteils der Pfann-

kuchen wegen, andernteils weil es Sonnabend war, hauptsächlich aber, weil man an diesem Tage einen Maskenball besuchen wollte, der im Dorfe stattfand.

Frau Mariechen ging als Gärtnerin, und ihr Kostüm hing bereits in der Nähe des mächtigen grauen Kachelofens, der eine große Hitze ausströmte. Das Feuer durfte den ganzen Tag nicht ausgehen, da schon seit Monatsfrist eine beispiellose Kälte eingetreten war, die auch den See mit einer Eiskruste überdeckt hatte, so daß vollbeladene Fuhrwerke denselben ohne Gefahr passieren konnten.

Die Großmutter hockte wie immer über ihrem Schatze am Fenster, und Lotte lag, vom Scheine des Feuers angeglüht, zusammengekrümmt vor dem Ofenloch, dessen Türchen hin und wieder ein leises, klapperndes Geräusch machte.

Der heutige Ball sollte das letzte große Vergnügen des Winters sein, welches selbstverständlich bis zur Hefe ausgekostet werden mußte.

Der Winter war bisher auf das angenehmste vergangen. Feste, Tanzmusiken, Schmausereien im eigenen Hause und bei Fremden hatten mit einigen wenigen Arbeitsstunden gewechselt. Die Kasse war aber dabei magerer geworden, der Viehbestand beträchtlich zusammengeschrumpft, Dinge, welche auf die Stimmung der beiden Eheleute nicht ohne Einfluß bleiben konnten.

Freilich beruhigte man sich leicht in dem Gedanken, daß der kommende Sommer ja auch wieder vergehen würde, und was besonders die leere Kasse anbetraf, so tröstete ein Blick auf die der Großmutter bald darüber hinweg.

Der grüne Kasten unter den Füßen der alten Frau hatte überhaupt den beiden Eheleuten in allen Lebenslagen eine große Kraft der Beruhigung erwiesen. Bekam ein Schwein den Rotlauf, so dachte man an ihn und

gab sich zufrieden. Schlug das Segeltuch auf, fielen die Kunden ab, tat man desgleichen.

Kam es den beiden vor, als mache sich ein leiser Rückgang in der Wirtschaft bemerkbar, so beschwichtigte man die schwer herandämmernden Sorgen darüber ebenfalls durch den Gedanken an den Kasten.

Ja, den Kasten umwoben eine Menge so verlockender Vorstellungen, daß man sich gewöhnt hatte, den Augenblick, wo man ihn würde öffnen können, als den Höhepunkt seines Lebens zu betrachten.

Über die Verwendung des darin befindlichen Geldes hatte man längst entschieden. Vor allem sollte ein kleiner Teil desselben zu einer etwa achttägigen Vergnügungsreise, vielleicht nach Berlin, verwandt werden. Man reiste dann natürlich ohne Gustavchen, den man bei einer befreundeten Familie in dem Dorfe Steben jenseits des Sees bequem für die Dauer der Reise unterbringen konnte.

Kamen sie auf diese Reise zu sprechen, so bemächtigte sich der beiden Eheleute ein wahrhaftes Vergnügungsfieber. Der Mann meinte, das müsse aber noch einmal eine richtige Semmelwoche werden, während die Frau, in den Erinnerungen ihrer Mädchenzeit schwelgend, nur vom Zirkus Renz, der Hasenheide und anderen Vergnügungsorten redete.

Wie so oft hatte man auch heute wieder das Reisetema hervorgesucht, als Gustavchen durch ein ausnehmend possierliches Gebaren die Aufmerksamkeit davon ab- und auf sich lenkte. Er hob nämlich seine kleinen schründigen Ärmchen in die Höhe, als ob er sagen wollte: „Horch“, und brachte aus seinem schmutzigen Mäulchen einen Ton hervor, welcher dem Schrei einer Unke ähnelte.

Die Eltern beobachteten, ihre Heiterkeit mühsam zurückhaltend, die Manöver des Kleinen eine Weile. Endlich wurde es ihnen doch zu bunt. Sie platzten

heraus und lachten so laut, daß Gustavchen erschreckt zu weinen anfang und selbst die Großmutter ihr verstumpftes Gesicht herumwandte.

„Na, weene man nich, alberne Jöhre, es tut dich doch niemand nichts“, beruhigte die Mutter, welche, bereits zur Hälfte Gärtnerin, im roten Korsett vor dem Kleinen stand. „Was fällt dir denn ein“, fuhr sie fort, „daß du mit die Arme wie ein Seiltänzer in die Luft herumangelst und eine Jusche ziehst wie meiner Mutter Bruder, wenn er eenen Hasen mit die Schlinge jefangen hatte.“

Kielblock, der an einem gelben Frack für den Abend herumbürstete, gab noch lachend eine Erklärung: „Der See“, sagte er, „der See!“

Und wirklich drangen durch die Fenster bald lauter, bald leiser langgezogene, dumpfe Töne, Tubarufen vergleichbar, welche von dem unter der riesigen Eiskruste arbeitenden Wasser des Sees herrührten und die das Kind vermutlich zum erstenmal bemerkt und nachzuahmen versucht hatte.

Je näher der Abend kam, um so ausgelassener wurde man, half sich gegenseitig beim Anziehen und belustigte sich schon vor dem Fest mit allerhand Scherzen und Tollheiten, deren Kielblock während seiner langen Vergnügungspraxis in großen Mengen aufgespeichert hatte.

Die junge Frau kam gar nicht aus dem Lachen heraus, ein plötzliches Grausen aber erfaßte sie, als ihr Kielblock eine aschfahl bepinselte Fratze aus Papier vorwies, welche er aufsetzte, wie er sagte, um die Leute das Gruseln zu lehren.

„Steck die Larve fort, ich bitte dich“, schrie sie, am ganzen Körper zitternd. „Det sieht ja akkarat aus wie'n toter Leichnam, der drei Wochen in der Erde gelegen hat.“

Den Mann jedoch ergötzte die Furcht seiner Frau. Er lief, die Larve zwischen den Händen, um sie herum,

so daß sie, wohin sie sich auch wandte, hineinblicken mußte. Das machte sie zuletzt wütend.

„Kreuzmillionen, ick will det Unflat nicht mehr sehen“, zeterte sie, mit dem Fuße stampfend, indes Kielblock, fast berstend vor Lachen, auf einen Holzstuhl fiel, den er beinahe umriß.

Endlich war man angezogen.

Er — ein „Halsabschneider“: gelber Frack, Kniehosen aus Samt und Schnallenschuhe, ein riesiges Tintenfaß aus Pappdeckel auf dem Kopf, worin noch die ebenfalls ungeheure Gänsefeder stak.

Sie — eine Gärtnerin: efeuumrankt, mit einem papierenen Rosenkranz im glatten Haar.

Die Uhr zeigte sieben, und so konnte man sich auf den Weg machen.

Auch diesmal mußte Gustavchen leider wieder mitgenommen werden, so schmerzlich es die „Gärtnerin“ auch empfinden mochte.

Die Großmutter hatte in letzter Zeit einen Schlaganfall gehabt, weshalb man ihr nicht die geringste Arbeit aufbürden durfte. Sie vermochte sich zur Not noch selbst aus- und anzukleiden, damit war aber ihre Leistungsfähigkeit so ziemlich erschöpft.

Ein wenig Essen stellte man der Alten neben die brennende Lampe aufs Fensterbrett, und so konnte man sie bis zum nächsten Morgen getrost ihrem Schicksal überlassen.

Man nahm Abschied von ihr, indem man in ihre tauben Ohren schrie: „Wir jehen!“ Und bald darauf waren die Alte am Fenster und Lotte am Ofen die einzigen Bewohner des Häuschens, welches Kielblock von außen abgeschlossen hatte.

Der Pendel der alten Schwarzwälder Uhr ging gemessen hin und her, tick, tack. Die Greisin schwieg oder leierte mit scharfer Stimme ein Gebet herunter. Lotte knurrte von Zeit zu Zeit im Schlaf, und von

draußen klangen jetzt laut und vernehmlich die dröhnenden Tubastöße des Sees, dessen Eis Spiegel sich wie eine riesige Demantscheibe weiß lodern im Vollmond und scharf umrissen zwischen die tintenschwarz herabhängenden formlosen Abhänge der Kiefern Hügel hineinspannte.

Als Kielblocks den Ballsaal betraten, wurden sie mit einer Fanfare begrüßt.

Der „Halsabschneider“ erregte ungemeines Aufsehen. Gärtnerinnen, Zigeuner- und Marketenderinnen flüchteten kreischend zu ihren Kavaliern, Bauernknechten und Bahnarbeitern, welche ihre plumpen Glieder in spanische Kostüme gezwängt hatten und zierliche, zahnstocherartige Degen an der Seite trugen.

Der Segelmacher war außerordentlich zufrieden mit der Wirkung seiner Maske. Er belustigte sich drei Stunden lang damit, ganze Herden maskierter Frauen und Mädchen, wie der Wolf die Lämmer, vor sich her zu treiben.

„He, Gevatter Halsabschneider“, rief ihm jemand zu, „du siehst ja aus wie dreimal jehent und wieder losgeschnitten.“ Ein anderer riet, er solle doch einen Schnaps trinken, damit ihm besser würde, denn Schnaps sei gut für Cholera.

Die Mahnung betreffs des Schnapses war überflüssig, denn Schnaps hatte der Gehentke bereits in großen Mengen zu sich genommen. In seinem Totenschädel rumorte davon ein zweiter Maskenball, der den wirklichen noch übertollte.

Es wurde ihm so warm und gemütlich, daß er in diesem Zustande, um sein Inkognito zu wahren, mit dem leibhaftigen Sensenmann die Bruderschaft getrunken hätte.

Um zwölf Uhr nahm man die Masken ab. Jetzt stürmten die Freunde Kielblocks von allen Seiten auf

ihn ein, betuernd, daß sie ihn wahrhaftig nicht erkannt hätten: „Du bist doch nun einmal der tollste Kerl.“

„Du verwünschter Filou, du Galgenvogel!“ scholl es durcheinander.

„Das hätten wir uns doch denken können“, schrie ein angetrunkenener Schifferknecht. „Wer anders ist dreimal gehenkt und mit allen Hunden gehetzt als der Segelmacher.“

Alles lachte.

„Der Segelmacher, natürlich der Segelmacher“, lief es von Mund zu Mund, und dieser fühlte sich, wie so oft schon, auch heute als der Held des Abends.

„Nichts ist schöner“, rief er in das Gewühl, „als so en bißken den toten Mann machen, aber nun hab' ick's ooch dick. Vorwärts, Musik, Musik!“ — Und sein Ruf fand Echo in aller Kehlen.

„Musik, Musik, Musik!“ scholl es durcheinander, immer lauter und lauter, bis mit schneidendem Ruck und schriller Dissonanz die Musikbande zu arbeiten begann.

Der Ruf verstummte, im Nu wirbelte alles durcheinander.

Kielblock tanzte wie rasend. Er stampfte mit dem Fuße, er johlte, daß es die Musik übertobte.

„Man muß doch den Leuten zeijen, det man noch leben dut“, brüllte er im Vorbeischießen dem Baßgeiger zu, der ihn freundschaftlich angelächelt hatte.

Mariechen überwand sich, um nicht aufzuschreien, so preßte er sie an sich: die Sinne vergingen ihr fast. Es war, als habe ihr Mann in dem „Totenspielen“ doch ein Haar gefunden und wühle sich nun mit allen Fibern seines Leibes in das Leben zurück.

Während der Musikpausen füllte er sich mit Schnaps und traktierte auch seine Freunde damit.

„Trinkt man feste, Brüder“, lallte er zuletzt, „ihr könnt mir nich pankrott machen, meine Olle is eene

sehr schwere Frau! Sehr, sehr schwer“, wiederholte er gedehnt, zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen und führte ein Schnapsglas, bis zum Rande voll Ingwer, unsicher zum Munde.

Das Vergnügen hatte seinen Höhepunkt überschritten und drohte zu Ende zu gehen. Nach und nach verlor sich die Mehrzahl der Gäste. Kielblock und Frau nebst einer Anzahl Gleichgesinnter wankten und wichen nicht. Gustavchen hatte diesmal in einem dunklen Vorzimmer glücklich untergebracht werden können, so daß man durch ihn weniger als je behindert wurde.

Als auch die Musikanten gegangen waren, schlug jemand vor, „Gottes Segen bei Cohn“ zu spielen, ein Vorschlag, den man einstimmig annahm.

Während des Spiels entschliefen einige, darunter Kielblock.

Sobald der Morgendämmer fahl und gespenstig durch die Fenstervorhänge kroch, wurden sie wieder geweckt. Erwachend, grölte der Segelmacher das Lied zu Ende, über dessen Strophen er eingeschlafen war.

„Kinder“, rief er, als es heller und heller wurde, „nach Hause jehn wir nich, verstanden!? Nun jrade nich, da es Tag wird.“

Einige protestierten; es sei nun wirklich genug, man müsse nichts übertreiben! Die andere Hälfte stimmte ihm bei.

Aber was tun?

Der Heidekrug wurde genannt.

„Jawohl, Kinder, wir machen eenen Spazierjang ins Jrüne, wenn ooch een bißken Schnee liegen dut, es schad't nich, wir jehen zusammen nach dem Heidekrug.“

„Frische Luft, frische Luft!“ klang es auf einmal aus vielen Kehlen, und alles drängte nach der Türe.

Die Sonne begann einen Sonntag. Ein riesiges Stück gelbglühenden Metalls, lag sie hinter den kohlschwarzen

Säulen eines Kieferngehölzes, welches, wenige hundert Schritte von dem Gasthause entfernt, gegen den See vorsprang. Ein braungoldiger Lichtstaub quoll durch die Stämme, drängte sich durch alle Luken und unbeweglichen, dunklen Nadelmassen ihrer Kronen und überhauchte Erde und Himmel mit einem rötlichen Scheine. Die Luft war schneidend kalt, aber es lag kein Schnee.

Man atmete sich nüchtern und schüttelte den Geruch des Ballsaals aus den Kleidern. Einige von denen, die kurz vorher gegen die Fortsetzung des Vergnügens waren, fühlten sich jetzt so gestärkt, daß sie dafür sprachen. Andere meinten, das sei ja alles recht gut, man müsse doch aber wenigstens die Kleider wechseln, wenn man nicht zum Skandal der Leute werden wollte. Dagegen konnte niemand etwas Ernstliches einwenden; deshalb und ferner, weil einige der Anwesenden, darunter Kielblocks, erklärten, daß sie unbedingt einmal nach dem Rechten sehen müßten, wurde beschlossen, daß man sich zunächst nach Hause begeben, um neun Uhr aber wieder treffen wolle, um den gemeinschaftlichen Spaziergang anzutreten.

Kielblocks entfernten sich zuerst, und unter den Zurückbleibenden waren wenige, die das junge Paar nicht beneideten. Ausprüche wie: „Ja, wenn man es auch so haben könnte“ und andere wurden laut, als man den stets fidelen Mann, Gustavchen auf dem Arm tragend, seine Frau an der Hand führend, johlend in das Gehölz einbiegen und verschwinden sah.

Zu Hause war alles in bester Ordnung. Lotte begrüßte die Anwesenden, die Alte lag noch im Bett. Man kochte ihr Kaffee, weckte sie und teilte ihr mit, daß man sie bald wieder verlassen werde. Sie fing an, vor sich hinzuschelten, ohne sich direkt an jemanden zu wenden. Durch zwei neue Pfennige wußte man sie zu beruhigen.

Frau Marie, welche damit beschäftigt war, den kleinen

Gustav umzuziehen, bekam plötzlich eine Grille. „Ach wat, et is jenug“, sagte sie, „wir wollen zu Hause bleiben.“

Kielblock war außer sich.

„Ich habe Kopfschmerzen und Stechen im Rücken.“

Eine Tasse schwarzen, starken Kaffees würde alles hinwegnehmen, erklärte er. Gehen müsse man, denn man habe die Sache ja selbst eingefädelt.

Der Kaffee hatte seine Wirkung getan. Gustavchen war ver mummt und alles fertig zum Aufbruch, als ein Schiffer erschien, welcher bis zum Montagmorgen ein Segel geflickt haben wollte. Es sei für die Eisjacht Mary, welche am Mittag des nächsten Tages die große Regatta mitlaufen sollte, fügte er bei.

Kielblock wies die Arbeit zurück. Um der paar Pfennige willen, welche bei so etwas herausprängen, könne man sich nicht das bißchen Sonntagsvergnügen rauben lassen.

Der Mann versicherte, daß es gut bezahlt werde, aber Kielblock blieb bei seiner Weigerung. Werktag sei Werktag, Feiertag sei Feiertag.

Unterhandelnd verließ man das Zimmer und das Haus. Er würde den Lappen selbst zusammenflicken, schloß der Schiffer, wenn er nur die nötige Leinwand bekommen könnte. Auch diese verweigerte Kielblock, weil er, wie er sagte, sich nicht ins Handwerk pfuschen lassen könne.

Die Gesellschaft traf sich vor dem Gasthause. Der Spaziergang gestaltete sich, da die Sonne die Kälte herabgemindert, zu einem ausnehmend genußreichen. Die Ehemänner liebten gegenseitig mit den Frauen, sangen, rissen Witze und sprangen wie Böcke über das starr gefrorene, knisternde Moos des Waldbodens. Der Forst hallte wider vom Gejohl, Gekreisch und Gelächter des Haufens, dessen Lustigkeit sich von Minute zu Minute steigerte, da man nicht vergessen

hatte, gegen die Kälte einige Flaschen Kognak mit auf die Wanderschaft zu nehmen.

Im Krug wurde natürlich wieder ein Tanz improvisiert; gegen Mittag trat man, bedeutend herabgestimmt, den Rückweg an.

Zwei Uhr war es, als Kielblocks vor ihrem Häuschen standen, ein wenig müde und abgespant, keineswegs jedoch übersättigt. Der Segelmacher hatte den Schlüssel zur Haustür bereits ins Schloß gesteckt, zauderte aber nichtsdestoweniger, herumzudrehen. In seinem Innern klaffte eine Leere, vor der ihm graute.

Da fiel sein Blick auf den See, der wie ein ungeheurer Spiegel, von Schlittschuhläufern und Stuhlschlitten belebt, in der Sonne funkelte, und so kam ihm ein Gedanke.

„Mariechen“, fragte er, „wie wär’s, wenn wir noch ’ne Tour machten? — Nach Steben rüber zu deiner Schwester — nicht? — Sich jetzt am Mittag aufs Ohr hauen, det wär’ doch sündhaft.“

Die junge Frau war zu müde, sie beteuerte, nicht mehr laufen zu können.

„Det schad’t ooch nicht“, erwiderte er und lief im selben Augenblick nach dem Schuppen hinter dem Hause, aus welchem er einen hölzernen, grün angestrichenen Stuhlschlitten hervorholte.

„So wird et jehen, denk’ ich“, fuhr er fort, bereits damit beschäftigt, ein Paar Schlittschuhe an seinen Füßen zu befestigen, welche über der Lehne des Schlittens gehangen hatten.

Ehe Mariechen Zeit hatte, weitere Bedenken zu äußern, saß sie, Gustavchen auf dem Schoß haltend, im Stuhlschlitten und sauste, von den kräftigen Armen ihres Mannes geschoben, über die blitzende Eisfläche.

Kaum vierzig Meter vom Lande wandte sich die junge Frau noch einmal und gewahrte den Schiffer, wie er an ihre Haustüre klopfte. Er mußte sie heim-

kommen gesehen und sich entschlossen haben, noch einmal wegen des Segels vorzusprechen.

Sie machte ihren Mann darauf aufmerksam.

Er hielt an, wandte sich herum und brach in ein schallendes Gelächter aus, welches die Frau mit forttrieb. Es war doch auch zu komisch, wie der Mann so recht geduldig und zuversichtlich mit seinem Segel auf der Schwelle stand, indes die, welche er im Hause glaubte, längst hinter seinem Rücken über den See davonflogen.

Kielblock sagte, es wäre gut, daß er nicht mehr mit dem Manne zusammengetroffen sei, denn sonst würde die schöne Schlittenpartie doch noch zu Essig geworden sein.

Während des Fahrens drehte er indes wiederholt den Kopf nach rückwärts, um zu sehen, ob der Mann noch an seinem Posten stände; aber erst, als er mit Frau und Kind das jenseitige Ufer hinaufklomm, konnte er bemerken, wie sich derselbe, zum schwarzen Punkte eingeschrumpft, langsam in der Richtung des Dorfes entfernte.

Die Verwandten, welche ein Gasthaus in Steben besaßen, freuten sich über den Besuch der Eheleute, zumal da bereits eine Anzahl anderer guter Freunde versammelt war. Man nahm sie gut auf, brachte Kaffee, Pfannkuchen und später auch Spirituosen. Zuletzt machten die Männer ein Spielchen, während die Frauen die Tageschronik durchnahmen. Außer dem Verwandtenkreis waren noch einige Stadtleute in dem Gastzimmer anwesend. Sie brachen jedoch eiligst auf, als es zu dunkeln begann.

„Es ist ja Vollmond, meine Herrschaften“, bemerkte der Wirt, die Zeche einer kleinen Schlittschuhgesellschaft einstreichend, „die Passage des Sees außerdem vollkommen sicher. Sie brauchen sich nicht zu beeilen.“

Man versicherte, nicht im geringsten ängstlich zu sein, ohne sich deshalb am Aufbruch hindern zu lassen.

„Furchtsame Stadtratten“, flüsterte Kielblock seinem Schwager zu, der sich seufzend neben ihn niederließ, um sein unterbrochenes Spiel wieder aufzunehmen. Das soundsovielte Glas hochhebend, nötigte er ihn zum Trinken und leerte selbst sein Glas zur Hälfte.

„Nicht wahr“, fragte eine der Frauen nach dem Männertisch herüber, „der Junge ist wieder ganz gesund.“

„Ganz gesund“, scholl es zurück. „Zwei Stunden, nachdem er glücklich herausgezogen war und längst wohlgeborgen in seinem Bette lag, schrie er plötzlich: ‚Zu Hilfe, zu Hilfe, ich ertrinke!‘“

„Zu Hilfe, zu Hilfe, ich ertrinke“, schrie Kielblock, bei dem das Bier wieder zu wirken begann, und hieb eine letzte Karte auf die Tischplatte. Er gewann und strich schmunzelnd eine Anzahl kleiner Münzen in die hohle Hand.

Währenddessen erzählte man sich, daß ein Junge bei hellem Tage in die offene Stelle des Sees geraten sei, auch wohl sicher ertrunken wäre, wenn nicht glücklicherweise im letzten Augenblick einige Arbeiter hinzugekommen wären. Jeder der Anwesenden kannte die Stelle; sie war an dem Südzipfel des Sees, dort, wo das stets leicht erwärmte Wasser eines kleinen Flübchens hineintrat.

Man wunderte sich um so mehr über das Unglück, da die Stelle nicht etwa eine verführerische Eiskruste ansetzte, sondern immer offen blieb. Der Junge mußte geradezu mit geschlossenen Augen hineingefahren sein, meinte man.

Kielblock hatte so viel gewonnen, daß er in bester Laune der Überzeugung Ausdruck gab, den ganzen verlorenen Maskenball wieder in seiner Tasche zu haben. Ohne weitere Einwände fügte er sich deshalb auch den Bitten seiner Frau, nun doch endlich aufzubrechen.

Der Abschied von den Freunden dauerte lange. Man hatte ein Tanzkränzchen für den folgenden Sonntag

in aller Eile zu besprechen. Kielblock verpflichtete die Anwesenden aufs Wort, sich daran zu beteiligen. Man sagte zu und trennte sich endlich. Kielblocks nahmen den Weg nach dem Seeufer.

Senkrecht über der bläulichen Eisfläche stand der Vollmond, wie der Silberknauf einer riesigen, funkenbestreuten Kristallkuppel schien er in den Äther gefügt. Ein Lichtnebel ging von ihm aus und rann magisch um alle Gegenstände der Erde. Luft und Erde schienen erstarrt im Frost.

Frau Mariechen samt dem Kleinen saß bereits seit geraumer Zeit auf dem Schlitten, als Kielblock noch immer fluchend an seinen Schlittschuhen herumhantierte. Die Hände starben ihm ab, er konnte nicht fertig werden. Gustavchen weinte.

Frau Kielblock trieb ihren Mann zur Eile; die Luft stäche sie wie mit Nadeln. Kielblock wußte das selbst; es kam ihm vor, als ritze man die Haut seines Gesichts und seiner Hände mit Glaserdiamanten.

Endlich fühlte er die Eisen fest unter seinen Sohlen. Noch konnte er jedoch den Schlitten nicht anfassen; deshalb steckte er die Hände in die Taschen, um sie ein wenig auftauen zu lassen. Währenddessen schnitt er einige Figuren in das Eis. Es war hart, trocken und durchsichtig wie Glas.

„In zehn Minuten sind wir drüben“, versicherte er dann, den Stuhlschlitten mit einem kräftigen Ruck in Bewegung setzend.

Spielend schoß das Gefährt in die Eisfläche, in gerader Linie auf den gelben Lichtschein zu, welcher jenseits des Sees aus einem Fenster des Kielblockschen Häuschens fiel. Es war die Lampe der Großmutter, welche den Segelmacher schon oft, auch in mondlosen Nächten, sicher geleitet hatte. Fuhr man vom Stebener Wirtshaus in gerader Linie darauf zu, so hatte man überall gleichmäßig festes Eis unter den Füßen.

„Det is noch een Schlußverjnügen“, schrie Kielblock mit heiserer Stimme seiner Frau ins Ohr, die indes vor Zähneklappern nicht antworten konnte. Sie drückte Gustavchen fest an sich, der leise wimmerte.

Der Segelmacher schien wirklich unverwüstlich; denn in der Tat war diese Mondscheinpartie trotz der vorhergegangenen Strapazen ganz nach seinem Geschmack. Er machte allerhand Mätzchen, ließ den Schlitten im wildesten Lauf aus den Händen gleiten und schoß hinter ihm drein, wie der Falke hinter seiner Beute. Er schleuderte ihn wiederholt aus Mutwillen dermaßen, daß seine Frau laut aufkreischte.

Immer klarer und klarer wurden die Umrisse des Häuschens; schon erkannte man die einzelnen Fenster desselben, schon unterschied man die Großmutter in dem Lichtschein der Lampe, als es plötzlich dunkel wurde.

Kielblock wandte sich erschreckt und gewahrte eine ungeheure Wolkenwand, welche, den ganzen Horizont umspannend, unbemerkt ihm im Rücken heraufgezogen war und soeben den runden Vollmond eingeschluckt hatte. — —

„Nun aber schnell“, sagte er und stieß das Gefährt mit doppelter Geschwindigkeit vor sich her über das Eis.

Noch blieb das Häuschen vom Mond beleuchtet: aber weiter und weiter kroch der riesige Wolkenschatten über den See hin, bis er diesen samt dem Häuschen mit undurchdringlicher Finsternis überzogen hatte.

Unbeirrt steuerte Kielblock auf den Lichtschein zu, welcher von der Lampe der Großmutter herrührte. Er sagte sich, daß er nichts zu fürchten habe, wurde aber dennoch von einer unsichtbaren Gewalt zur Eile angetrieben.

Er raffte all seine Kraft zusammen; der Schweiß quoll ihm aus allen Poren; sein Körper brannte; er keuchte...

Die junge Frau saß zusammengebogen und hielt das

Kleine krampfhaft an sich gepreßt. Sie sprach kein Wort, sie rührte sich nicht, als fürchte sie anders die Schnelligkeit der Fahrt zu beeinträchtigen. Auch ihre Brust beklemmte ein unerklärliches Angstgefühl; sie hatte nur den einen Wunsch, am Ziel zu sein.

Unterdessen war es so schwarz geworden, daß Kielblock sein Weib, diese ihr Kind nicht mehr sah. Dabei rumorte der See unter dem Eispanzer unaufhörlich. Es war ein Schlürfen und Murren, dann wieder ein dumpfes verhaltenes Aufbrüllen, dazu ein Pressen gegen die Eisdecke, so daß diese knallend in großen Sprüngen barst.

Die Gewöhnung hatte Kielblock gegen das Unheimliche dieser Erscheinung abgestumpft; jetzt war es ihm plötzlich, als stünde er auf einem ungeheuren Käfig, darin Scharen blutdürstiger Raubtiere eingekerkert seien, die, vor Hunger und Wut brüllend, ihre Tatzen und Zähne in die Wände ihres Kerkers knirschend ein gruben.

Von allen Seiten prasselten die Sprünge durch das Eis.

Kielblock war am See groß geworden, er wußte, daß bei einer zwölzfölligen Eisdecke ein Einbruch unmöglich sei. Seine Phantasie indes begann zu schweifen und gehorchte nicht mehr ganz seinem gesunden Urteil. Es kam ihm zuweilen vor, als öffneten sich unter ihm schwarze Abgründe, um ihn samt Weib und Kind einzuschlingen.

Ein gewitterartiges Grollen wälzte sich fernher und endete in einem dumpfen Schlag dicht unter seinen Füßen.

Die Frau schrie auf.

Eben wollte er fragen, ob sie verrückt geworden sei, da bemerkte er etwas, das ihm den Laut in die Kehle zurücktrieb. Der einzige Lichtpunkt, welcher ihn bisher geleitet, bewegte sich — wurde blasser und blasser — zuckte auf — flackerte und — verschwand schließlich ganz.

„Um Jottes willen, was fällt Muttern ein“, stieß er unwillkürlich hervor, und jach wie ein Blitzstrahl durchfuhr sein Gehirn das Bewußtsein einer wirklichen Gefahr.

Er hatte angehalten und rieb sich die Augen; war es Wirklichkeit oder Täuschung? Fast glaubte er an die letztere; das Lichtbild der Netzhaut täuschte ihn. Endlich zerrann auch dieses, und nun kam er sich vor wie in Finsternis ertrunken. Noch glaubte er indes, die Richtung genau zu wissen, in welcher das Licht erloschen war, und fuhr pfeilgeschwind darauf zu.

Unter das Getöse des Sees mischte sich die Stimme seiner Frau, welche vor ihm aus der Finsternis drang und ihm allerhand Vorwürfe machte; warum man nicht zu Hause geblieben und so weiter.

Es vergingen einige Minuten. Endlich glaubte man, Hundegebell zu hören. — Kielblock atmete erleichtert auf. Da — ein verzweifelter Schrei — ein Ruck — die Funken stoben unter seinen Stahlschuhen hervor; mit fast übermenschlicher Kraft riß er den Schlitten herum und hielt an.

Der rechte Arm seiner Frau umklammerte zitternd und krampfhaft den seinen. Er wußte, sie hatte den Tod geschaut.

„Sei ruhig, Miezchen, et is ja nichts“, tröstete er mit bebender Stimme, und doch war ihm selbst gewesen, als habe eine schneekalte, verweste Hand an sein heißes Herz gegriffen.

Die junge Frau bebte wie Espenlaub; ihre Zunge schien gelähmt. „Oh! oh!... mein Gott... mein Gott!“ war alles, was sie hervorbrachte.

„Was aber in aller Welt ist denn los, Menschenskind, so sprich doch, um Himmels willen sprich doch!“

„Dort... dort...“, stieß sie hervor. „Ich hab's gehört... ganz deutlich... Wasser... Wasser, das offne Wasser!“

Er lauschte gespannt. „Ich höre nichts!“

„Ich hab's gesehen, wahrhaftig, ich hab's gesehen, ganz deutlich... dicht vor mir... wahrhaftig.“

Kielblock versuchte, die dicke Luft mit den Blicken zu durchbohren — vergebens. Es war ihm, als habe man ihm die Augen aus dem Kopfe genommen und er mühe sich ab, mit den Höhlen zu sehen. „Ich sehe nichts.“

Die Frau beruhigte sich ein wenig. „Aber et riecht doch wie Wasser.“

Er erklärte, sie habe geträumt, und fühlte doch seine Angst wachsen.

Gustavchen schlief.

Langsam wollte er weiterfahren; aber seine Frau stemmte sich dagegen mit allen Kräften der Todesangst. In weinerlichen Lauten beschwor sie ihn, umzukehren; als er nicht still hielt, gebärdete sie sich wie eine Wahnsinnige: „Es bricht, es bricht!“

Nun riß ihm die Geduld. Er schalt seine Frau, sie sei schuld mit ihrem verfluchten Geheul, wenn er samt ihr und dem Kinde ersöffe. Sie solle das Maul halten, oder er lasse sie, so wahr er Kielblock heiße, allein mitten auf dem See stehen und fahre davon. Als alles nichts half, verlor er die Besinnung und schwatzte sinnloses Zeug durcheinander. Hierzu kam noch, daß er nun wirklich nicht mehr wußte, wohin er sich wenden sollte. Die Stelle aber, auf der er stand, schien ihm mürbe und unsicher. Vergebens suchte er die furchtbare Angst zu bemeistern, welche auch ihn mehr und mehr zu beherrschen begann. Die Gaukeleien erfüllten sein Hirn, er zitterte, er röchelte Stoßgebete; sollte es denn wirklich und wahrhaftig zu Ende gehen? Heute rot, morgen tot — er hatte es nie begriffen. Heute rot, morgen tot — morgen — tot, was war das: „tot“? Er hatte es bisher nicht gewußt, aber jetzt — nein, nein!

Kaltes Entsetzen faßte ihn, er wendete den Schlitten,

er nahm einen Anlauf, mit letzter, gewaltiger Kraftanstrengung — Rettung um jeden Preis, und nun — ein klatschendes Geräusch, ein Spritzen, Schäumen und Prickeln aufgestörter Wassermassen — ihm verging das Bewußtsein.

Ein Augenblick, und er wußte, daß er geradeswegs in die offene Stelle des Sees hineingefahren sei. Seine kräftigen Glieder durchwühlten das schwarze Wasser; er stampfte die eiskalte Flut mit übermenschlicher Kraft, bis er fühlte, daß er wieder atmen konnte.

Ein Schrei entrang sich seiner Brust, weithin gellend — ein zweiter — ein dritter, die Lunge mochte mitgehen, der Kehlkopf zerspringen; ihm grauste vor dem Laut der eigenen Kehle, aber er schrie — er brüllte wie ein Tier: „Hilfe, helft uns — wir ertrinken — Hilfe!“

Gurgelnd versank er dann und der Schrei mit ihm, bis er wieder auftauchte und ihn von neuem herausheulte.

Er hob die Rechte übers Wasser, er suchte immer schreiend nach Halt — umsonst; wieder versank er. Als er auftauchte, war es licht um ihn. Drei Armlängen etwa zu seiner Linken begann die Eiskruste, die sich hier in großem Bogen um einen offenen Wasserspiegel zog. Er strebte sie zu erreichen. Noch einmal sank er, endlich griff er sie, seine Finger glitten ab, er versuchte aufs neue und grub sie ein, als wären es Krallen — er zog sich empor. Bis zu den Schultern war er über Wasser, seine angststierenden Augen dicht über der jetzt wieder weiß im Mondschein brennenden Eisfläche. Da — da lag sein Häuschen — weiterhin das Dorf, und dort — wahrhaftig — Laternen — Lichter — Rettung! Wieder durchzitterte sein Ruf die Nacht.

Er horchte gespannt.

Hoch aus der Luft fiel ein Laut. Wildgänse strichen durch den Kuppelsaal der Sterne und jetzt einzelne dunkle Punkte durch den Vollmond. Hinter sich ver-

nahm er ein Brodeln und Gären der Wasser. Blasen stiegen, er fühlte sein Blut erstarren; ihn schauderte, sich zu wenden, und er wandte sich doch. Eine dunkle Masse quoll auf und versank in Zwischenräumen. Ein Schuh, eine Hand, eine Pelzmütze wurden sichtbar; das Ganze wälzte sich näher und näher, er wollte es haschen, aber wieder versank es.

Ein todbanger Moment — dann wahnsinniges Gelächter. Er fühlte, wie ein Etwas sich von unten her um ihn klammerte; erst griff es seinen Fuß — nun umschnürte es seine Beine — bis zum Herzen kam es herauf — sein Blick verglaste — seine Hände glitten ab — er sank — dumpfes fernes Brausen — ein Gewirr von Bildern und Gedanken — dann — der Tod.

Man hatte im Dorfe den Hilferuf vernommen.

Arbeiter und Fischer sammelten sich auf der Unglücksstätte. Nach Verlauf einer Stunde zog man die Leiche eines Kindes aufs Eis. Man schloß aus dem Alter desselben, daß noch ein Erwachsener ertrunken sein müßte.

Als weitere Nachforschungen erfolglos blieben, meinte ein Fischer, man solle Netze auslegen. In Netzen fing man denn auch, gegen drei Uhr des Morgens, die Leichen des jungen Ehepaares.

Da lag nun der lustige Segelmacher mit verzerrem, gedunsenem Gesicht, mit gebrochenen Augen die Tücke des Himmels anklagend. Seine Kleider triefen, aus seinen Taschen flossen schwarze Wasserlachen. Als man ihn auf eine Bahre lud, fiel eine Anzahl kleiner Münzen klingend aufs Eis.

Die drei Leichen wurden erkannt und nach dem Kielblockschen Hause geschafft.

Man fand die Tür desselben verschlossen; kein Licht leuchtete aus den Fenstern. Ein Hund bellte innen, aber selbst auf wiederholtes Klopfen öffnete niemand.

Ein Fischer stieg durch das Fenster in die finstere Wohnstube; seine Laterne erleuchtete dieselbe nur mäßig, sie war leer. Mit seinen Wasserstiefeln ein lautes Geräusch machend, von einem kleinen braunen Hündchen angeklafft, schritt er quer hindurch und gelangte an eine kleine Tür, die er ohne weiteres aufstieß. Ein Laut der Verwunderung entfuhr ihm.

Inmitten eines fensterlosen Alkovens saß eine steinalte Frau; sie war über einem grünen Kasten, welcher mit Gold-, Silber- und Kupfermünzen angefüllt offen am Boden stand, eingenickt. Ihre rechte Hand stak bis über die Knöchel im Metall, auf ihrer linken ruhte das Gesicht. Über ihren fast kahlen Scheitel warf das spärliche Flämmchen der herabgebrannten Lampe ein dunstiges, falbes Licht.

# BAHNWÄRTER THIEL

Geschrieben im April/Mai 1887 in Erkner. Erstveröffentlichung 1888 in der Zeitschrift „Die Gesellschaft“.

Allsonntäglich saß der Bahnwärter Thiel in der Kirche zu Neu-Zittau, ausgenommen die Tage, an denen er Dienst hatte oder krank war und zu Bette lag. Im Verlaufe von zehn Jahren war er zweimal krank gewesen; das eine Mal infolge eines vom Tender einer Maschine während des Vorbeifahrens herabgefallenen Stückes Kohle, welches ihn getroffen und mit zerschmettertem Bein in den Bahngraben geschleudert hatte; das andere Mal einer Weinflasche wegen, die aus dem vorüberrasenden Schnellzuge mitten auf seine Brust geflogen war. Außer diesen beiden Unglücksfällen hatte nichts vermocht, ihn, sobald er frei war, von der Kirche fern zu halten.

Die ersten fünf Jahre hatte er den Weg von Schönschornstein, einer Kolonie an der Spree, herüber nach Neu-Zittau allein machen müssen. Eines schönen Tages war er dann in Begleitung eines schwächlichen und kränklich aussehenden Frauenzimmers erschienen, die, wie die Leute meinten, zu seiner herkulischen Gestalt wenig gepaßt hatte. Und wiederum eines schönen Sonntagnachmittags reichte er dieser selben Person am Altare der Kirche feierlich die Hand zum Bunde fürs Leben. Zwei Jahre nun saß das junge, zarte Weib ihm zur Seite in der Kirchenbank; zwei Jahre blickte ihr hohlwangiges, feines Gesicht neben seinem vom Wetter gebräunten in das uralte Gesangbuch —; und plötzlich saß der Bahnwärter wieder allein wie zuvor.

An einem der vorangegangenen Wochentage hatte die Sterbeglocke geläutet; das war das ganze.

An dem Wärter hatte man, wie die Leute versicherten, kaum eine Veränderung wahrgenommen. Die Knöpfe seiner sauberen Sonntagsuniform waren so blank geputzt wie je zuvor, seine roten Haare so wohl geölt und militärisch gescheitelt wie immer, nur daß

er den breiten, behaarten Nacken ein wenig gesenkt trug und noch eifriger der Predigt lauschte oder sang, als er es früher getan hatte. Es war die allgemeine Ansicht, daß ihm der Tod seiner Frau nicht sehr nahe gegangen sei; und diese Ansicht erhielt eine Bekräftigung, als sich Thiel nach Verlauf eines Jahres zum zweiten Male, und zwar mit einem dicken und starken Frauenzimmer, einer Kuhmagd aus Alte-Grund, verheiratete.

Auch der Pastor gestattete sich, als Thiel die Trauung anmelden kam, einige Bedenken zu äußern:

„Ihr wollt also schon wieder heiraten?“

„Mit der Toten kann ich nicht wirtschaften, Herr Prediger!“

„Nun ja wohl. Aber ich meine — Ihr eilt ein wenig.“

„Der Junge geht mir drauf, Herr Prediger.“

Thiels Frau war im Wochenbett gestorben, und der Junge, welchen sie zur Welt gebracht, lebte und hatte den Namen Tobias erhalten.

„Ach so, der Junge“, sagte der Geistliche und machte eine Bewegung, die deutlich zeigte, daß er sich des Kleinen erst jetzt erinnere. „Das ist etwas andres — wo habt Ihr ihn denn untergebracht, während Ihr im Dienst seid?“

Thiel erzählte nun, wie er Tobias einer alten Frau übergeben, die ihn einmal beinahe habe verbrennen lassen, während er ein anderes Mal von ihrem Schoß auf die Erde gekugelt sei, ohne glücklicherweise mehr als eine große Beule davonzutragen. Das könne nicht so weitergehen, meinte er, zudem da der Junge, schwächlich wie er sei, eine ganz besondere Pflege benötige. Deswegen und ferner, weil er der Verstorbenen in die Hand gelobt, für die Wohlfahrt des Jungen zu jeder Zeit ausgiebige Sorge zu tragen, habe er sich zu dem Schritte entschlossen. —

Gegen das neue Paar, welches nun allsonntäglich zur

Kirche kam, hatten die Leute äußerlich durchaus nichts einzuwenden. Die frühere Kuhmagd schien für den Wärter wie geschaffen. Sie war kaum einen halben Kopf kleiner als er und übertraf ihn an Gliederfülle. Auch war ihr Gesicht ganz so grob geschnitten wie das seine, nur daß ihm im Gegensatz zu dem des Wärters die Seele abging.

Wenn Thiel den Wunsch gehegt hatte, in seiner zweiten Frau eine unverwüstliche Arbeiterin, eine musterhafte Wirtschafterin zu haben, so war dieser Wunsch in überraschender Weise in Erfüllung gegangen. Drei Dinge jedoch hatte er, ohne es zu wissen, mit seiner Frau in Kauf genommen: eine harte, herrschsüchtige Gemütsart, Zanksucht und brutale Leidenschaftlichkeit. Nach Verlauf eines halben Jahres war es ortsbekannt, wer in dem Häuschen des Wärters das Regiment führte. Man bedauerte den Wärter.

Es sei ein Glück für das Mensch, daß sie so ein gutes Schaf wie den Thiel zum Manne bekommen habe, äußerten die aufgebrachten Ehemänner; es gäbe welche, bei denen sie greulich anlaufen würde. So ein Tier müsse doch kirre zu machen sein, meinten sie, und wenn es nicht anders ginge denn mit Schlägen. Durchgewalkt müsse sie werden, aber dann gleich so, daß es zöge.

Sie durchzuwalken aber war Thiel trotz seiner sehnigen Arme nicht der Mann. Das, worüber sich die Leute ereiferten, schien ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen. Die endlosen Predigten seiner Frau ließ er gewöhnlich wortlos über sich ergehen, und wenn er einmal antwortete, so stand das schleppende Zeitmaß sowie der leise, kühle Ton seiner Rede in seltsamstem Gegensatz zu dem kreischenden Gekeif seiner Frau. Die Außenwelt schien ihm wenig anhaben zu können: es war, als trüge er etwas in sich, wodurch er alles Böse, was sie ihm antat, reichlich mit Gutem aufgewogen erhielt.

Trotz seines unverwüstlichen Phlegmas hatte er

doch Augenblicke, in denen er nicht mit sich spaßen ließ. Es war dies immer anlässlich solcher Dinge, die Tobiaschen betrafen. Sein kindgutes, nachgiebiges Wesen gewann dann einen Anstrich von Festigkeit, dem selbst ein so unzähmbares Gemüt wie das Lenens nicht entgegenzutreten wagte.

Die Augenblicke indes, darin er diese Seite seines Wesens herauskehrte, wurden mit der Zeit immer seltener und verloren sich zuletzt ganz. Ein gewisser leidender Widerstand, den er der Herrschsucht Lenens während des ersten Jahres entgegengesetzt, verlor sich ebenfalls im zweiten. Er ging nicht mehr mit der früheren Gleichgültigkeit zum Dienst, nachdem er einen Auftritt mit ihr gehabt, wenn er sie nicht vorher besänftigt hatte. Er ließ sich am Ende nicht selten herab, sie zu bitten, doch wieder gut zu sein. — Nicht wie sonst mehr war ihm sein einsamer Posten inmitten des märkischen Kiefernforstes sein liebster Aufenthalt. Die stillen, hingebenden Gedanken an sein verstorbene Weib wurden von denen an die Lebende durchkreuzt. Nicht widerwillig, wie die erste Zeit, trat er den Heimweg an, sondern mit leidenschaftlicher Hast, nachdem er vorher oft Stunden und Minuten bis zur Zeit der Ablösung gezählt hatte.

Er, der mit seinem ersten Weibe durch eine mehr vergeistigte Liebe verbunden gewesen war, geriet durch die Macht roher Triebe in die Gewalt seiner zweiten Frau und wurde zuletzt in allem fast unbedingt von ihr abhängig. — Zuzeiten empfand er Gewissensbisse über diesen Umschwung der Dinge, und er bedurfte einer Anzahl außergewöhnlicher Hilfsmittel, um sich darüber hinwegzuhelfen. So erklärte er sein Wärterhäuschen und die Bahnstrecke, die er zu besorgen hatte, insgeheim gleichsam für geheiligtes Land, welches ausschließlich den Manen der Toten gewidmet sein sollte. Mit Hilfe von allerhand Vorwänden war es ihm in der Tat bisher

gelingen, seine Frau davon abzuhalten, ihn dahin zu begleiten.

Er hoffte, es auch fernerhin tun zu können. Sie hätte nicht gewußt, welche Richtung sie einschlagen sollte, um seine Bude, deren Nummer sie nicht einmal kannte, aufzufinden.

Dadurch, daß er die ihm zugebote stehende Zeit somit gewissenhaft zwischen die Lebende und die Tote zu teilen vermochte, beruhigte Thiel sein Gewissen in der Tat.

Oft freilich und besonders in Augenblicken einsamer Andacht, wenn er recht innig mit der Verstorbenen verbunden gewesen war, sah er seinen jetzigen Zustand im Lichte der Wahrheit und empfand davor Ekel.

Hatte er Tagdienst, so beschränkte sich sein geistiger Verkehr mit der Verstorbenen auf eine Menge lieber Erinnerungen aus der Zeit seines Zusammenlebens mit ihr. Im Dunkel jedoch, wenn der Schneesturm durch die Kiefern und über die Strecke raste, in tiefer Mitternacht beim Scheine seiner Laterne, da wurde das Wärterhäuschen zur Kapelle.

Eine verblichene Photographie der Verstorbenen vor sich auf dem Tisch, Gesangbuch und Bibel aufgeschlagen, las und sang er abwechselnd die lange Nacht hindurch, nur von den in Zwischenräumen vorbeitobenden Bahnzügen unterbrochen, und geriet hierbei in eine Ekstase, die sich zu Gesichtern steigerte, in denen er die Tote leibhaftig vor sich sah.

Der Posten, den der Wärter nun schon zehn volle Jahre ununterbrochen innehatte, war aber in seiner Abgelegenheit dazu angetan, seine mystischen Neigungen zu fördern.

Nach allen vier Windrichtungen mindestens durch einen dreiviertelstündigen Weg von jeder menschlichen Wohnung entfernt, lag die Bude inmitten des Forstes dicht neben einem Bahnübergang, dessen Barrieren der Wärter zu bedienen hatte.

Im Sommer vergingen Tage, im Winter Wochen, ohne daß ein menschlicher Fuß, außer denen des Wärters und seines Kollegen, die Strecke passierte. Das Wetter und der Wechsel der Jahreszeiten brachten in ihrer periodischen Wiederkehr fast die einzige Abwechslung in diese Einöde. Die Ereignisse, welche im übrigen den regelmäßigen Ablauf der Dienstzeit Thiels außer den beiden Unglücksfällen unterbrochen hatten, waren unschwer zu überblicken. Vor vier Jahren war der kaiserliche Extrazug, der den Kaiser nach Breslau gebracht hatte, vorübergejagt. In einer Winternacht hatte der Schnellzug einen Rehbock überfahren. An einem heißen Sommertage hatte Thiel bei seiner Streckenrevision eine verkorkte Weinflasche gefunden, die sich glühendheiß anfaßte und deren Inhalt deshalb von ihm für sehr gut gehalten wurde, weil er nach Entfernung des Korkes einer Fontäne gleich herausquoll, also augenscheinlich gegoren war. Diese Flasche, von Thiel in den seichten Rand eines Waldsees gelegt, um abzukühlen, war von dort auf irgendwelche Weise abhanden gekommen, so daß er noch nach Jahren ihren Verlust bedauern mußte.

Einige Zerstreung vermittelte dem Wärter ein Brunnen dicht hinter seinem Häuschen. Von Zeit zu Zeit nahmen in der Nähe beschäftigte Bahn- oder Telegraphenarbeiter einen Trunk daraus, wobei natürlich ein kurzes Gespräch mit unterlief. Auch der Förster kam zuweilen, um seinen Durst zu löschen.

Tobias entwickelte sich nur langsam; erst gegen Ablauf seines zweiten Lebensjahres lernte er notdürftig sprechen und gehen. Dem Vater bewies er eine ganz besondere Zuneigung. Wie er verständiger wurde, erwachte auch die alte Liebe des Vaters wieder. In dem Maße, wie diese zunahm, verringerte sich die Liebe der Stiefmutter zu Tobias und schlug sogar in unverkennbare Abneigung um, als Lene nach Verlauf

eines neuen Jahres ebenfalls einen Jungen gebar.

Von da ab begann für Tobias eine schlimme Zeit. Er wurde besonders in Abwesenheit des Vaters unaufhörlich geplagt und mußte ohne die geringste Belohnung dafür seine schwachen Kräfte im Dienste des kleinen Schreihalses einsetzen, wobei er sich mehr und mehr aufrieb. Sein Kopf bekam einen ungewöhnlichen Umfang; die brandroten Haare und das kreidige Gesicht darunter machten einen unschönen und im Verein mit der übrigen kläglichen Gestalt erbarmungswürdigen Eindruck. Wenn sich der zurückgebliebene Tobias solchergestalt, das kleine, von Gesundheit strotzende Brüderchen auf dem Arme, hinunter zur Spree schleppte, so wurden hinter den Fenstern der Hütten Verwünschungen laut, die sich jedoch niemals hervorwagten. Thiel aber, welchen die Sache doch vor allem anging, schien keine Augen für sie zu haben und wollte auch die Winke nicht verstehen, welche ihm von wohlmeinenden Nachbarsleuten gegeben wurden.

2

An einem Junimorgen gegen sieben Uhr kam Thiel aus dem Dienst. Seine Frau hatte nicht so bald ihre Begrüßung beendet, als sie schon in gewohnter Weise zu lamentieren begann. Der Pachtacker, welcher bisher den Kartoffelbedarf der Familie gedeckt hatte, war vor Wochen gekündigt worden, ohne daß es Lenen bisher gelungen war, einen Ersatz dafür ausfindig zu machen. Wenngleich nun die Sorge um den Acker zu ihren Obliegenheiten gehörte, so mußte doch Thiel ein Mal übers andere hören, daß niemand als er daran schuld sei, wenn man in diesem Jahre zehn Sack Kartoffeln für schweres Geld kaufen müsse. Thiel brummte nur und begab sich, Lenens Reden wenig Beachtung schen-

kend, sogleich an das Bett seines Ältesten, welches er in den Nächten, wo er nicht im Dienst war, mit ihm teilte. Hier ließ er sich nieder und beobachtete mit einem sorglichen Ausdruck seines guten Gesichts das schlafende Kind, welches er, nachdem er die zudringlichen Fliegen eine Weile von ihm abgehalten, schließlich weckte. In den blauen, tiefliegenden Augen des Erwachenden malte sich eine rührende Freude. Er griff hastig nach der Hand des Vaters, indes sich seine Mundwinkel zu einem kläglichen Lächeln verzogen. Der Wärter half ihm sogleich beim Anziehen der wenigen Kleidungsstücke, wobei plötzlich etwas wie ein Schatten durch seine Mienen lief, als er bemerkte, daß sich auf der rechten, ein wenig angeschwollenen Backe einige Finger Spuren weiß in rot abzeichneten.

Als Lene beim Frühstück mit vergrößertem Eifer auf vorbereitete Wirtschaftsangelegenheit zurückkam, schnitt er ihr das Wort ab mit der Nachricht, daß ihm der Bahnmeister ein Stück Land längs des Bahndammes in unmittelbarer Nähe des Wärterhauses umsonst überlassen habe, angeblich weil es ihm, dem Bahnmeister, zu abzugeben sei.

Lene wollte das anfänglich nicht glauben. Nach und nach wichen jedoch ihre Zweifel, und nun geriet sie in merklich gute Laune. Ihre Fragen nach Größe und Güte des Ackers sowie andre mehr verschlangen sich förmlich, und als sie erfuhr, daß bei alledem noch zwei Zwergobstbäume darauf stünden, wurde sie rein närrisch. Als nichts mehr zu erfragen übrigblieb, zudem die Tür-glocke des Krämers, die man, beiläufig gesagt, in jedem einzelnen Hause des Ortes vernehmen konnte, unaufhörlich anschlug, schoß sie davon, um die Neuigkeit im Örtchen auszusprennen.

Während Lene in die dunkle, mit Waren überfüllte Kammer des Krämers kam, beschäftigte sich der Wärter daheim ausschließlich mit Tobias. Der Junge

saß auf seinen Knien und spielte mit einigen Kiefernzapfen, die Thiel mit aus dem Walde gebracht hatte.

„Was willst du werden?“ fragte ihn der Vater, und diese Frage war stereotyp wie die Antwort des Jungen: „Ein Bahnmeister.“ Es war keine Scherzfrage, denn die Träume des Wärters verstiegen sich in der Tat in solche Höhen, und er hegte allen Ernstes den Wunsch und die Hoffnung, daß aus Tobias mit Gottes Hilfe etwas Außergewöhnliches werden sollte. Sobald die Antwort „Ein Bahnmeister“ von den blutlosen Lippen des Kleinen kam, der natürlich nicht wußte, was sie bedeuten sollte, begann Thiels Gesicht sich aufzuhellen, bis es förmlich strahlte von innerer Glückseligkeit.

„Geh, Tobias, geh spielen!“ sagte er kurz darauf, indem er eine Pfeife Tabak mit einem im Herdfeuer entzündeten Span in Brand steckte, und der Kleine drückte sich alsbald in scheuer Freude zur Tür hinaus. Thiel entkleidete sich, ging zu Bett und entschlief, nachdem er geraume Zeit gedankenvoll die niedrige und rissige Stubendecke angestarrt hatte. Gegen zwölf Uhr mittags erwachte er, kleidete sich an und ging, während seine Frau in ihrer lärmenden Weise das Mittagbrot bereitete, hinaus auf die Straße, wo er Tobiaschen sogleich aufgriff, der mit den Fingern Kalk aus einem Loche in der Wand kratzte und in den Mund steckte. Der Wärter nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm an den etwa acht Häuschen des Ortes vorüber bis hinunter zur Spree, die schwarz und glasig zwischen schwach belaubten Pappeln lag. Dicht am Rande des Wassers befand sich ein Granitblock, auf welchen Thiel sich niederließ.

Der ganze Ort hatte sich gewöhnt, ihn bei nur irgend erträglichem Wetter an dieser Stelle zu erblicken. Die Kinder besonders hingen an ihm, nannten ihn „Vater Thiel“ und wurden von ihm besonders in mancherlei Spielen unterrichtet, deren er sich aus seiner Jugend-

zeit erinnerte. Das Beste jedoch von dem Inhalt seiner Erinnerungen war für Tobias. Er schnitzelte ihm Fitschepfeile, die höher flogen als die aller anderen Jungen. Er schnitt ihm Weidenpfeifchen und ließ sich sogar herbei, mit seinem verrosteten Baß das Beschwörungslied zu singen, während er mit dem Horngriff seines Taschenmessers die Rinde leise klopfte.

Die Leute verübelten ihm seine Läppsereien; es war ihnen unerfindlich, wie er sich mit den Rotznasen so viel abgeben konnte. Im Grunde durften sie jedoch damit zufrieden sein, denn die Kinder waren unter seiner Obhut gut aufgehoben. Überdies nahm Thiel auch ernste Dinge mit ihnen vor, hörte den Großen ihre Schulaufgaben ab, half ihnen beim Lernen der Bibel- und Gesangbuchverse und buchstabierte mit den Kleinen a—b—ab, d—u—du, und so fort.

Nach dem Mittagessen legte sich der Wärter abermals zu kurzer Ruhe nieder. Nachdem sie beendet war, trank er den Nachmittagskaffee und begann gleich darauf sich für den Gang in den Dienst vorzubereiten. Er brauchte dazu, wie zu allen seinen Verrichtungen, viel Zeit; jeder Handgriff war seit Jahren geregelt; in stets gleicher Reihenfolge wanderten die sorgsam auf der kleinen Nußbaumkommode ausgebreiteten Gegenstände: Messer, Notizbuch, Kamm, ein Pferdezahn, die alte eingekapselte Uhr, in die Taschen seiner Kleider. Ein kleines, in rotes Papier eingeschlagenes Büchelchen wurde mit besonderer Sorgfalt behandelt. Es lag während der Nacht unter dem Kopfkissen des Wärters und wurde am Tage von ihm stets in der Brusttasche des Dienstrockes herumgetragen. Auf der Etikette unter dem Umschlag stand in unbeholfenen, aber verschnörkelten Schriftzügen, von Thiels Hand geschrieben: Sparkassenbuch des Tobias Thiel.

Die Wanduhr mit dem langen Pendel und dem gelbsüchtigen Zifferblatt zeigte dreiviertel fünf, als Thiel

fortging. Ein kleiner Kahn, sein Eigentum, brachte ihn über den Fluß. Am jenseitigen Spreeufer blieb er einige Male stehen und lauschte nach dem Ort zurück. Endlich bog er in einen breiten Waldweg und befand sich nach wenigen Minuten inmitten des tiefaufrauschenden Kiefernforstes, dessen Nadelmassen einem schwarzgrünen, wellenwerfenden Meere glichen. Unhörbar wie auf Filzschritt er über die feuchte Moos- und Nadelschicht des Waldbodens. Er fand seinen Weg ohne aufzublicken, hier durch die rostbraunen Säulen des Hochwaldes, dort weiterhin durch dichtverschlungenes Jungholz, noch weiter über ausgedehnte Schonungen, die von einzelnen hohen und schlanken Kiefern überschattet wurden, welche man zum Schutze für den Nachwuchs aufbehalten hatte. Ein bläulicher, durchsichtiger, mit allerhand Düften geschwängelter Dunst stieg aus der Erde auf und ließ die Formen der Bäume verwaschen erscheinen. Ein schwerer, milchiger Himmel hing tief herab über die Baumwipfel. Krähenschwärme badeten gleichsam im Grau der Luft, unaufhörlich ihre knarrenden Rufe ausstoßend. Schwarze Wasserlachen füllten die Vertiefungen des Weges und spiegelten die trübe Natur noch trüber wider.

Ein fruchtbares Wetter, dachte Thiel, als er aus tiefem Nachdenken erwachte und aufschaute.

Plötzlich jedoch bekamen seine Gedanken eine andere Richtung. Er fühlte dunkel, daß er etwas daheim vergessen haben müsse, und wirklich vermißte er beim Durchsuchen seiner Taschen das Butterbrot, welches er der langen Dienstzeit halber stets mitzunehmen genötigt war. Unschlüssig blieb er eine Weile stehen, wandte sich dann aber plötzlich und eilte in der Richtung des Dorfes zurück.

In kurzer Zeit hatte er die Spree erreicht, setzte mit wenigen kräftigen Ruderschlägen über und stieg gleich darauf, am ganzen Körper schwitzend, die sanft an-

steigende Dorfstraße hinauf. Der alte, schäbige Pudel des Krämers lag mitten auf der Straße. Auf dem geteer-ten Plankenzaune eines Kossätenhofes saß eine Nebelkrähe. Sie spreizte die Federn, schüttelte sich, nickte, stieß ein ohrenzerreißendes krä krä aus und erhob sich mit pfeifendem Flügelschlag, um sich vom Winde in der Richtung des Forstes davontreiben zu lassen.

Von den Bewohnern der kleinen Kolonie, etwa zwanzig Fischern und Waldarbeitern mit ihren Familien, war nichts zu sehen.

Der Ton einer kreischenden Stimme unterbrach die Stille so laut und schrill, daß der Wärter unwillkürlich mit Laufen innehielt. Ein Schwall heftig herausgestoßener, mißtönender Laute schlug an sein Ohr, die aus dem offenen Giebelfenster eines niedrigen Häuschens zu kommen schienen, welches er nur zu wohl kannte.

Das Geräusch seiner Schritte nach Möglichkeit dämpfend, schlich er sich näher und unterschied nun ganz deutlich die Stimme seiner Frau. Nur noch wenige Bewegungen, und die meisten ihrer Worte wurden ihm verständlich.

„Was, du unbarmherziger, herzloser Schuft! Soll sich das elende Wurm die Plautze ausschreien vor Hunger? — wie? Na, wart nur, wart, ich will dich lehren aufpassen! — du sollst dran denken.“ Einige Augenblicke blieb es still; dann hörte man ein Geräusch, wie wenn Kleidungsstücke ausgeklopft würden; unmittelbar darauf entlud sich ein neues Hagelwetter von Schimpfworten.

„Du erbärmlicher Grünschnabel“, scholl es im schnellsten Tempo herunter, „meinst du, ich sollte mein leibliches Kind wegen solch einem Jammerlappen, wie du bist, verhungern lassen? Halt's Maul!“ schrie es, als ein leises Wimmern hörbar wurde, „oder du sollst eine Portion kriegen, an der du acht Tage zu fressen hast.“

Das Wimmern verstummte nicht.

Der Wärter fühlte, wie sein Herz in schweren, unregel-

mäßigen Schlägen ging. Er begann leise zu zittern. Seine Blicke hingen wie abwesend am Boden fest, und die plumpe und harte Hand strich mehrmals ein Bündel nasser Haare zur Seite, das immer von neuem in die sommersprossige Stirn hineinfiel.

Einen Augenblick drohte es ihn zu überwältigen. Es war ein Krampf, der die Muskeln schwellen machte und die Finger der Hand zur Faust zusammenzog. Er ließ nach, und dumpfe Mattigkeit blieb zurück.

Unsicheren Schrittes trat der Wärter in den engen, ziegelgepflasterten Hausflur. Müde und langsam erklimmte er die knarrende Holzstiege.

„Pfui, pfui, pfui!“ hob es wieder an; dabei hörte man, wie jemand dreimal hintereinander mit allen Zeichen der Wut und Verachtung ausspied. „Du erbärmlicher, niederträchtiger, hinterlistiger, hämischer, feiger, gemeiner Lämmel!“ Die Worte folgten einander in steigender Betonung, und die Stimme, welche sie herausschickte, schnappte zuweilen über vor Anstrengung. „Meinen Buben willst du schlagen, was? Du elende Göre unterstehst dich, das arme, hilflose Kind aufs Maul zu schlagen? — wie? — he, wie? — Ich will mich nur nicht dreckig machen an dir, sonst —...“

In diesem Augenblick öffnete Thiel die Tür des Wohnzimmers, weshalb der erschrockenen Frau das Ende des begonnenen Satzes in der Kehle stecken blieb. Sie war kreidebleich vor Zorn; ihre Lippen zuckten böseartig; sie hatte die Rechte erhoben, senkte sie und griff nach dem Milchtopf, aus dem sie ein Kinderfläschchen zu füllen versuchte. Sie ließ jedoch diese Arbeit, da der größte Teil der Milch über den Flaschenhals auf den Tisch rann, halb verrichtet, griff vollkommen fassungslos vor Erregung bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstand, ohne ihn länger als einige Augenblicke festhalten zu können, und ermannte sich endlich so weit, ihren Mann heftig anzulassen: was es

denn heißen solle, daß er um diese ungewöhnliche Zeit nach Hause käme, er würde sie doch nicht etwa gar belauschen wollen; „das wäre noch das Letzte“, meinte sie, und gleich darauf: sie habe ein reines Gewissen und brauche vor niemand die Augen niederzuschlagen.

Thiel hörte kaum, was sie sagte. Seine Blicke streiften flüchtig das heulende Tobiaschen. Einen Augenblick schien es, als müsse er gewaltsam etwas Furchtbares zurückhalten, was in ihm aufstieg; dann legte sich über die gespannten Mienen plötzlich das alte Phlegma, von einem verstohlenen begehrliehen Aufblitzen der Augen seltsam belebt. Sekundenlang spielte sein Blick über den starken Gliedmaßen seines Weibes, das, mit abgewandtem Gesicht herumhantierend, noch immer nach Fassung suchte. Ihre vollen, halbnackten Brüste blähten sich vor Erregung und drohten das Mieder zu sprengen, und ihre aufgerafften Röcke ließen die breiten Hüften noch breiter erscheinen. Eine Kraft schien von dem Weibe auszugehen, unbezwingbar, unentrinnbar, der Thiel sich nicht gewachsen fühlte.

Leicht gleich einem feinen Spinngewebe und doch fest wie ein Netz von Eisen legte es sich um ihn, fesselnd, überwindend, erschlaffend. Er hätte in diesem Zustand überhaupt kein Wort an sie zu richten vermocht, am allerwenigsten ein hartes, und so mußte Tobias, der in Tränen gebadet und verängstet in einer Ecke hockte, sehen, wie der Vater, ohne sich auch nur weiter nach ihm umzuschauen, das vergeßne Brot von der Ofenbank nahm, es der Mutter als einzige Erklärung hinhielt und mit einem kurzen, zerstreuten Kopfnicken sogleich wieder verschwand.

Obgleich Thiel den Weg in seine Waldeinsamkeit mit möglichster Eile zurücklegte, kam er doch erst fünfzehn

Minuten nach der ordnungsmäßigen Zeit an den Ort seiner Bestimmung.

Der Hilfwärter, ein infolge des bei seinem Dienst unumgänglichen schnellen Temperaturwechselschwind-süchtig gewordener Mensch, der mit ihm im Dienst abwechselte, stand schon fertig zum Aufbruch auf der kleinen, sandigen Plattform des Häuschens, dessen große Nummer schwarz auf weiß weithin durch die Stämme leuchtete.

Die beiden Männer reichten sich die Hände, machten sich einige kurze Mitteilungen und trennten sich. Der eine verschwand im Innern der Bude, der andere ging quer über die Strecke, die Fortsetzung der Straße benutzend, welche Thiel gekommen war. Man hörte sein krampfhaftes Husten erst näher, dann ferner durch die Stämme, und mit ihm verstummte der einzige menschliche Laut in dieser Einöde. Thiel begann wie immer so auch heute damit, das enge, viereckige Stein-gebauer der Wärterbude auf seine Art für die Nacht herzurichten. Er tat es mechanisch, während sein Geist mit dem Eindruck der letzten Stunden beschäftigt war. Er legte sein Abendbrot auf den schmalen, braungestrichenen Tisch an einem der beiden schlitzzartigen Seitenfenster, von denen aus man die Strecke bequem übersehen konnte. Hierauf entzündete er in dem kleinen, rostigen Öfchen ein Feuer und stellte einen Topf kalten Wassers darauf. Nachdem er schließlich noch in die Gerätschaften, Schaufel, Spaten, Schraubstock und so weiter, einige Ordnung gebracht hatte, begab er sich ans Putzen seiner Laterne, die er zugleich mit frischem Petroleum versorgte.

Als dies geschehen war, meldete die Glocke mit drei schrillen Schlägen, die sich wiederholten, daß ein Zug in der Richtung von Breslau her aus der nächstliegenden Station abgelaufen sei. Ohne die mindeste Hast zu zeigen, blieb Thiel noch eine gute Weile im Innern der

Bude, trat endlich, Fahne und Patronentasche in der Hand, langsam ins Freie und bewegte sich trägen und schlurfenden Ganges über den schmalen Sandpfad, dem etwa zwanzig Schritt entfernten Bahnübergang zu. Seine Barrieren schloß und öffnete Thiel vor und nach jedem Zuge gewissenhaft, obgleich der Weg nur selten von jemand passiert wurde.

Er hatte seine Arbeit beendet und lehnte jetzt wartend an der schwarzweißen Sperrstange.

Die Strecke schnitt rechts und links gradlinig in den unabsehbaren, grünen Forst hinein; zu ihren beiden Seiten stauten die Nadelmassen gleichsam zurück, zwischen sich eine Gasse freilassend, die der rötlichbraune, kiesbestreute Bahndamm ausfüllte. Die schwarzen, parallellaufenden Geleise darauf glichen in ihrer Gesamtheit einer ungeheuren, eisernen Netzmasche, deren schmale Strähnen sich im äußersten Süden und Norden in einem Punkte des Horizontes zusammenzogen.

Der Wind hatte sich erhoben und trieb leise Wellen den Waldrand hinunter und in die Ferne hinein. Aus den Telegraphenstangen, die die Strecke begleiteten, tönnten summende Akkorde. Auf den Drähten, die sich wie das Gewebe einer Riesenspinne von Stange zu Stange fortranken, klebten in dichten Reihen Scharen zwitschernder Vögel. Ein Specht flog lachend über Thiels Kopf weg, ohne daß er eines Blickes gewürdigt wurde.

Die Sonne, welche soeben unter dem Rande mächtiger Wolken herabhing, um in das schwarzgrüne Wipfelmeer zu versinken, goß Ströme von Purpur über den Forst. Die Säulenarkaden der Kiefernstämme jenseits des Dammes entzündeten sich gleichsam von innen heraus und glühten wie Eisen.

Auch die Geleise begannen zu glühen, feurigen Schlangen gleich; aber sie erloschen zuerst. Und nun stieg

die Glut langsam vom Erdboden in die Höhe, erst die Schäfte der Kiefern, weiter den größten Teil ihrer Kronen in kaltem Verwesungslichte zurücklassend, zuletzt nur noch den äußersten Rand der Wipfel mit einem rötlichen Schimmer streifend. Lautlos und feierlich vollzog sich das erhabene Schauspiel. Der Wärter stand noch immer regungslos an der Barriere. Endlich trat er einen Schritt vor. Ein dunkler Punkt am Horizont, da wo die Geleise sich trafen, vergrößerte sich. Von Sekunde zu Sekunde wachsend, schien er doch auf einer Stelle zu stehen. Plötzlich bekam er Bewegung und näherte sich. Durch die Geleise ging ein Vibrieren und Summen, ein rhythmisches Geklirr, ein dumpfes Getöse, das, lauter und lauter werdend, zuletzt den Hufschlägen eines heranbrausenden Reitergeschwaders nicht unähnlich war.

Ein Keuchen und Brausen schwoll stoßweise fernher durch die Luft. Dann plötzlich zerriß die Stille. Ein rasendes Tosen und Toben erfüllte den Raum, die Geleise bogen sich, die Erde zitterte — ein starker Luftdruck — eine Wolke von Staub, Dampf und Qualm, und das schwarze, schnaubende Ungetüm war vorüber. So wie sie anwuchsen, starben nach und nach die Geräusche. Der Dunst verzog sich. Zum Punkte eingeschrumpft, schwand der Zug in der Ferne, und das alte heil'ge Schweigen schlug über dem Waldwinkel zusammen.

„Minna“, flüsterte der Wärter wie aus einem Traum erwacht und ging nach seiner Bude zurück. Nachdem er sich einen dünnen Kaffee aufgebrüht, ließ er sich nieder und starrte, von Zeit zu Zeit einen Schluck zu sich nehmend, auf ein schmutziges Stück Zeitungspapier, das er irgendwo an der Strecke aufgelesen.

Nach und nach überkam ihn eine seltsame Unruhe. Er schob es auf die Backofenglut, welche das Stübchen erfüllte, und riß Rock und Weste auf, um sich zu erleich-

tern. Wie das nichts half, erhob er sich, nahm einen Spaten aus der Ecke und begab sich auf das geschenkte Äckerchen.

Es war ein schmaler Streifen Sandes, von Unkraut dicht überwuchert. Wie schneeweißer Schaum lag die junge Blütenpracht auf den Zweigen der beiden Zwergobstbäumchen, welche darauf standen.

Thiel wurde ruhig, und ein stilles Wohlgefallen beschlich ihn.

Nun also an die Arbeit.

Der Spaten schnitt knirschend in das Erdreich; die nassen Schollen fielen dumpf zurück und bröckelten auseinander.

Eine Zeitlang grub er ohne Unterbrechung. Dann hielt er plötzlich inne und sagte laut und vernehmlich vor sich hin, indem er dazu bedenklich den Kopf hin und her wiegte: „Nein, nein, das geht ja nicht“, und wieder: „Nein, nein, das geht ja gar nicht.“

Es war ihm plötzlich eingefallen, daß ja nun Lene des öftern herauskommen würde, um den Acker zu bestellen, wodurch dann die hergebrachte Lebensweise in bedenkliche Schwankungen geraten mußte. Und jäh verwandelte sich seine Freude über den Besitz des Ackers in Widerwillen. Hastig, wie wenn er etwas Unrechtes zu tun im Begriff gestanden hätte, riß er den Spaten aus der Erde und trug ihn nach der Bude zurück. Hier versank er abermals in dumpfe Grübeleien. Er wußte kaum, warum, aber die Aussicht, Lene ganze Tage lang bei sich im Dienst zu haben, wurde ihm, so sehr er auch versuchte, sich damit zu versöhnen, immer unerträglicher. Es kam ihm vor, als habe er etwas ihm Wertes zu verteidigen, als versuchte jemand, sein Heiligstes anzutasten, und unwillkürlich spannten sich seine Muskeln in gelindem Krampfe, während ein kurzes, herausforderndes Lachen seinen Lippen entfuhr. Vom Widerhall dieses Lachens erschreckt, blickte er

auf und verlor dabei den Faden seiner Betrachtungen. Als er ihn wiedergefunden, wühlte er sich gleichsam in den alten Gegenstand.

Und plötzlich zerriß etwas wie ein dichter, schwarzer Vorhang in zwei Stücke, und seine umnebelten Augen gewannen einen klaren Ausblick. Es war ihm auf einmal zumute, als erwache er aus einem zweijährigen totenähnlichen Schlaf und betrachte nun mit ungläubigem Kopfschütteln all das Haarsträubende, welches er in diesem Zustand begangen haben sollte. Die Leidensgeschichte seines Ältesten, welche die Eindrücke der letzten Stunden nur noch hatten besiegeln können, trat deutlich vor seine Seele. Mitleid und Reue ergriff ihn, sowie auch eine tiefe Scham darüber, daß er diese ganze Zeit in schmachvoller Duldung hingelebt hatte, ohne sich des lieben, hilflosen Geschöpfes anzunehmen, ja ohne nur die Kraft zu finden, sich einzugestehen, wie sehr dieses litt.

Über den selbstquälerischen Vorstellungen all seiner Unterlassungssünden überkam ihn eine schwere Müdigkeit, und so entschlief er mit gekrümmtem Rücken, die Stirn auf die Hand, diese auf den Tisch gelegt.

Eine Zeitlang hatte er so gelegen, als er mit erstickter Stimme mehrmals den Namen „Minna“ rief.

Ein Brausen und Sausen füllte sein Ohr, wie von unermesslichen Wassermassen; es wurde dunkel um ihn, er riß die Augen auf und erwachte. Seine Glieder flogen, der Angstschweiß drang ihm aus allen Poren, sein Puls ging unregelmäßig, sein Gesicht war naß von Tränen.

Es war stockdunkel. Er wollte einen Blick nach der Tür werfen, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte. Taumelnd erhob er sich, noch immer währte seine Herzensangst. Der Wald draußen rauschte wie Meeresbrandung, der Wind warf Hagel und Regen gegen die Fenster des Häuschens. Thiel tastete ratlos mit den Händen umher. Einen Augenblick kam er sich

vor wie ein Ertrinkender — da plötzlich flammte es bläulich blendend auf, wie wenn Tropfen überirdischen Lichtes in die dunkle Erdatmosphäre herabsänken, um sogleich von ihr erstickt zu werden.

Der Augenblick genügte, um den Wärter zu sich selbst zu bringen. Er griff nach seiner Laterne, die er glücklich zu fassen bekam, und in diesem Augenblick erwachte der Donner am fernsten Saume des märkischen Nachthimmels. Erst dumpf und verhalten grollend, wälzte er sich näher in kurzen, brandenden Erzwellen, bis er, zu Riesenstößen anwachsend, sich endlich, die ganze Atmosphäre überflutend, dröhnend, schütternd und brausend entlud.

Die Scheiben klirrten, die Erde erbebt.

Thiel hatte Licht gemacht. Sein erster Blick, nachdem er die Fassung wieder gewonnen, galt der Uhr. Es lagen kaum fünf Minuten zwischen jetzt und der Ankunft des Schnellzuges. Da er glaubte, das Signal überhört zu haben, begab er sich, so schnell als Sturm und Dunkelheit erlaubten, nach der Barriere. Als er noch damit beschäftigt war, diese zu schließen, erklang die Signalglocke. Der Wind zerriß ihre Töne und warf sie nach allen Richtungen auseinander. Die Kiefern bogen sich und rieben unheimlich knarrend und quietschend ihre Zweige aneinander. Einen Augenblick wurde der Mond sichtbar, wie er gleich einer blaßgoldnen Schale zwischen den Wolken lag. In seinem Lichte sah man das Wühlen des Windes in den schwarzen Kronen der Kiefern. Die Blattgehänge der Birken am Bahndamm wehten und flatterten wie gespenstige Roßschweife. Darunter lagen die Linien der Geleise, welche, vor Nässe glänzend, das blasse Mondlicht in einzelnen Flecken aufsogen.

Thiel riß die Mütze vom Kopfe. Der Regen tat ihm wohl und lief vermischt mit Tränen über sein Gesicht. Es gärte in seinem Hirn; unklare Erinnerungen an das,

was er im Traum gesehen, verjagten einander. Es war ihm gewesen, als würde Tobias von jemand mißhandelt, und zwar auf eine so entsetzliche Weise, daß ihm noch jetzt bei dem Gedanken daran das Herz stille stand. Einer anderen Erscheinung erinnerte er sich deutlicher. Er hatte seine verstorbene Frau gesehen. Sie war irgendwoher aus der Ferne gekommen, auf einem der Bahngleise. Sie hatte recht kränklich ausgesehen, und statt der Kleider hatte sie Lumpen getragen. Sie war an Thiels Häuschen vorübergekommen, ohne sich darnach umzuschauen, und schließlich — hier wurde die Erinnerung undeutlich — war sie aus irgendwelchem Grunde nur mit großer Mühe vorwärtsgekommen und sogar mehrmals zusammengebrochen.

Thiel dachte weiter nach, und nun wußte er, daß sie sich auf der Flucht befunden hatte. Es lag außer allem Zweifel, denn weshalb hätte sie sonst diese Blicke voll Herzensangst nach rückwärts gesandt und sich weitergeschleppt, obgleich ihr die Füße den Dienst versagten. O diese entsetzlichen Blicke!

Aber es war etwas, das sie mit sich trug, in Tücher gewickelt, etwas Schlaffes, Blutiges, Bleiches, und die Art, mit der sie darauf niederblickte, erinnerte ihn an Szenen der Vergangenheit.

Er dachte an eine sterbende Frau, die ihr kaum geborenes Kind, das sie zurücklassen mußte, unverwandt anblickte, mit einem Ausdruck, den Thiel ebensowenig vergessen konnte, wie daß er einen Vater und eine Mutter habe.

Wo war sie hingekommen? Er wußte es nicht. Das aber trat ihm klar vor die Seele: sie hatte sich von ihm losgesagt, ihn nicht beachtet, sie hatte sich fortgeschleppt immer weiter und weiter durch die stürmische, dunkle Nacht. Er hatte sie gerufen: „Minna, Minna“, und davon war er erwacht.

Zwei rote, runde Lichter durchdrangen wie die Glotz-

augen eines riesigen Ungetüms die Dunkelheit. Ein blutiger Schein ging vor ihnen her, der die Regentropfen in seinem Bereich in Blutstropfen verwandelte. Es war, als fiel ein Blutregen vom Himmel.

Thiel fühlte ein Grauen, und je näher der Zug kam, eine um so größere Angst; Traum und Wirklichkeit verschmolzen ihm in eins. Noch immer sah er das wandernde Weib auf den Schienen, und seine Hand irrte nach der Patronentasche, als habe er die Absicht, den rasenden Zug zum Stehen zu bringen. Zum Glück war es zu spät, denn schon flirrte es vor Thiels Augen von Lichtern, und der Zug raste vorüber.

Den übrigen Teil der Nacht fand Thiel wenig Ruhe mehr in seinem Dienst. Es drängte ihn, daheim zu sein. Er sehnte sich, Tobiaschen wiederzusehen. Es war ihm zumute, als sei er durch Jahre von ihm getrennt gewesen. Zuletzt war er, in steigender Bekümmernis um das Befinden des Jungen, mehrmals versucht, den Dienst zu verlassen.

Um die Zeit hinzubringen, beschloß Thiel, sobald es dämmerte, seine Strecke zu revidieren. In der Linken einen Stock, in der Rechten einen langen, eisernen Schraubschlüssel, schritt er denn auch alsbald auf dem Rücken einer Bahnschiene in das schmutziggraue Zwielficht hinein.

Hin und wieder zog er mit dem Schraubschlüssel einen Bolzen fest oder schlug an eine der runden Eisenstangen, welche die Geleise untereinander verbanden.

Regen und Wind hatten nachgelassen, und zwischen zerschlissenen Wolkenschichten wurden hie und da Stücke eines blaßblauen Himmels sichtbar.

Das eintönige Klappen der Sohlen auf dem harten Metall, verbunden mit dem schläfrigen Geräusch der tropfenschüttelnden Bäume, beruhigte Thiel nach und nach.

Um sechs Uhr früh wurde er abgelöst und trat ohne Verzug den Heimweg an.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen.

Die Wolken hatten sich zerteilt und waren mittlerweile hinter den Umkreis des Horizontes hinabgesunken. Die Sonne goß, im Aufgehen gleich einem ungeheuren, blutroten Edelstein funkelnd, wahre Lichtmassen über den Forst.

In scharfen Linien schossen die Strahlenbündel durch das Gewirr der Stämme, hier eine Insel zarter Farnkräuter, deren Wedel feingeklöppelten Spitzen glichen, mit Glut behauchend, dort die silbergrauen Flechten des Waldgrundes zu roten Korallen umwandelnd.

Von Wipfeln, Stämmen und Gräsern floß der Feuertau. Eine Sintflut von Licht schien über die Erde ausgegossen. Es lag eine Frische in der Luft, die bis ins Herz drang, und auch hinter Thiels Stirn mußten die Bilder der Nacht allmählich verblassen.

Mit dem Augenblick jedoch, wo er in die Stube trat und Tobiaschen rotwangiger als je im sonnenbeschienenen Bette liegen sah, waren sie ganz verschwunden.

Wohl wahr! Im Verlauf des Tages glaubte Lene mehrmals etwas Befremdliches an ihm wahrzunehmen; so im Kirchstuhl, als er, statt ins Buch zu schauen, sie selbst von der Seite betrachtete, und dann auch um die Mittagszeit, als er, ohne ein Wort zu sagen, das Kleine, welches Tobias wie gewöhnlich auf die Straße tragen sollte, aus dessen Arm nahm und ihr auf den Schoß setzte. Sonst aber hatte er nicht das geringste Auffällige an sich.

Thiel, der den Tag über nicht dazu gekommen war, sich niederzulegen, kroch, da er die folgende Woche Tagdienst hatte, bereits gegen neun Uhr abends ins Bett. Gerade als er im Begriff war einzuschlafen, eröffnete ihm die Frau, daß sie am folgenden Morgen mit

nach dem Walde gehen werde, um das Land umzugraben und Kartoffeln zu stecken.

Thiel zuckte zusammen; er war ganz wach geworden, hielt jedoch die Augen fest geschlossen.

Es sei die höchste Zeit, meinte Lene, wenn aus den Kartoffeln noch etwas werden sollte, und fügte bei, daß sie die Kinder werde mitnehmen müssen, da vermutlich der ganze Tag draufgehen würde. Der Wärter brummte einige unverständliche Worte, die Lene weiter nicht beachtete. Sie hatte ihm den Rücken gewandt und war beim Scheine eines Talglichtes damit beschäftigt, das Mieder aufzunesteln und die Röcke herabzulassen.

Plötzlich fuhr sie herum, ohne selbst zu wissen, aus welchem Grunde, und blickte in das von Leidenschaften verzerrte, erdfarbene Gesicht ihres Mannes, der sie, halbaufgerichtet, die Hände auf der Bettkante, mit brennenden Augen anstarrte.

„Thiel!“ — schrie die Frau halb zornig, halb erschreckt, und wie ein Nachtwandler, den man bei Namen ruft, erwachte er aus seiner Betäubung, stotterte einige verwirrte Worte, warf sich in die Kissen zurück und zog das Deckbett über die Ohren.

Lene war die erste, welche sich am folgenden Morgen vom Bett erhob. Ohne dabei Lärm zu machen, bereitete sie alles Nötige für den Ausflug vor. Der Kleinste wurde in den Kinderwagen gelegt, darauf Tobias geweckt und angezogen. Als er erfuhr, wohin es gehen sollte, mußte er lächeln. Nachdem alles bereit war und auch der Kaffee fertig auf dem Tisch stand, erwachte Thiel. Mißbehagen war sein erstes Gefühl beim Anblick aller getroffenen Vorbereitungen. Er hätte wohl gern ein Wort dagegen gesagt, aber er wußte nicht, womit beginnen. Und welche für Lene stichhaltigen Gründe hätte er auch angeben sollen?

Allmählich begann dann das mehr und mehr strah-

lende Gesichtchen seinen Einfluß auf Thiel auszuüben, so daß er schließlich schon um der Freude willen, welche dem Jungen der Ausflug bereitete, nicht daran denken konnte, Widerspruch zu erheben. Nichtsdestoweniger blieb Thiel während der Wanderung durch den Wald nicht frei von Unruhe. Er stieß das Kinderwägelchen mühsam durch den tiefen Sand und hatte allerhand Blumen darauf liegen, die Tobias gesammelt hatte.

Der Junge war ausnehmend lustig. Er hüpfte in seinem braunen Plüschmützchen zwischen den Farnkräutern umher und suchte auf eine freilich etwas unbeholfene Art die glasflügeligen Libellen zu fangen, die darüber hingaukelten. Sobald man angelangt war, nahm Lene den Acker in Augenschein. Sie warf das Säckchen mit Kartoffelstücken, welche sie zur Saat mitgebracht hatte, auf den Grasrand eines kleinen Birkengehölzes, kniete nieder und ließ den etwas dunkel gefärbten Sand durch ihre harten Finger laufen.

Thiel beobachtete sie gespannt: „Nun, wie ist er?“

„Reichlich so gut wie die Spree-Ecke!“ Dem Wärter fiel eine Last von der Seele. Er hatte gefürchtet, sie würde unzufrieden sein, und kratzte beruhigt seine Bartstoppeln.

Nachdem die Frau hastig eine dicke Brotkante verzehrt hatte, warf sie Tuch und Jacke fort und begann zu graben, mit der Geschwindigkeit und Ausdauer einer Maschine.

In bestimmten Zwischenräumen richtete sie sich auf und holte in tiefen Zügen Luft, aber es war jeweilig nur ein Augenblick, wenn nicht etwa das Kleine gestillt werden mußte, was mit keuchender, schweißtropfender Brust hastig geschah.

„Ich muß die Strecke belaufen, ich werde Tobias mitnehmen“, rief der Wärter nach einer Weile von der Plattform vor der Bude aus zu ihr herüber.

„Ach was — Unsinn!“ schrie sie zurück, „wer soll

bei dem Kleinen bleiben? — Hierher kommst du!“ setzte sie noch lauter hinzu, während der Wärter, als ob er sie nicht hören könnte, mit Tobiaschen davonging.

Im ersten Augenblick erwog sie, ob sie nicht nachlaufen solle, und nur der Zeitverlust bestimmte sie, davon abzustehen. Thiel ging mit Tobias die Strecke entlang. Der Kleine war nicht wenig erregt; alles war ihm neu, fremd. Er begriff nicht, was die schmalen, schwarzen, vom Sonnenlicht erwärmten Schienen zu bedeuten hatten. Unaufhörlich tat er allerhand sonderbare Fragen. Vor allem verwunderlich war ihm das Klingen der Telegraphenstangen. Thiel kannte den Ton jeder einzelnen seines Reviers, so daß er mit geschlossenen Augen stets gewußt haben würde, in welchem Teil der Strecke er sich gerade befand.

Oft blieb er, Tobiaschen an der Hand, stehen, um den wunderbaren Lauten zu lauschen, die aus dem Holze wie sonore Choräle aus dem Innern einer Kirche hervorströmten. Die Stange am Südende des Reviers hatte einen besonders vollen und schönen Akkord. Es war ein Gewühl von Tönen in ihrem Innern, die ohne Unterbrechung gleichsam in einem Atem fortklangen, und Tobias lief rings um das verwitterte Holz, um, wie er glaubte, durch eine Öffnung die Urheber des lieblichen Getöns zu entdecken. Der Wärter wurde weihevoll gestimmt, ähnlich wie in der Kirche. Zudem unterschied er mit der Zeit eine Stimme, die ihn an seine verstorbene Frau erinnerte. Er stellte sich vor, es sei ein Chor seliger Geister, in den sie ja auch ihre Stimme mische, und diese Vorstellung erweckte in ihm eine Sehnsucht, eine Rührung bis zu Tränen.

Tobias verlangte nach den Blumen, die seitab standen, und Thiel, wie immer, gab ihm nach.

Stücke blauen Himmels schienen auf den Boden des Haines herabgesunken, so wunderbar dicht standen

kleine, blaue Blüten darauf. Farbigen Wimpeln gleich flatterten und gaukelten die Schmetterlinge lautlos zwischen dem leuchtenden Weiß der Stämme, indes durch die zartgrünen Blätterwolken der Birkenkronen ein sanftes Rieselnd ging.

Tobias rupfte Blumen, und der Vater schaute ihm sinnend zu. Zuweilen erhob sich auch der Blick des letzteren und suchte durch die Lücken der Blätter den Himmel, der wie eine riesige, makellos blaue Kristallschale das Goldlicht der Sonne auffing.

„Vater, ist das der liebe Gott?“ fragte der Kleine plötzlich, auf ein braunes Eichhörnchen deutend, das unter kratzenden Geräuschen am Stamme einer allein stehenden Kiefer hinanhuschte.

„Närrischer Kerl“, war alles, was Thiel erwidern konnte, während losgerissene Borkestückchen den Stamm herunter vor seine Füße fielen.

Die Mutter grub noch immer, als Thiel und Tobias zurückkamen. Die Hälfte des Ackers war bereits umgeworfen.

Die Bahnzüge folgten einander in kurzen Zwischenräumen, und Tobias sah sie jedesmal mit offenem Munde vorübertoben.

Die Mutter selbst hatte ihren Spaß an seinen drolligen Grimassen.

Das Mittagessen, bestehend aus Kartoffeln und einem Restchen kalten Schweinebratens, verzehrte man in der Bude. Lene war aufgeräumt, und auch Thiel schien sich in das Unvermeidliche mit gutem Anstand fügen zu wollen. Er unterhielt seine Frau während des Essens mit allerlei Dingen, die in seinen Beruf schlugen. So fragte er sie, ob sie sich denken könne, daß in einer einzigen Bahnschiene sechsundvierzig Schrauben säßen, und anderes mehr.

Am Vormittage war Lene mit Umgraben fertig geworden; am Nachmittag sollten die Kartoffeln gesteckt

werden. Sie bestand darauf, daß Tobias jetzt das Kleine warte, und nahm ihn mit sich.

„Paß auf...“, rief Thiel ihr nach, von plötzlicher Besorgnis ergriffen, „paß auf, daß er den Geleisen nicht zu nahe kommt.“

Ein Achselzucken Lenens war die Antwort.

Der schlesische Schnellzug war gemeldet, und Thiel mußte auf seinen Posten. Kaum stand er dienstfertig an der Barriere, so hörte er ihn auch schon heranbrausen.

Der Zug wurde sichtbar — er kam näher — in unzählbaren, sich überhastenden Stößen fauchte der Dampf aus dem schwarzen Maschinenschlote. Da: ein — zwei — drei milchweiße Dampfstrahlen quollen kerzengerade empor, und gleich darauf brachte die Luft den Pfiff der Maschine getragen. Dreimal hintereinander, kurz, grell, beängstigend. Sie bremsen, dachte Thiel, warum nur? Und wieder gellten die Notpiffe schreiend, den Widerhall weckend, diesmal in langer, ununterbrochener Reihe.

Thiel trat vor, um die Strecke überschauen zu können. Mechanisch zog er die rote Fahne aus dem Futteral und hielt sie gerade vor sich hin über die Geleise. — Jesus Christus — war er blind gewesen? Jesus Christus — o Jesus, Jesus, Jesus Christus! was war das? Dort! — dort zwischen den Schienen... „Halt!“ schrie der Wärter aus Leibeskräften. Zu spät. Eine dunkle Masse war unter den Zug geraten und wurde zwischen den Rädern wie ein Gummiball hin und her geworfen. Noch einige Augenblicke, und man hörte das Knarren und Quietschen der Bremsen. Der Zug stand.

Die einsame Strecke belebte sich. Zugführer und Schaffner rannten über den Kies nach dem Ende des Zuges. Aus jedem Fenster blickten neugierige Gesichter, und jetzt — die Menge knäulte sich und kam nach vorn.

Thiel keuchte; er mußte sich festhalten, um nicht umzusinken wie ein gefällter Stier. Wahrhaftig, man winkt ihm — „Nein!“

Ein Aufschrei zerreißt die Luft von der Unglücksstelle her, ein Geheul folgt, wie aus der Kehle eines Tieres kommend. Wer war das?! Lene?! Es war nicht ihre Stimme, und doch...

Ein Mann kommt in Eile die Strecke herauf.

„Wärter!“

„Was gibt's!“

„Ein Unglück!“... Der Bote schrickt zurück, denn des Wärters Augen spielen seltsam. Die Mütze sitzt schief, die roten Haare scheinen sich aufzubäumen.

„Er lebt noch, vielleicht ist noch Hilfe.“

Ein Röcheln ist die einzige Antwort.

„Kommen Sie schnell, schnell!“

Thiel reißt sich auf mit gewaltiger Anstrengung. Seine schlaffen Muskeln spannen sich; er richtet sich hoch auf, sein Gesicht ist blöd und tot.

Er rennt mit dem Boten, er sieht nicht die todbleichen, erschreckten Gesichter der Reisenden in den Zugfenstern. Eine junge Frau schaut heraus, ein Handlungsreisender im Fez, ein junges Paar, anscheinend auf der Hochzeitsreise. Was geht's ihn an? Er hat sich nie um den Inhalt dieser Polterkasten gekümmert; — sein Ohr füllt das Geheul Lenens. Vor seinen Augen schwimmt es durcheinander, gelbe Punkte, Glühwürmchen gleich, unzählig. Er schrickt zurück — er steht. Aus dem Tanze der Glühwürmchen tritt es hervor, blaß, schlaff, blutrünstig. Eine Stirn, braun und blau geschlagen, blaue Lippen, über die schwarzes Blut tröpfelt. Er ist es.

Thiel spricht nicht. Sein Gesicht nimmt eine schmutzige Blässe an. Er lächelt wie abwesend; endlich beugt er sich; er fühlt die schlaffen, toten Gliedmaßen schwer in seinen Armen; die rote Fahne wickelt sich darum.

Er geht.

Wohin?

„Zum Bahnarzt, zum Bahnarzt“, tönt es durcheinander.

„Wir nehmen ihn gleich mit“, ruft der Packmeister und macht in seinem Wagen aus Dienströcken und Büchern ein Lager zurecht. „Nun also?“

Thiel macht keine Anstalten, den Verunglückten loszulassen. Man drängt in ihn. Vergebens. Der Packmeister läßt eine Bahre aus dem Packwagen reichen und beordert einen Mann, dem Vater beizustehen.

Die Zeit ist kostbar. Die Pfeife des Zugführers trillert. Münzen regnen aus den Fenstern.

Lene gebärdet sich wie wahnsinnig. „Das arme, arme Weib“, heißt es in den Coupés, „die arme, arme Mutter.“

Der Zugführer trillert abermals — ein Pfiff — die Maschine stößt weiße, zischende Dämpfe aus ihren Zylindern und streckt ihre eisernen Sehnen; einige Sekunden, und der Kurierzug braust mit wehender Rauchfahne in doppelter Geschwindigkeit durch den Forst.

Der Wärter, anderen Sinnes geworden, legt den halbtoten Jungen auf die Bahre. Da liegt er da in seiner verkommenen Körpergestalt, und hin und wieder hebt ein langer, rasselnder Atemzug die knöcherne Brust, welche unter dem zerfetzten Hemd sichtbar wird. Die Ärmchen und Beinchen, nicht nur in den Gelenken gebrochen, nehmen die unnatürlichsten Stellungen ein. Die Ferse des kleinen Fußes ist nach vorn gedreht. Die Arme schlottern über den Rand der Bahre.

Lene wimmert in einem fort; jede Spur ihres einstigen Trotzes ist aus ihrem Wesen gewichen. Sie wiederholt fortwährend eine Geschichte, die sie von jeder Schuld an dem Vorfall reinwaschen soll.

Thiel scheint sie nicht zu beachten; mit entsetzlich bangem Ausdruck haften seine Augen an dem Kinde.

Es ist still ringsum geworden, totenstill; schwarz und heiß ruhen die Geleise auf dem blendenden Kies. Der Mittag hat die Winde erstickt, und regungslos, wie aus Stein, steht der Forst.

Die Männer beraten sich leise. Man muß, um auf dem schnellsten Wege nach Friedrichshagen zu kommen, nach der Station zurück, die nach der Richtung Breslau liegt, da der nächste Zug, ein beschleunigter Personenzug, auf der Friedrichshagen nähergelegenen nicht anhält.

Thiel scheint zu überlegen, ob er mitgehen solle. Augenblicklich ist niemand da, der den Dienst versteht. Eine stumme Handbewegung bedeutet seiner Frau, die Bahre aufzunehmen; sie wagt nicht, sich zu widersetzen, obgleich sie um den zurückbleibenden Säugling besorgt ist. Sie und der fremde Mann tragen die Bahre. Thiel begleitet den Zug bis an die Grenze seines Reviers, dann bleibt er stehen und schaut ihm lange nach. Plötzlich schlägt er sich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es weithin schallt.

Er meint sich zu erwecken, „denn es wird ein Traum sein, wie der gestern“, sagt er sich. — Vergebens. — Mehr taumelnd als laufend erreichte er sein Häuschen. Drinnen fiel er auf die Erde, das Gesicht voran. Seine Mütze rollte in die Ecke, seine peinlich gepflegte Uhr fiel aus seiner Tasche, die Kapsel sprang, das Glas zerbrach. Es war, als hielte ihn eine eiserne Faust im Nacken gepackt, so fest, daß er sich nicht bewegen konnte, so sehr er auch unter Ächzen und Stöhnen sich freizumachen suchte. Seine Stirn war kalt, seine Augen trocken, sein Schlund brannte.

Die Signalglocke weckte ihn. Unter dem Eindruck jener sich wiederholenden drei Glockenschläge ließ der Anfall nach. Thiel konnte sich erheben und seinen Dienst tun. Zwar waren seine Füße bleischwer, zwar kreiste um ihn die Strecke wie die Speiche eines ungeheuren

Rades, dessen Achse sein Kopf war; aber er gewann doch wenigstens so viel Kraft, sich für einige Zeit aufrecht zu halten.

Der Personenzug kam heran. Tobias mußte darin sein. Je näher er rückte, um so mehr verschwammen die Bilder vor Thiels Augen. Am Ende sah er nur noch den zerschlagenen Jungen mit dem blutigen Munde. Dann wurde es Nacht.

Nach einer Weile erwachte er aus einer Ohnmacht. Er fand sich dicht an der Barriere im heißen Sande liegen. Er stand auf, schüttelte die Sandkörner aus seinen Kleidern und spie sie aus seinem Munde. Sein Kopf wurde ein wenig freier, er vermochte ruhiger zu denken.

In der Bude nahm er sogleich seine Uhr vom Boden auf und legte sie auf den Tisch. Sie war trotz des Falles nicht stehengeblieben. Er zählte während zweier Stunden die Sekunden und Minuten, indem er sich vorstellte, was indes mit Tobias geschehen mochte. Jetzt kam Lene mit ihm an; jetzt stand sie vor dem Arzte. Dieser betrachtete und betastete den Jungen und schüttelte den Kopf.

„Schlimm, sehr schlimm — aber vielleicht... wer weiß?“ Er untersuchte genauer. „Nein“, sagte er dann, „nein, es ist vorbei.“

„Vorbei, vorbei“, stöhnte der Wärter, dann aber richtete er sich hoch auf und schrie, die rollenden Augen an die Decke geheftet, die erhobenen Hände unbewußt zur Faust ballend und mit einer Stimme, als müsse der enge Raum davon zerbersten: „Er muß, muß leben, ich sage dir, er muß, muß leben.“ Und schon stieß er die Tür des Häuschens von neuem auf, durch die das rote Feuer des Abends hereinbrach, und rannte mehr, als er ging, nach der Barriere zurück. Hier blieb er eine Weile wie betroffen stehen und schritt dann plötzlich, beide Arme ausbreitend, bis in die Mitte des

Dammes, als wenn er etwas aufhalten wollte, was aus der Richtung des Personenzuges kam. Dabei machten seine weit offenen Augen den Eindruck der Blindheit.

Während er, rückwärts schreitend, vor etwas zu weichen schien, stieß er in einem fort halbverständliche Worte zwischen den Zähnen hervor: „Du — hörst du — bleib doch — du — hör doch — bleib — gib ihn wieder — er ist braun und blau geschlagen — ja, ja — gut — ich will sie wieder braun und blau schlagen — hörst du? bleib doch — gib ihn mir wieder.“

Es schien, als ob etwas an ihm vorüberwandle, denn er wandte sich und bewegte sich, wie um es zu verfolgen, nach der anderen Richtung.

„Du, Minna“ — seine Stimme wurde weinerlich, wie die eines kleinen Kindes. „Du, Minna, hörst du? — gib ihn wieder — ich will...“ Er tastete in die Luft, wie um jemand festzuhalten. „Weibchen — ja — und da will ich sie... und da will ich sie auch schlagen — braun und blau — auch schlagen — und da will ich mit dem Beil — siehst du? — Küchenbeil — mit dem Küchenbeil will ich sie schlagen, und da wird sie verrecken.“

Und da... ja mit dem Beil — Küchenbeil, ja — schwarzes Blut!“ Schaum stand vor seinem Munde, seine gläsernen Pupillen bewegten sich unaufhörlich.

Ein sanfter Abendhauch strich leis und nachhaltig über den Forst, und rosaflammiges Wolkengelock hing über dem westlichen Himmel.

Etwa hundert Schritt hatte er so das unsichtbare Etwas verfolgt, als er anscheinend mutlos stehenblieb, und mit entsetzlicher Angst in den Mienen streckte der Mann seine Arme aus, flehend, beschwörend. Er strengte seine Augen an und beschattete sie mit der Hand, wie um noch einmal in weiter Ferne das Wesenlose zu entdecken. Schließlich sank die Hand, und der gespannte Ausdruck seines Gesichts verkehrte sich in

stumpfe Ausdruckslosigkeit; er wandte sich und schlepp-  
te sich den Weg zurück, den er gekommen.

Die Sonne goß ihre letzte Glut über den Forst, dann erlosch sie. Die Stämme der Kiefern streckten sich wie bleiches, verwestes Gebein zwischen die Wipfel hinein, die wie grauschwarze Moderschichten auf ihnen lasteten. Das Hämmern eines Spechtes durchdrang die Stille. Durch den kalten, stahlblauen Himmelsraum ging ein einziges, verspätetes Rosengewölk. Der Windhauch wurde kellerkalt, so daß es den Wärter fröstelte. Alles war ihm neu, alles fremd. Er wußte nicht, was das war, worauf er ging, oder das, was ihn umgab. Da huschte ein Eichhorn über die Strecke, und Thiel besann sich. Er mußte an den lieben Gott denken, ohne zu wissen, warum. „Der liebe Gott springt über den Weg, der liebe Gott springt über den Weg.“ Er wiederholte diesen Satz mehrmals, gleichsam um auf etwas zu kommen, das damit zusammenhing. Er unterbrach sich, ein Lichtschein fiel in sein Hirn: „Aber mein Gott, das ist ja Wahnsinn.“ Er vergaß alles und wandte sich gegen diesen neuen Feind. Er suchte Ordnung in seine Gedanken zu bringen, vergebens! Es war ein haltloses Streifen und Schweifen. Er ertappte sich auf den unsinnigsten Vorstellungen und schauderte zusammen im Bewußtsein seiner Machtlosigkeit.

Aus dem nahen Birkenwäldchen kam Kindergeschrei. Es war das Signal zur Raserei. Fast gegen seinen Willen mußte er darauf zueilen und fand das Kleine, um welches sich niemand mehr gekümmert hatte, weinend und strampelnd ohne Bettchen im Wagen liegen. Was wollte er tun? Was trieb ihn hierher? Ein wirbelnder Strom von Gefühlen und Gedanken verschlang diese Fragen.

„Der liebe Gott springt über den Weg“, jetzt wußte er, was das bedeuten wollte. „Tobias“ — sie hatte ihn gemordet — Lene — ihr war er anvertraut — „Stief-

mutter, Rabenmutter“, knirschte er, „und ihr Balg lebt.“ Ein roter Nebel umwölkte seine Sinne, zwei Kinderaugen durchdrangen ihn; er fühlte etwas Weiches, Fleischiges zwischen seinen Fingern. Gurgelnde und pfeifende Laute, untermischt mit heiseren Ausrufen, von denen er nicht wußte, wer sie ausstieß, trafen sein Ohr.

Da fiel etwas in sein Hirn wie Tropfen heißen Siegelacks, und es hob sich wie eine Starre von seinem Geist. Zum Bewußtsein kommend, hörte er den Nachhall der Meldeglocke durch die Luft zittern.

Mit eins begriff er, was er hatte tun wollen: seine Hand löste sich von der Kehle des Kindes, welches sich unter seinem Griffe wand. — Es rang nach Luft, dann begann es zu husten und zu schreien.

„Es lebt! Gott sei Dank, es lebt!“ Er ließ es liegen und eilte nach dem Übergange. Dunkler Qualm wälzte sich fernher über die Strecke, und der Wind drückte ihn zu Boden. Hinter sich vernahm er das Keuchen einer Maschine, welches wie das stoßweiße gequälte Atmen eines kranken Riesen klang.

Ein kaltes Zwieliht lag über der Gegend.

Nach einer Weile, als die Rauchwolken auseinander gingen, erkannte Thiel den Kieszug, der mit geleerten Loren zurückging und die Arbeiter mit sich führte, welche tagsüber auf der Strecke gearbeitet hatten.

Der Zug hatte eine reichbemessene Fahrzeit und durfte überall anhalten, um die hie und da noch beschäftigten Arbeiter aufzunehmen, andere hingegen abzusetzen. Ein gutes Stück vor Thiels Bude begann man zu bremsen. Ein lautes Quietschen, Schnarren, Rasseln und Klirren durchdrang weithin die Abendstille, bis der Zug unter einem einzigen, schrillen, langgedehnten Ton stillstand.

Etwa fünfzig Arbeiter und Arbeiterinnen waren in den Loren verteilt. Fast alle standen aufrecht, einige

unter den Männern mit entblößtem Kopfe. In ihrer aller Wesen lag eine rätselhafte Feierlichkeit. Als sie des Wärters ansichtig wurden, erhob sich ein Flüstern unter ihnen. Die Alten zogen die Tabakspfeifen zwischen den gelben Zähnen hervor und hielten sie respektvoll in den Händen. Hie und da wandte sich ein Frauenzimmer, um sich zu schneuzen. Der Zugführer stieg auf die Strecke herunter und trat auf Thiel zu. Die Arbeiter sahen, wie er ihm feierlich die Hand schüttelte, worauf Thiel mit langsamem, fast militärisch steifem Schritt auf den letzten Wagen zuschritt.

Keiner der Arbeiter wagte ihn anzureden, obgleich sie ihn alle kannten.

Aus dem letzten Wagen hob man soeben das kleine Tobiaschen.

Es war tot.

Lene folgte ihm; ihr Gesicht war bläulichweiß, braune Kreise lagen um ihre Augen.

Thiel würdigte sie keines Blickes; sie aber erschrak beim Anblick ihres Mannes. Seine Wangen waren hohl, Wimpern und Barthaare verklebt, der Scheitel, so schien es ihr, ergrauter als bisher. Die Spuren vertrockneter Tränen überall auf dem Gesicht; dazu ein unstetes Licht in seinen Augen, davor sie ein Grauen ankam.

Auch die Tragbahre hatte man wieder mitgebracht, um die Leiche transportieren zu können.

Eine Weile herrschte unheimliche Stille. Eine tiefe, entsetzliche Versonnenheit hatte sich Thiels bemächtigt. Es wurde dunkler. Ein Rudel Rehe setzte seitab auf den Bahndamm. Der Bock blieb stehen mitten zwischen den Geleisen. Er wandte seinen gelenken Hals neugierig herum, da pfiß die Maschine, und blitzartig verschwand er samt seiner Herde.

In dem Augenblick, als der Zug sich in Bewegung setzen wollte, brach Thiel zusammen.

Der Zug hielt abermals, und es entspann sich eine

Beratung über das, was nun zu tun sei. Man entschied sich dafür, die Leiche des Kindes einstweilen im Wärterhaus unterzubringen und statt ihrer den durch kein Mittel wieder ins Bewußtsein zu rufenden Wärter mittels der Bahre nach Hause zu bringen.

Und so geschah es. Zwei Männer trugen die Bahre mit dem Bewußtlosen, gefolgt von Lene, die, fortwährend schluchzend, mit tränenüberströmtem Gesicht den Kinderwagen mit dem Kleinsten durch den Sand stieß.

Wie eine riesige, purpurglühende Kugel lag der Mond zwischen den Kiefernstämmen am Waldesgrund. Je höher er rückte, um so kleiner schien er zu werden, um so mehr verblaßte er. Endlich hing er, einer Ampel vergleichbar, über dem Forst, durch alle Spalten und Lücken der Kronen einen matten Lichtdunst drängend, welcher die Gesichter der Dahinschreitenden leichenhaft anmalte.

Rüstig, aber vorsichtig schritt man vorwärts, jetzt durch enggedrängtes Jungholz, dann wieder an weiten, hochwaldumstandenen Schonungen entlang, darin sich das bleiche Licht wie in großen, dunklen Becken angesammelt hatte.

Der Bewußtlose röchelte von Zeit zu Zeit oder begann zu phantasieren. Mehrmals ballte er die Fäuste und versuchte mit geschlossenen Augen sich emporzurichten.

Es kostete Mühe, ihn über die Spree zu bringen; man mußte ein zweites Mal übersetzen, um die Frau und das Kind nachzuholen.

Als man die kleine Anhöhe des Ortes emporstieg, begegnete man einigen Einwohnern, welche die Botschaft des geschehenen Unglücks sofort verbreiteten.

Die ganze Kolonie kam auf die Beine.

Angesichts ihrer Bekannten brach Lene in erneutes Klagen aus.

Man beförderte den Kranken mühsam die schmale Stiege hinauf in seine Wohnung und brachte ihn

sobald zu Bett. Die Arbeiter kehrten sogleich um, um Tobiaschens Leiche nachzuholen.

Alte erfahrene Leute hatten kalte Umschläge an-geraten, und Lene befolgte ihre Weisung mit Eifer und Umsicht. Sie legte Handtücher in eiskaltes Brunnenwasser und erneuerte sie, sobald die brennende Stirn des Bewußtlosen sie durchhitzt hatte. Ängstlich beobachtete sie die Atemzüge des Kranken, welche ihr mit jeder Minute regelmäßiger zu werden schienen.

Die Aufregungen des Tages hatten sie doch stark mitgenommen, und sie beschloß, ein wenig zu schlafen, fand jedoch keine Ruhe. Gleichviel ob sie die Augen öffnete oder schloß, unaufhörlich zogen die Ereignisse der Vergangenheit daran vorüber. Das Kleine schlief, sie hatte sich entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit wenig darum bekümmert. Sie war überhaupt eine andere geworden. Nirgend eine Spur des früheren Trotzes. Ja, dieser kranke Mann mit dem farblosen, schweißglänzenden Gesicht regierte sie im Schlaf.

Eine Wolke verdeckte die Mondkugel, es wurde finster im Zimmer, und Lene hörte nur noch das schwere, aber gleichmäßige Atemholen ihres Mannes. Sie überlegte, ob sie Licht machen sollte. Es wurde ihr unheimlich im Dunkeln. Als sie aufstehen wollte, lag es ihr bleiern in allen Gliedern, die Lider fielen ihr zu, sie entschlief.

Nach Verlauf von einigen Stunden, als die Männer mit der Kindesleiche zurückkehrten, fanden sie die Haustüre weit offen. Verwundert über diesen Umstand, stiegen sie die Treppe hinauf, in die obere Wohnung, deren Tür ebenfalls weit geöffnet war.

Man rief mehrmals den Namen der Frau, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich strich man ein Schwefelholz an der Wand, und der aufzuckende Lichtschein enthüllte eine grauenvolle Verwüstung.

„Mord, Mord!“

Lene lag in ihrem Blut, das Gesicht unkenntlich, mit zerschlagener Hirnschale.

„Er hat seine Frau ermordet, er hat seine Frau ermordet!“

Kopflös lief man umher. Die Nachbarn kamen, einer stieß an die Wiege. „Heiliger Himmel!“ Und er fuhr zurück, bleich, mit entsetzensstarrm Blick. Da lag das Kind mit durchschnittenem Halse.

Der Wärter war verschwunden; die Nachforschungen, welche man noch in derselben Nacht anstellte, blieben erfolglos. Den Morgen darauf fand ihn der diensttuende Wärter zwischen den Bahngleisen und an der Stelle sitzend, wo Tobiaschen überfahren worden war.

Er hielt das braune Pudelmützchen im Arm und liebte es ununterbrochen wie etwas, das Leben hat.

Der Wärter richtete einige Fragen an ihn, bekam jedoch keine Antwort und bemerkte bald, daß er es mit einem Irrsinnigen zu tun habe.

Der Wärter am Block, davon in Kenntnis gesetzt, erbat telegraphisch Hilfe.

Nun versuchten mehrere Männer ihn durch gutes Zureden von den Geleisen fortzulocken; jedoch vergebens.

Der Schnellzug, der um diese Zeit passierte, mußte anhalten, und erst der Übermacht seines Personals gelang es, den Kranken, der alsbald furchtbar zu toben begann, mit Gewalt von der Strecke zu entfernen.

Man mußte ihm Hände und Füße binden, und der inzwischen requirierte Gendarm überwachte seinen Transport nach dem Berliner Untersuchungsgefängnisse, von wo aus er jedoch schon am ersten Tage nach der Irrenabteilung der Charité überführt wurde. Noch bei der Einlieferung hielt er das braune Mützchen in Händen und bewachte es mit eifersüchtiger Sorgfalt und Zärtlichkeit.

# VOR SONNENAUFGANG

## SOZIALES DRAMA

Geschrieben im Frühjahr 1889 in Erkner. Erstveröffentlichung  
im Sommer 1889 im Verlag C. F. Conrads Buchhandlung.  
Copyright 1925 by S. Fischer Verlag A.G. in Berlin

## DRAMATIS PERSONAE

KRAUSE, Bauerngutsbesitzer

FRAU KRAUSE, seine zweite Frau

HELENE }  
MARTHA } Krauses Töchter erster Ehe

HOFFMANN, Ingenieur, verheiratet mit Martha

WILHELM KAHL, Neffe der Frau Krause

FRAU SPILLER, Gesellschafterin der Frau Krause

ALFRED LOTH

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG

BEIBST, Arbeitsmann auf Krauses Gut

GUSTE }  
LIESE } Mägde auf Krauses Gut  
MARIE }

BAER, genannt Hopslabaer

EDUARD, Hoffmanns Diener

MIELE, Hausmädchen bei Frau Krause

DIE KUTSCHENFRAU

GOLISCH, genannt Gosch; Kuhjunge

EIN PAKETTRÄGER

## ERSTER AKT

*Das Zimmer ist niedrig; der Fußboden mit guten Teppichen belegt. Moderner Luxus auf bäuerliche Dürftigkeit gepfropft. An der Wand hinter dem Eßtisch ein Gemälde, darstellend einen vierspännigen Frachtwagen, von einem*

*Fuhrknecht in blauer Bluse geleitet.*

*Miele, eine robuste Bauernmagd mit rotem, etwas stumpfsinnigem Gesicht; sie öffnet die Mitteltür und läßt Alfred Loth eintreten. Loth ist mittelgroß, breitschultrig, untersetzt, in seinen Bewegungen bestimmt, doch ein wenig ungelenkt; er hat blondes Haar, blaue Augen und ein dünnes lichtblondes Schnurrbärtchen, sein ganzes Gesicht ist knochig und hat einen gleichmäßigen ernsten Ausdruck. Er ist ordentlich, jedoch nichts weniger als modern gekleidet. Sommerpaletot, Umhängetäschchen, Stock.*

MIELE. Bitte! Ich werde den Herrn Inschinnär gleich rufen. Wollen Sie nich Platz nehmen?!

*Die Glastür zum Wintergarten wird heftig aufgestoßen; ein Bauernweib, im Gesicht blaurot vor Wut, stürzt herein. Sie ist nicht viel besser als eine Waschfrau gekleidet. Nackte rote Arme, blauer Kattunrock und Mieder, rotes punktiertes Brusttuch. Alter Anfang Vierzig — Gesicht hart, sinnlich, böseartig. Die ganze Gestalt sonst gut konserviert.*

FRAU KRAUSE *schreit*. Ihr Madell!... Richtig!... Doas Loster vu Froovulk!... naus! mir gahn nischt!... Halb zu Miele, halb zu Loth: A koan orbeita, o hoot Oarme. naus! hier gibbt's nischt!

LOTH. Aber Frau... Sie werden doch... ich... ich heiße Loth, bin... wünsche zu... habe auch nicht die Ab...

MIELE. A wull ock a Herr Inschinnär sprechen.

FRAU KRAUSE. Beim Schwiegersuhne batteln: doas kenn mer schunn. — A hoot au nischt, a hoot's au ock

vu ins, nischt iis seine! *Die Thür rechts wird aufgemacht. Hoffmann steckt den Kopf heraus.*

HOFFMANN. Schwiegermama! — Ich muß doch bitten... *Er tritt heraus, wendet sich an Loth: Was steht zu... Alfred! Kerl! Wahrhaftig'n Gott, du!? Das ist aber mal... nein d a s is doch mal 'n Gedanke!*

*Hoffmann ist etwa dreiunddreißig Jahre alt, schlank, groß, hager. Er kleidet sich nach der neuesten Mode, ist elegant frisirt, trägt kostbare Ringe, Brillantknöpfe im Vorhemd und Berloques an der Uhrkette. Kopfhaar und Schnurrbart schwarz, der letztere sehr üppig, äußerst sorgfältig gepflegt. Gesicht spitz, vogelartig. Ausdruck verschwommen, Augen schwarz, lebhaft, zuweilen unruhig.*

LOTH. Ich bin nämlich ganz zufällig...

HOFFMANN, *aufgeregt.* Etwas Lieberes... nun aber zunächst leg ab! *Er versucht ihm das Umhängetäschchen abzunehmen.* — Etwas Lieberes und so Unerwartetes hätte mir jetzt — *er hat ihm Hut und Stock abgenommen und legt beides auf einen Stuhl neben der Thür* — hätte mir jetzt entschieden nicht passieren können, — *indem er zurückkommt* — entschieden nicht.

LOTH, *sich selbst das Täschchen abnehmend.* Ich bin nämlich — nur so per Zufall auf dich — *er legt das Täschchen auf den Tisch im Vordergrund.*

HOFFMANN. Setz dich! Du mußt müde sein, setz dich — bitte. Weißt de noch? wenn du mich besuchtest, da hatt'st du so 'ne Manier, dich lang auf das Sofa hinfallen zu lassen, daß die Federn krachten; mitunter sprangen sie nämlich auch. Also du, höre! mach's wie damals.

*Frau Krause hat ein sehr erstauntes Gesicht gemacht und sich dann zurückgezogen. Loth läßt sich auf einen der Sessel nieder, die rings um den Tisch im Vordergrunde stehn.*

HOFFMANN. Trinkst du was? Sag! — Bier? Wein? Kognak? Kaffee? Tee? Es ist alles im Hause.

*Helene kommt lesend aus dem Wintergarten; ihre große, ein wenig zu starke Gestalt, die Frisur ihres blonden, ganz ungewöhnlich reichen Haares, ihr Gesichtsausdruck, ihre moderne Kleidung, ihre Bewegungen, ihre ganze Erscheinung überhaupt verleugnen das Bauernmädchen nicht ganz.*

HELENE. Schwager, du könntest... *Sie entdeckt Loth und zieht sich schnell zurück.* Ach! ich bitte um Verzeihung. *Ab.*

HOFFMANN. Bleib doch, bleib!

LOTH. Deine Frau?

HOFFMANN. Nein, ihre Schwester. Hörtest du nicht, wie sie mich betitelte?

LOTH. Nein.

HOFFMANN. Hübsch! Wie? — Nu aber erklär dich! Kaffee? Tee? Grog?

LOTH. Danke, danke für alles.

HOFFMANN *präsentiert ihm Zigarren.* Aber das ist was für dich — nicht?!... auch nicht?!

LOTH. Nein, danke.

HOFFMANN. Beneidenswerte Bedürfnislosigkeit! *Er raucht sich selbst eine Zigarre an und spricht dabei:* Die A... Asche, wollte sagen der... der Tabak... ä! Rauch natürlich... der Rauch belästigt dich doch wohl nicht?

LOTH. Nein.

HOFFMANN. Wenn ich das nicht noch hätte... ach Gott ja, das bißchen Leben — Nu aber tu mir den Gefallen, erzähle was. — Zehn Jahre — bist übrigens kaum sehr verändert — zehn Jahre, 'n ekliger Fetzen Zeit — was macht Schn... Schnurz nannten wir ihn ja wohl? Fips, — die ganze heitere Blase von damals? Hast du den einen oder andern im Auge behalten?

LOTH. Sag mal, solltest du das nicht wissen?

HOFFMANN. Was?

LOTH. Daß er sich erschossen hat.

HOFFMANN. Wer — hat sich wieder mal erschossen?

LOTH. Fips! Friedrich Hildebrandt.

HOFFMANN. I warum nich gar!

LOTH. Ja! er hat sich erschossen — im Grunewald, an einer sehr schönen Stelle der Havelseeufer. Ich war dort, man hat den Blick auf Spandau.

HOFFMANN. Hm! — Hätt' ihm das nicht zugetraut, war doch sonst keine Heldennatur.

LOTH. Deswegen hat er sich eben erschossen. — Gewissenhaft war er, sehr gewissenhaft.

HOFFMANN. Gewissenhaft? Woso?

LOTH. Nun, darum eben... sonst hätte er sich wohl nicht erschossen.

HOFFMANN. Versteh' nicht recht.

LOTH. Na, die Farbe seiner politischen Anschauungen kennst du doch?

HOFFMANN. Ja, grün.

LOTH. Du kannst sie gern so nennen. Er war, dies wirst du ihm wohl lassen müssen, ein talentvoller Jung. — Fünf Jahre hat er als Stukkateur arbeiten müssen, andere fünf Jahre dann, sozusagen, auf eigene Faust durchgehungert und dazu kleine Statuetten modelliert.

HOFFMANN. Abstoßendes Zeug. Ich will von der Kunst erheitert sein... Neel diese Sorte Kunst war durchaus nicht mein Geschmack.

LOTH. Meiner war es auch nicht, aber er hatte sich nun doch einmal drauf versteift. Voriges Frühjahr schrieben sie da ein Denkmal aus; irgendein Duodezfürstchen, glaub' ich, sollte verewigt werden. Fips hatte sich beteiligt und gewonnen; kurz darauf schoß er sich tot.

HOFFMANN. Wo da die Gewissenhaftigkeit stecken soll, ist mir völlig schleierhaft. — Für so was habe ich nur eine Benennung: Span — auch Wurm — Spleen — so was.

LOTH. Das ist ja das allgemeine Urteil.

HOFFMANN. Tut mir leid, kann aber nicht umhin mich ihm anzuschließen.

LOTH. Es ist ja für ihn auch ganz gleichgültig, was..

HOFFMANN. Ach überhaupt, lassen wir das. Ich bedauere ihn im Grunde ganz ebenso sehr wie du, aber — nun ist er doch einmal tot, der gute Kerl; — erzähle mir lieber etwas von dir, was du getrieben hast, wie's dir ergangen ist.

LOTH. Es ist mir so ergangen, wie ich's erwarten mußte. — Hast du gar nichts von mir gehört? — durch die Zeitungen, mein' ich.

HOFFMANN, *ein wenig befangen*. Wüßte nicht.

LOTH. Nichts von der Leipziger Geschichte?

HOFFMANN. Ach so, das! — Ja! — Ich glaube... nichts Genaueres.

LOTH. Also, die Sache war folgende...

HOFFMANN, *seine Hand auf Loths Arm legend*. Ehe du anfängst — willst du denn gar nichts zu dir nehmen?

LOTH. Später vielleicht.

HOFFMANN. Auch nicht ein Gläschen Kognak?

LOTH. Nein. Das am allerwenigsten.

HOFFMANN. Nun, dann werde ich ein Gläschen... Nichts besser für den Magen. *Holt Flasche und zwei Gläschen vom Büfett, setzt alles auf den Tisch vor Loth*. Grand Champagne, feinste Nummer; ich kann ihn empfehlen. — Möchtest du nicht...?

LOTH. Danke.

HOFFMANN *kippt das Gläschen in den Mund*. Oah! — na, nu bin ich ganz Ohr.

LOTH. Kurz und gut: da bin ich eben sehr stark hineingefallen.

HOFFMANN. Mit zwei Jahren, glaub' ich?!

LOTH. Ganz recht! Du scheinst es ja doch also zu wissen. Zwei Jahre Gefängnis bekam ich, und nach dem haben sie mich noch von der Universität relegiert.

Damals war ich — einundzwanzig. — Nun! in diesen zwei Gefängnisjahren habe ich mein erstes volkswirtschaftliches Buch geschrieben. Daß es gerade ein Vergnügen gewesen, zu brummen, müßte ich allerdings lügen.

HOFFMANN. Wie man doch einmal so sein konnte! Merkwürdig! So was hat man sich nun allen Ernstes in den Kopf gesetzt. Bare Kindereien sind es gewesen, kann mir nicht helfen, du! — nach Amerika auswandern, 'n Dutzend Gelbschnäbel wie wir! — wir und Musterstaat gründen! Köstliche Vorstellung!

LOTH. Kindereien?! — tjaa! In gewisser Beziehung sind es auch wirklich Kindereien gewesen! Wir unterschätzten die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens.

HOFFMANN. Und daß du nun wirklich hinausgingst — nach Amerika — allen Ernstes mit leeren Händen... Denk doch mal an, was es heißt, Grund und Boden für einen Musterstaat mit leeren Händen erwerben zu wollen: das ist ja beinahe ver... jedenfalls ist es einzig naiv.

LOTH. Ach, gerade mit dem Ergebnis meiner Amerikafahrt bin ich ganz zufrieden.

HOFFMANN, *laut auflachend*. Kaltwasserkur, vorzügliche Resultate, wenn du es so meinst...

LOTH. Kann sein, ich bin etwas abgekühlt worden; damit ist mir aber gar nichts Besonderes geschehen. Jeder Mensch macht seinen Abkühlungsprozeß durch. Ich bin jedoch weit davon entfernt, den Wert der... nun, sagen wir hitzigen Zeit zu verkennen. Sie war auch gar nicht so furchtbar naiv, wie du sie hinstellst.

HOFFMANN. Na, ich weiß nicht?!

LOTH. Du brauchst nur an die Durchschnittskindereien unserer Tage denken: das Couleurwesen auf den Universitäten, das Saufen, das Pauken. Warum all der Lärm? Wie Fips zu sagen pflegte: um Hekuba! —

Um Hekuba drehte es sich bei uns doch wohl nicht; wir hatten die allerhöchsten menschheitlichen Ziele im Auge. Und abgesehen davon, diese naive Zeit hat bei mir gründlich mit Vorurteilen aufgeräumt. Ich bin mit der Scheinreligion und Scheinmoral und mit noch manchem andern...

HOFFMANN. Das kann ich dir ja auch ohne weiteres zugeben. Wenn ich jetzt doch immerhin ein vorurteilsloser, aufgeklärter Mensch bin, dann verdanke ich das, wie ich gar nicht leugne, den Tagen unseres Umgangs. — Natürlicherweise! — Ich bin der letzte, das zu leugnen. — Ich bin überhaupt in keiner Beziehung Unmensch. Nur muß man nicht mit dem Kopfe durch die Wand rennen wollen. — Man muß nicht die Übel, an denen die gegenwärtige Generation, leider Gottes, krankt, durch noch größere verdrängen wollen; man muß — alles ruhig seinen natürlichen Gang gehen lassen. Was kommen soll, kommt! Praktisch, praktisch muß man verfahren! Erwinnere dich! Ich habe das früher gerade so betont, und dieser Grundsatz hat sich bezahlt gemacht. — Das ist es ja eben. Ihr alle — du mit eingerechnet! — ihr verfährt höchst unpraktisch.

LOTH. Erklär mir eben mal, wie du das meinst.

HOFFMANN. Einfach! Ihr nützt eure Fähigkeiten nicht aus. Zum Beispiel du: 'n Kerl wie du, mit Kenntnissen, Energie etcetera, was hätte dir nicht offengestanden! Statt dessen, was machst du? Kompromittierst dich von vornherein derart... na, Hand aufs Herz! Hast du das nicht manchmal bereut?

LOTH. Ich konnte nicht gut bereuen, weil ich ohne Schuld verurteilt worden bin.

HOFFMANN. Kann ich ja nicht beurteilen, weißt du.

LOTH. Du wirst das gleich können, wenn ich dir sage: die Anklageschrift führte aus, ich hätte unseren Verein Vancouver-Insel nur zum Zwecke parteilicher Agitation ins Leben gerufen; dann sollte ich auch Geld

zu Parteizwecken gesammelt haben. Du weißt ja nun, daß es uns mit unseren kolonialen Bestrebungen ernst war, und was das Geldsammeln anlangt, so hast du ja selbst gesagt, daß wir alle miteinander leere Hände hatten. Die Anklage enthält also kein wahres Wort, und als Mitglied solltest du das doch...

HOFFMANN. Na — Mitglied war ich doch wohl eigentlich nicht so recht. — Übrigens glaube ich dir selbstredend. — Die Richter sind halt immer nur Menschen, muß man nehmen. — Jedenfalls hättest du, um praktisch zu handeln, auch den Schein meiden müssen. Überhaupt: ich habe mich in der Folge manchmal baß gewundert über dich: Redakteur der Arbeiterkanzle, des obskursten aller Käseblättchen — Reichstagskandidat des süßen Pöbels! Und was hast du nu davon? — versteh mich nicht falsch! Ich bin der letzte, der es an Mitleid mit dem armen Volke fehlen läßt, aber wenn etwas geschieht, dann mag es von oben herab geschehen! Es muß sogar von oben herab geschehen, das Volk weiß nun mal nicht, was ihm not tut — das Von-unten-herauf, siehst du, das eben nenne ich das Mit-dem-Kopf-durch-die-Wand-rennen.

LOTH. Ich bin aus dem, was du eben gesagt hast, nicht klug geworden.

HOFFMANN. Na, ich meine eben, sieh mich an! Ich habe die Hände frei: ich könnte nu schon anfangen, was für die Ideale zu tun. — Ich kann wohl sagen, mein praktisches Programm ist nahezu durchgeführt. Aber ihr... immer mit leeren Händen, was wollt denn ihr machen?

LOTH. Ja, wie man so hört: du segelst stark auf Bleichröder zu.

HOFFMANN, *geschmeichelt*. Zu viel Ehre — vorläufig noch. Wer sagt das? — Man arbeitet eben seinen soliden Stiefel fort. Das belohnt sich naturgemäß — wer sagt das übrigens?

LOTH. Ich hörte darüber in Jauer zwei Herren am Nebentisch reden.

HOFFMANN. Ä! du! — Ich habe Feinde! — Was sagten die denn übrigens?

LOTH. Nichts Besonderes. Durch sie erfuhr ich, daß du dich zurzeit eben hier auf das Gut deiner Schwiegereltern zurückgezogen hast.

HOFFMANN. Was die Menschen nicht alles auschnüffeln! Lieber Freund! Du glaubst nicht, wie ein Mann in meiner Stellung auf Schritt und Tritt beobachtet wird. Das ist ja auch so 'n Übelstand des Reich... — Die Sache ist nämlich die: ich erwarte der größeren Ruhe und gesünderen Luft wegen die Niederkunft meiner Frau hier.

LOTH. Wie paßt denn das aber mit dem Arzt? Ein guter Arzt ist doch in solchen Fällen von allergrößter Wichtigkeit. Und hier auf dem Dorfe...

HOFFMANN. Das ist es eben, der Arzt hier ist ganz besonders tüchtig; und, weißt du, so viel habe ich bereits weg: Gewissenhaftigkeit geht beim Arzt über Genie.

LOTH. Vielleicht ist sie eine Begleiterscheinung des Genies im Arzt.

HOFFMANN. Mein'twegen, jedenfalls hat unser Arzt Gewissen. Er ist nämlich auch so'n Stück Ideologe, halb und halb unser Schlag — reüssiert schauderhaft unter Bergleuten und auch unter dem Bauernvolk. Man vergöttert ihn geradezu. Zuzeiten übrigens 'n recht unverdaulicher Patron, 'n Mischmasch von Härte und Sentimentalität. Aber, wie gesagt, Gewissenhaftigkeit weiß ich zu schätzen! — Unbedingt! — Eh ich's vergesse... es ist mir nämlich darum zu tun... man muß immer wissen, wessen man sich zu versehen hat... Höre!... sage mir doch... ich seh' dir's an, die Herren am Nebentische haben nichts Gutes über mich gesprochen. — Sag mir doch, bitte, was sie gesprochen haben.

LOTH. Das sollte ich wohl nicht tun, denn ich will

dich nachher um zweihundert Mark bitten, geradezu bitten, denn ich werde sie dir wohl kaum je wiedergeben können.

HOFFMANN *zieht ein Scheckbuch aus der Brusttasche, füllt einen Scheck aus, übergibt ihn Loth.* Bei irgend-einer Reichsbankfiliale... Es ist mir 'n Vergnügen...

LOTH. Deine Fixigkeit übertrifft alle meine Erwartungen. — Na! — ich nehm' es dankbar an, und du weißt ja: übel angewandt ist es auch nicht.

HOFFMANN, *mit Anflug von Pathos.* Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert! — Doch jetzt, Loth, sei so gut, sag mir, was die Herren am Nebentisch...

LOTH. Sie haben wohl Unsinn gesprochen.

HOFFMANN. Sag mir's trotzdem, bitte! — Es ist mir lediglich interessant, lediglich interessant —

LOTH. Es war davon die Rede, daß du hier einen andern aus der Position verdrängt hättest, — einen Bauunternehmer Müller.

HOFFMANN. Natürlich! diese Geschichte!

LOTH. Ich glaube, der Mann sollte mit deiner jetzigen Frau verlobt gewesen sein.

HOFFMANN. War er auch. — Und was weiter?

LOTH. Ich erzähle dir alles, wie ich es hörte, weil ich annehme: es kommt dir darauf an, die Verleumdung möglichst getreu kennenzulernen.

HOFFMANN. Ganz recht! Also?

LOTH. Soviel ich heraushörte, soll dieser Müller den Bau einer Strecke der hiesigen Gebirgsbahn übernommen haben.

HOFFMANN. Ja! Mit lumpigen zehntausend Talern Vermögen. Als er einsah, daß dieses Geld nicht zu-reichte, wollte er schnell eine Witzdorfer Bauerntochter fischen; meine jetzige Frau sollte diejenige sein, welche.

LOTH. Er hätte es, sagten sie, mit der Tochter, du mit dem Alten gemacht. — Dann hat er sich ja wohl

erschossen?! — Auch seine Strecke hättest du zu Ende gebaut und noch sehr viel Geld dabei verdient.

HOFFMANN. Darin ist einiges Wahre enthalten, doch — ich könnte dir eine Verknüpfung der Tatsachen geben... Wußten sie am Ende noch mehr dergleichen erbauliche Dinge?

LOTH. Ganz besonders — muß ich dir sagen — regten sie sich über etwas auf: sie rechneten sich vor, welch ein enormes Geschäft in Kohlen du jetzt machtest, und nannten dich einen... na, schmeichelhaft war es eben nicht für dich. Kurz gesagt, sie erzählten, du hättest die hiesigen dummen Bauern beim Champagner überredet, einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem dir der alleinige Verschleiß aller in ihren Gruben geförderten Kohle übertragen worden ist gegen eine Pachtsumme, die fabelhaft gering sein sollte.

HOFFMANN, *sichtlich peinlich berührt, steht auf*. Ich will dir was sagen, Loth... Ach, warum auch noch darin rühren? Ich schlage vor, wir denken ans Abendbrot, mein Hunger ist mörderisch. — Mörderischen Hunger habe ich.

*Er drückt auf den Knopf einer elektrischen Leitung, deren Draht in Form einer grünen Schnur auf das Sofa herunterhängt; man hört das Läuten einer elektrischen Klingel.*

LOTH. Nun, wenn du mich hier behalten willst — dann sei so gut ... ich möchte mich eben 'n bißchen säubern.

HOFFMANN. Gleich sollst du alles Nötige... *Eduard tritt ein, Diener in Livree*. Eduard! führen Sie den Herrn ins Gastzimmer.

EDUARD. Sehr wohl, gnädiger Herr.

HOFFMANN, *Loth die Hand drückend*. In spätestens fünfzehn Minuten möchte ich dich bitten, zum Essen herunterzukommen.

LOTH. Übrig Zeit. Also Wiedersehen!!

HOFFMANN. Wiedersehen!

*Eduard öffnet die Thür und läßt Loth vorangehen. Beide ab. Hoffmann kratzt sich den Hinterkopf, blickt nachdenklich auf den Fußboden, geht dann auf die Thür rechts zu, deren Klinke er bereits gefaßt hat, als Helene, die hastig durch die Glastür eingetreten ist, ihn anruft.*

HELENE. Schwager! Wer war das?

HOFFMANN. Das war einer von meinen Gymnasialfreunden, der älteste sogar, Alfred Loth.

HELENE, *schnell*. Ist er schon wieder fort?

HOFFMANN. Nein! Er wird mit uns zu Abend essen. — Womöglich... ja, womöglich auch hier übernachten.

HELENE. O Jeses! Da komme ich nicht zum Abendessen.

HOFFMANN. Aber Helene!

HELENE. Was brauche ich auch unter gebildete Menschen zu kommen! Ich will nur ruhig weiter verbauern.

HOFFMANN. Ach, immer diese Schrullen! Du wirst mir sogar den großen Dienst erweisen und die Anordnungen für den Abendtisch treffen. Sei so gut! — Wir machen's 'n bißchen feierlich. Ich vermute nämlich, er führt irgend was im Schilde.

HELENE. Was meinst du, im Schilde führen?

HOFFMANN. Maulwurfsarbeit — wühlen, wühlen. — Davon verstehst du nun freilich nichts. — Kann mich übrigens täuschen, denn ich habe bis jetzt vermieden, auf diesen Gegenstand zu kommen. Jedenfalls mach alles recht einladend, auf diese Weise ist den Leuten noch am leichtesten... Champagner natürlich! Die Hummern von Hamburg sind angekommen?

HELENE. Ich glaube, sie sind heute früh angekommen.

HOFFMANN. Also Hummern! *Es klopft sehr stark.* Herein!

POSTPAKETTRÄGER, *eine Kiste unterm Arm; eintretend, spricht er in singendem Ton.* Eine Kiste.

HELENE. Von wo?

PAKETTRÄGER. Berlin.

HOFFMANN. Richtig! Es werden die Kindersachen von Hertzog sein. *Er besieht das Paket und nimmt den Abschnitt.* Ja, ja, es sind die Sachen von Hertzog.

HELENE. Diese Kiste voll? Du übertreibst.

HOFFMANN *lohnt den Paketträger ab.*

PAKETTRÄGER, *ebenso halb singend.* Schön gu'n Abend. *Ab.*

HOFFMANN. Wieso übertreiben?

HELENE. Nun, hiermit kann man doch wenigstens drei Kinder ausstatten.

HOFFMANN. Bist du mit meiner Frau spazierengegangen?

HELENE. Was soll ich machen, wenn sie immer gleich müde wird?

HOFFMANN. Ach was, immer gleich müde. — Sie macht mich unglücklich! Ein und eine halbe Stunde... sie soll doch um Gottes willen tun, was der Arzt sagt. Zu was hat man denn den Arzt, wenn...

HELENE. Dann greife du ein, schaff die Spillern fort! Was soll ich gegen so 'n altes Weib machen, die ihr immer nach dem Munde geht!

HOFFMANN. Was denn?... ich als Mann... was soll ich als Mann?... und außerdem, du kennst doch die Schwiegermama.

HELENE, *bitter.* Allerdings.

HOFFMANN. Wo ist sie denn jetzt?

HELENE. Die Spillern stutzt sie heraus, seit Herr Loth hier ist; sie wird wahrscheinlich zum Abendbrot wieder ihr Rad schlagen.

HOFFMANN, *schon wieder in eigenen Gedanken, macht einen Gang durchs Zimmer; heftig.* Es ist das letzte Mal, auf Ehre, daß ich so etwas hier in diesem Hause abwarte. Auf Ehre!

HELENE. Ja, du hast es eben gut, du kannst gehen, wohin du willst.

HOFFMANN. Bei mir zu Hause wäre der unglückliche Rückfall in dies schauerhafte Laster auch sicher nicht vorgekommen.

HELENE. Mich mache dafür nicht verantwortlich! Von mir hat sie den Branntwein nicht bekommen. Schaff du nur die Spillern fort. Ich sollte bloß 'n Mann sein!

HOFFMANN, *seufzend*. Ach, wenn es nur erst wieder vorüber wär'! — *In der Thür rechts*. Also Schwägerin, du tust mir den Gefallen: einen recht appetitlichen Abendtisch! Ich erledige schnell noch eine Kleinigkeit.

HELENE *drückt auf den Klingelknopf*. Miele kommt. Miele, decken Sie den Tisch! Eduard soll Sekt kalt stellen und vier Dutzend Austern öffnen.

MIELE, *unterdrückt, batzig*. Sie kinn'n 's 'm salber sagen, a nimmt nischt oa vu mir, a meent immer: a wär ock beim Inschinnär gemit't.

HELENE. Dann schick ihn wenigstens rein. *Miele ab. Helene tritt vor den Spiegel, ordnet dies und das an ihrer Toilette; währenddes tritt Eduard ein.*

*Helene, immer noch vor dem Spiegel*: Eduard, stellen Sie Sekt kalt, und öffnen Sie Austern! Herr Hoffmann hat es befohlen.

EDUARD. Sehr wohl, Fräulein. *Eduard ab. Gleich darauf klopft es an die Mitteltür.*

HELENE *fährt zusammen*. Großer Gott! — *Zaghaft*: Herein! — *lauter und fester*: herein!

LOTH *tritt ein ohne Verbeugung*. Ach, um Verzeihung! — ich wollte nicht stören, — mein Name ist Loth. *Helene verbeugt sich tanzstundenmäßig.*

Stimme HOFFMANNS *durch die geschlossene Zimmertür*. Kinder! keine Umstände! — Ich komme gleich heraus. Loth! es ist meine Schwägerin Helene Krause! Und Schwägerin! es ist mein Freund Alfred Loth! Betrachtet euch als vorgestellt.

HELENE. Nein, über dich aber auch!

LOTH. Ich nehme es ihm nicht übel, Fräulein! Bin selbst, wie man mir sehr oft gesagt hat, in Sachen des guten Tons ein halber Barbar. — Aber wenn ich Sie gestört habe, so...

HELENE. Bitte, — Sie haben mich gar nicht gestört, — durchaus nicht. *Befangenheitspause, hierauf.* Es ist... es ist schön von Ihnen, daß — Sie meinen Schwager aufgesucht haben. Er beklagt sich immer, von... er bedauert immer, von seinen Jugendfreunden so ganz vergessen zu sein.

LOTH. Ja, es hat sich zufällig so getroffen. — Ich war immer in Berlin und daherum — wußte eigentlich nicht, wo Hoffmann steckte. Seit meiner Breslauer Studienzeit war ich nicht mehr in Schlesien.

HELENE. Also nur so zufällig sind Sie auf ihn gestoßen?

LOTH. Nur ganz zufällig — und zwar gerade an dem Ort, wo ich meine Studien zu machen habe.

HELENE. Ach, Spaß! — Witzdorf und Studien machen, nicht möglich! in diesem armseligen Neste?!

LOTH. Armselig nennen Sie es? — Aber es liegt doch hier ein ganz außergewöhnlicher Reichtum.

HELENE. Ja doch! in der Hinsicht...

LOTH. Ich habe nur immer gestaunt. Ich kann Sie versichern, solche Bauernhöfe gibt es nirgendwo anders; da guckt ja der Überfluß wirklich aus Türen und Fenstern.

HELENE. Da haben Sie recht. In mehr als einem Stalle hier fressen Kühe und Pferde aus marmornen Krippen und neusilbernen Raufen! Das hat die Kohle gemacht, die unter unseren Feldern gemutet worden ist, die hat die armen Bauern im Handumdrehen steinreich gemacht. *Sie weist auf das Bild an der Hinterwand.* Sehen Sie da — mein Großvater war Frachtfuhrmann: das Gütchen gehörte ihm, aber der geringe Boden ernährte ihn nicht, da mußte er Führen machen.—

Das dort ist er selbst in der blauen Bluse — man trug damals noch solche blaue Blusen. — Auch mein Vater als junger Mensch ist darin gegangen. — Nein! — so meinte ich es nicht — mit dem „armselig“; nur ist es so öde hier. So... gar nichts für den Geist gibt es. Zum Sterben langweilig ist es.

*Miele und Eduard, ab- und zugehend, decken den Tisch rechts im Hintergrunde.*

LOTH. Gibt es denn nicht zuweilen Bälle oder Kränzchen?

HELENE. Nicht mal das gibt es. Die Bauern spielen, jagen, trinken... was sieht man den ganzen Tag? *Sie ist vor das Fenster getreten und weist mit der Hand hinaus.* Hauptsächlich solche Gestalten.

LOTH. Hm! Bergleute.

HELENE. Welche gehen zur Grube, welche kommen von der Grube: das hört nicht auf. — Wenigstens ich sehe immer Bergleute. Denken Sie, daß ich alleine auf die Straße mag? Höchstens auf die Felder, durch das Hintertor. Es ist ein zu rohes Pack! — Und wie sie einen immer anglotzen, so schrecklich finster — als ob man geradezu was verbrochen hätte. — —

Im Winter, wenn wir so manchmal Schlitten gefahren sind, und sie kommen dann in der Dunkelheit in großen Trupps über die Berge, im Schneegestöber, und sie sollen ausweichen, da gehen sie vor den Pferden her und weichen nicht aus. Da nehmen die Bauern manchmal den Peitschenstiel, anders kommen sie nicht durch. Ach, und dann schimpfen sie hinterher. Hu! ich habe mich manchmal so entsetzlich geängstigt.

LOTH. Und nun denken Sie an: gerade um dieser Menschen willen, vor denen Sie sich so sehr fürchten, bin ich hierher gekommen.

HELENE. Nein, aber...

LOTH. Ganz im Ernst, sie interessieren mich hier mehr als alles andere.

HELENE. Niemand ausgenommen?

LOTH. Nein.

HELENE. Auch mein Schwager nicht ausgenommen?

LOTH. Nein! — Das Interesse für diese Menschen ist ein ganz anderes — höheres... verzeihen Sie, Fräulein! Sie können das am Ende doch wohl nicht verstehen.

HELENE. Wieso nicht? Ich verstehe Sie sehr gut, Sie... *Sie läßt einen Brief aus der Tasche gleiten, Loth bückt sich danach.* Ach, lassen Sie... es ist nicht wichtig, nur eine gleichgültige Pensionskorrespondenz.

LOTH. Sie sind in Pension gewesen?

HELENE. Ja, in Herrnhut. Sie müssen nicht denken, daß ich... nein, nein, ich verstehe Sie schon.

LOTH. Ich meine, die Arbeiter interessieren mich um ihrer selbst willen.

HELENE. Ja, freilich, — es ist ja sehr interessant... so ein Bergmann... wenn man's so nehmen will... es gibt ja Gegenden, wo man gar keine findet, aber wenn man sie so täglich...

LOTH. Auch wenn man sie täglich sieht, Fräulein... Man muß sie sogar täglich sehen, um das Interessante an ihnen herauszufinden.

HELENE. Nun, wenn es so schwer herauszufinden... was ist es denn dann? das Interessante, mein' ich.

LOTH. Es ist zum Beispiel interessant, daß diese Menschen, wie sie sagen, immer so gehässig oder finster blicken.

HELENE. Wieso meinen Sie, daß das besonders interessant ist?

LOTH. Weil es nicht das gewöhnliche ist. Wir ändern pflegen doch nur zeitweilig und keineswegs immer so zu blicken.

HELENE. Ja, weshalb blicken sie denn nur immer so... so gehässig, so mürrisch? Es muß doch einen Grund haben.

LOTH. Ganz recht! und den möchte ich gern herausfinden.

HELENE. Ach, Sie sind! Sie lügen mir was vor. Was hätten Sie denn davon, wenn Sie das auch wüßten?

LOTH. Man könnte vielleicht Mittel finden, den Grund, warum diese Leute immer so freudlos und gehässig sein müssen, wegzuräumen; — man könnte sie vielleicht glücklicher machen.

HELENE, *ein wenig verwirrt*. Ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß... aber gerade jetzt verstehe ich Sie doch vielleicht ein ganz klein wenig. — Es ist mir nur... nur so ganz neu, so ganz — neu!

HOFFMANN, *durch die Thür rechts eintretend*. *Er hat eine Anzahl Briefe in der Hand*. So! da bin ich wieder. — Eduard! daß die Briefe noch vor acht auf der Post sind! *Er händigt dem Diener die Briefe ein; der Diener ab*. So, Kinder! jetzt können wir speisen. — Unerlaubte Hitze hier! September und solche Hitzel! *Er hebt den Champagner aus dem Eiskübel*. Veuve Cliquot: Eduard kennt meine stille Liebe. *Zu Loth gewendet*: Habt ja furchtbar eifrig disputiert. *Tritt an den fertig gedeckten, mit Delikatessen überladenen Abendtisch, reibt sich die Hände*. Na! das sieht ja recht gut aus! *Mit einem verschmitzten Blick zu Loth hinüber*: Meinst du nicht auch? — Übrigens, Schwägerin! wir bekommen Besuch: Kahl Wilhelm. Er war auf dem Hof.

HELENE *macht eine ungezogene Gebärde*.

HOFFMANN. Aber Beste! Du tust fast, als ob ich ihn... was kann denn ich dafür? Hab' ich ihn etwa gerufen? *Man hört schwere Tritte draußen im Hausflur*. Ach! das Unheil schreitet schnelle.

*Kahl tritt ein, ohne vorher angeklopft zu haben*. *Er ist ein vierundzwanzigjähriger plumper Bauernbursch, dem man es ansieht, daß er, soweit möglich, gern den feinen, noch mehr aber den reichen Mann herausstecken möchte*. *Seine Gesichtszüge sind grob, der Gesichtsausdruck vor-*

wiegend dumm-pfiffig. Er ist bekleidet mit einem grünen Jackett, bunter Samtweste, dunklen Beinkleidern und Glanzlack-Schaftstiefeln. Als Kopfbedeckung dient ihm ein grüner Jägerhut mit Spielhahnfeder. Das Jackett hat Hirschhornknöpfe, an der Uhrkette Hirschzähne etc.  
Stottert.

KAHL. Gun'n Abend minander! Er erblickt Loth, wird sehr verlegen und macht stillstehend eine ziemlich klägliche Figur.

HOFFMANN tritt zu ihm und reicht ihm die Hand, aufmunternd. Guten Abend, Herr Kahl!

HELENE unfreundlich. Guten Abend.

KAHL geht mit schweren Schritten quer durch das ganze Zimmer auf Helene zu und gibt ihr die Hand. 'n Abend och, Lene.

HOFFMANN zu Loth. Ich stelle dir hiermit Herrn Kahl vor, unseren Nachbarssohn.

KAHL grinst und dreht den Hut. Verlegenheitsstille.

HOFFMANN. Zu Tisch, Kinder! Fehlt noch jemand? Ach, die Schwiegermama. Miele! bitten Sie Frau Krause zu Tisch.

Miele ab durch die Mitteltür.

MIELE, draußen im Hausflur schreiend. Frau!! — Frau!! Assa kumma! Sie sill'n assa kumma!  
Helene und Hoffmann blicken einander an und lachen verständnisinnig, dann blicken sie vereint auf Loth.

HOFFMANN, zu Loth. Ländlich, sittlich!  
Frau Krause erscheint, furchtbar aufgedonnert. Seide und kostbarer Schmuck. Haltung und Kleidung verraten Hoffart, Dummstolz, unsinnige Eitelkeit.

HOFFMANN. Ah! da ist Mama! — Du gestattest, daß ich dir meinen Freund Doktor Loth vorstelle.

FRAU KRAUSE macht einen undefinierbaren Knicks. Ich bin so frei! Nach einer kleinen Pause. Nein aber auch, Herr Doktor, nahmen Sie mir's och bei Leibe nicht ibel! Ich muß mich zuerscht muß ich mich vor

Ihn vertefentieren, — sie spricht je länger, um so schneller — vertefentieren wegen meiner vorhinigten Benehmigung. Wissen Se, verstihn Se, es komm ein der Drehe bei uns eine so ane großmächtige Menge Stremer. . . Se kinn's ni gleba, ma hoot mit dan Battel-vulke seine liebe Not. A su enner, dar maust akrat wie a Ilster. Uf da Pfennig kimmt's ins ne ernt oa, ne ock ne, ma braucht a ni dreimol rimzudrehn, au ken'n Toaler nich, ebb ma'n ausgibbt. De Krausa-Ludwig'n, die iis geizig, schlimmer wie a Homster egelganz, di ginnt ke'm Luder nischt. Ihrer is gesturba aus Arjer, weil a lumpigte zwetausend ei Brassel verloern hoot. Ne, ne! a su sein mir dorchaus nicht. Sahn Se, doas Buffett kust't mich zweehundert Toaler, a Transport ni gerechent; na, d'r Beron Klinkow koan's au ne andersch honn.

*Frau Spiller ist kurz nach Frau Krause ebenfalls eingetreten. Sie ist klein, schief und mit den zurückgelegten Sachen der Frau Krause herausgestutzt. Während Frau Krause spricht, hält sie mit einer gewissen Andacht die Augen zu ihr aufgeschlagen. Sie ist etwa fünfundfünfzig Jahre alt; ihr Ausatmen geschieht jedesmal mit einem leisen Stöhnen, das auch, wenn sie redet, regelmäßig wie „m“ hörbar wird.*

FRAU SPILLER, mit unterwürfigem, wehmütig geziertem moll-Ton, sehr leise. Der Baron Klinkow haben genau dasselbe Buffet—m—.

HELENE, zu Frau Krause. Mama! wollen wir uns nicht erst setzen, dann. . .

FRAU KRAUSE wendet sich blitzschnell und trifft Helene mit einem vernichtenden Blick; kurz und herrisch. Schickt sich doas?

*Frau Krause, im Begriff sich zu setzen, erinnert sich, daß das Tischgebet noch nicht gesprochen ist, und faltet mechanisch, doch ohne ihrer Bosheit im übrigen Herr zu sein, die Hände.*

FRAU SPILLER *spricht das Tischgebet.*

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast.

Segne, was du uns bescheret hast.

Amen.

*Alle setzen sich mit Geräusch. Mit dem Zulangen und Zureichen, das einige Zeit in Anspruch nimmt, kommt man über die peinliche Situation hinweg.*

HOFFMANN, *zu Loth.* Lieber Freund, du bedienst dich wohl?! Austern?

LOTH. Nun, will probieren. Es sind die ersten Austern, die ich esse.

FRAU KRAUSE *hat soeben eine Auster geschlürft. Mit vollem Mund.* In dar Saisong, mein'n Se woll?

LOTH. Ich meine überhaupt.

*Frau Krause und Frau Spiller wechseln Blicke.*

HOFFMANN, *zu Kahl, der eine Zitrone mit den Zähnen auspreßt.* Zwei Tage nicht gesehen, Herr Kahl! Tüchtig Mäuse gejagt in der Zeit?

KAHL. N..n..nee!

HOFFMANN, *zu Loth.* Herr Kahl ist nämlich ein leidenschaftlicher Jäger.

KAHL. D..d..die M..mm..maus, das ist 'n in... in.. infantes Am..am..amfff..fibium.

HELENE *platzt heraus.* Zu lächerlich ist das; alles schießt er tot, Zahmes und Wildes.

KAHL. N..nächten hab ich d..d..die alte Szss..sau vu ins t..tot g..g..geschossen.

LOTH. Da ist wohl Schießen Ihre Hauptbeschäftigung?

FRAU KRAUSE. Herr Kahl tut's ock bloßig zum Prifatvergnigen.

FRAU SPILLER. Wald, Wild, Weib pflegten Seine Exellenz der Herr Minister von Schadendorf oftmals zu sagen.

KAHL. I..i..überm..m..murne hab'n mer T..t..tau..t..taubenschießen.

LOTH. Was ist denn das: Taubenschießen?

HELENE. Ach, ich kann so was nicht leiden; es ist doch nichts als eine recht unbarmherzige Spielerei. Ungezogene Jungens, die mit Steinen nach Fensterscheiben zielen, tun etwas Besseres.

HOFFMANN. Du gehst zu weit, Helene.

HELENE. Ich weiß nicht —, meinem Gefühl nach hat es weit mehr Sinn, Fenster einzuschmeißen, als Tauben an einem Pfahl festzubinden und dann mit Kugeln nach ihnen zu schießen.

HOFFMANN. Na, Helene, — man muß doch aber bedenken...

LOTH, *irgend etwas mit Messer und Gabel schneidend.*  
Es ist ein schandhafter Unfug.

KAHL. Um di p.. poar Tauba...!

FRAU SPILLER, *zu Loth.* Der Herr Kahl —m—, müssen Sie wissen, haben zweihundert Stück im Schlage.

LOTH. Die ganze Jagd ist ein Unfug.

HOFFMANN. Aber ein unausrottbarer. Da werden zum Beispiel eben jetzt wieder fünfhundert lebende Füchse gesucht; alle Förster hier herum und auch sonst in Deutschland verlegen sich aufs Fuchsgraben.

LOTH. Was macht man denn mit den vielen Füchsen?

HOFFMANN. Sie kommen nach England, wo sie die Ehre haben, von Lords und Ladys gleich vom Käfig weg zu Tode gehetzt zu werden.

LOTH. Muhammedaner oder Christ, Bestie bleibt Bestie.

HOFFMANN. Darf ich dir Hummer reichen, Mama?

FRAU KRAUSE. Meinswegen, ei dieser Saisong sind se sehr gutt!

FRAU SPILLER. Gnädige Frau haben eine so feine Zunge—m—!

FRAU KRAUSE, *zu Loth.* Hummer ha'n Sie woll auch noch nich gegassen, Herr Dukter?

LOTH. Ja, Hummer habe ich schon hin und wieder

gegessen —, an der See oben, in Warnemünde, wo ich geboren bin.

FRAU KRAUSE, *zu Kahl*. Gell, Wilhelm, ma weeb wirklich'n Gott manchmal nich mee, was ma assen sull?

KAHL. J..j..ja, w..w..weeß..weeß G..Gott, Muh-me.

EDUARD *will Loth Champagner eingießen*. Champagner.

LOTH *hält sein Glas zu*. Nein!... dankel!

HOFFMANN. Mach keinen Unsinn!

HELENE. Wie, Sie trinken nicht?

LOTH. Nein, Fräulein.

HOFFMANN. Na, hör mal an: das ist aber doch... das ist langweilig.

LOTH. Wenn ich tränke, würde ich noch langweiliger werden.

HELENE. Das ist interessant, Herr Doktor.

LOTH, *ohne Takt*. Daß ich langweiliger werde, wenn ich Wein trinke?

HELENE, *etwas betreten*. Nein, ach nein, daß... daß Sie nicht trinken..., daß Sie überhaupt nicht trinken, meine ich.

LOTH. Warum soll das interessant sein?

HELENE, *sehr rot werdend*. Es ist... ist nicht das gewöhnliche. *Wird noch röter und sehr verlegen*.

LOTH, *tollpatschig*. Da haben Sie recht, leider.

FRAU KRAUSE, *zu Loth*. De Flasche kust uns fufza Mark, Sie kinn a dreiste trink'n. Direkt vu Reims iis a, mir satz'n Ihn gewiß nischt Schlechtes vier, mir mieja salber nischt Schlechtes.

FRAU SPILLER. Ach, glauben Sie mich, —m—, Herr Doktor, wenn Seine Exellenz der Herr Minister von Schadendorf —m— so eine Tafel geführt hätten...

KAHL. Ohne men'n Wein kennt ich nich laben.

HELENE, *zu Loth*. Sagen Sie uns doch, warum Sie nicht trinken!

LOTH. Das kann gerne geschehen, ich...

HOFFMANN. Ä, was! alter Freund! *Er nimmt dem Diener die Flasche ab, um nun seinerseits Loth zu bedrängen.* Denk dran, wie manche hochfidele Stunde wir früher miteinander...

LOTH. Nein, bitte bemühe dich nicht, es...

HOFFMANN. Trink heut mall!

LOTH. Es ist alles vergebens.

HOFFMANN. Mir zu Liebe!

*Hoffmann will eingießen, Loth wehrt ab; es entsteht ein kleines Handgemenge.*

LOTH. Nein!... nein, wie gesagt... nein!... nein, danke.

HOFFMANN. Aber nimm mir's nicht übel... das ist eine Marotte.

KAHL, zu Frau Spiller. Wer nich will, dar hat schunn. *Frau Spiller nickt ergeben.*

HOFFMANN. Übrigens, des Menschen Wille... und so weiter. So viel sage ich nur: ohne ein Glas Wein bei Tisch...

LOTH. Ein Glas Bier zum Frühstück...

HOFFMANN. Nun ja, warum nicht? Ein Glas Bier ist was sehr Gesundes.

LOTH. Einen Kognak hie und da...

HOFFMANN. Na, wenn man das nicht mal haben sollte... zum Asketen machst du mich nun und nimmer. Das heißt ja dem Leben allen Reiz nehmen.

LOTH. Das kann ich nicht sagen. Ich bin mit den normalen Reizen, die mein Nervensystem treffen, durchaus zufrieden.

HOFFMANN. Eine Gesellschaft, die trockenen Gaumens beisammenhockt, ist und bleibt eine verzweifelt öde und langweilige —, für die ich mich im allgemeinen bedanke.

FRAU KRAUSE. Bei a Adlijen wird doch auch a so viel getrunk'n.

FRAU SPILLER, *durch eine Verbeugung des Oberkörpers ergebenst bestätigend.* Es ist Schentelmen leicht, viel Wein zu trinken.

LOTH, *zu Hoffmann.* Mir geht es umgekehrt; mich langweilt im allgemeinen eine Tafel, an der viel getrunken wird.

HOFFMANN. Es muß natürlich mäßig geschehen.

LOTH. Was nennst du mäßig?

HOFFMANN. Nun... daß man noch immer bei Besinnung bleibt.

LOTH. Aaah!... also du gibst zu: die Besinnung ist im allgemeinen durch den Alkoholgenuß sehr gefährdet. — Siehst du! deshalb sind mir Kneiptafeln — langweilig.

HOFFMANN. Fürchtest du denn, so leicht deine Besinnung zu verlieren?

KAHL. Iiii...i..ich habe n..n..neulich ene Flasche Rrr..r..rü..rüd..desheimer, ene Flasche Sssssekt get..t..trunken. Oben drauf d..d..d..dann n..noch eine Flasche B..b..bordeaux, aber besuffen woar ich no n..nich.

LOTH, *zu Hoffmann.* Ach nein, du weißt ja wohl, daß ich es war, der euch nach Hause brachte, wenn ihr euch übernommen hattet. Ich hab' immer noch die alte Bärennatur: nein, deshalb bin ich nicht so ängstlich.

HOFFMANN. Weshalb denn sonst?

HELENE. Ja, warum trinken Sie denn eigentlich nicht? Bitte, sagen Sie es doch.

LOTH, *zu Hoffmann.* Damit du doch beruhigt bist: ich trinke heut schon deshalb nicht, weil ich mich ehrenwörtlich verpflichtet habe, geistige Getränke zu meiden.

HOFFMANN. Mit anderen Worten, du bist glücklich bis zum Mäßigkeitsvereinshelden herabgesunken.

LOTH. Ich bin völliger Abstinert.

HOFFMANN. Und auf wie lange, wenn man fragen darf, machst du diese...

LOTH. Auf Lebenszeit.

HOFFMANN *wirft Gabel und Messer weg und fährt halb vom Stuhle auf.* Pf! gerechter Strohsack!! *Er setzt sich wieder.* Offen gesagt, für so kindisch... verzeih das harte Wort.

LOTH. Du kannst es gerne so benennen.

HOFFMANN. Wie in aller Welt bist du nur darauf gekommen?

HELENE. Für so etwas müssen Sie einen sehr gewichtigen Grund haben — denke ich mir wenigstens.

LOTH. Der existiert allerdings. Sie, Fräulein! — und du, Hoffmann! weißt wahrscheinlich nicht, welche furchtbare Rolle der Alkohol in unserem modernen Leben spielt... Lies Bunge, wenn du dir einen Begriff davon machen willst. — Mir ist noch gerade in Erinnerung, was ein gewisser Everett über die Bedeutung des Alkohols für die Vereinigten Staaten gesagt hat. — Notabene, es bezieht sich auf einen Zeitraum von zehn Jahren. Er meint also: der Alkohol hat direkt eine Summe von drei Milliarden und indirekt von sechshundert Millionen Dollars verschlungen. Er hat dreihunderttausend Menschen getötet, hunderttausend Kinder in die Armenhäuser geschickt, weitere Tausende in die Gefängnisse und Arbeitshäuser getrieben, er hat mindestens zweitausend Selbstmorde verursacht. Er hat den Verlust von mindestens zehn Millionen Dollars durch Brand und gewaltsame Zerstörung verursacht, er hat zwanzigtausend Witwen und schließlich nicht weniger als eine Million Waisen geschaffen. Die Wirkung des Alkohols, das ist das Schlimmste, äußert sich sozusagen bis ins dritte und vierte Glied. — Hätte ich nun das ehrenwörtliche Versprechen abgelegt, nicht zu heiraten, dann könnte ich schon eher trinken, so aber... meine Vorfahren sind alle gesunde, kernige

und, wie ich weiß, äußerst mäßige Menschen gewesen. Jede Bewegung, die ich mache, jede Strapaze, die ich überstehe, jeder Atemzug gleichsam führt mir zu Gemüt, was ich ihnen verdanke. Und dies, siehst du, ist der Punkt: ich bin absolut fest entschlossen, die Erbschaft, die ich gemacht habe, ganz ungeschmälert auf meine Nachkommen zu bringen.

FRAU KRAUSE. Du! — Schwiegersuhn! — inse Bargleute saufen woarhaftig zu viel: doas muuß woar sein.

KAHL. Die saufen wie d' Schweine.

HELENE. Ach, so was vererbt sich?

LOTH. Es gibt Familien, die daran zugrunde gehen, Trinkerfamilien.

KAHL, *halb zu Frau Krause, halb zu Helene*. Euer Aaler, dar treibt's au a wing zu tull.

HELENE, *weiß wie ein Tuch im Gesicht, heftig*. Ach, schwatzen Sie keinen Unsinn!

FRAU KRAUSE. Nee doch! heer enner a su an patziges Froovulk oa; a su 'ne Prinzessen. Hängst de wieder amol die Gnädige raus, wie? — A su fährt se a Zukünftigen oa. *Zu Loth, auf Kahl deutend*: 's is nämlich d'r Zukünftige, missen Sie nahmen, Herr Dukter, 's is alles eim Renen.

HELENE, *aufspringend*. Hör auf! oder... hör auf, Mutter! oder...

FRAU KRAUSE. Do hiert doch aber werklich... ná, do sprecha Se, Herr Dukter, iis das wull Bildung, hä? Weeß Gott, ich hal se wie mei eegnes Kind, aber die treib's reen zu tull.

HOFFMANN, *beschwichtigend*. Ach, Mama! tu mir doch den Gefallen...

FRAU KRAUSE. Nee! groade — iich sah doas nich ein — a su ane Goans wie die iis... do hiert olle Gerechtigkeit uff... su ane Tittel!

HOFFMANN. Mama, ich muß dich aber wirklich doch jetzt bitten, dich...

FRAU KRAUSE, *immer wütender*. Stats doabß doas Froovulk ei der Wertschoft woas oagreft... bewoare ne! Doa zeucht se an Flunsch biis hinger beede Leffel. — Oaber da Schillerich, oaber a Gethemoan, a sune tumm'n Scheißkarle, die de nischt kinn'n als lieja: vu dane läßt sie sich a Kupp verdrehn. Urnar zum Kränke krieja iis doas.

*Schweigt bebend vor Wut.*

HOFFMANN, *begütigend*. Nun — sie wird ja nun wieder... es war ja vielleicht — nicht ganz recht... es...

*Gibt Helenen, die in Erregung abseits getreten ist, einen Wink, auf den hin sich das Mädchen, die Tränen gewaltsam zurückhaltend, wieder auf seinen Platz begibt.*

HOFFMANN, *das nunmehr eingetretene peinliche Schweigen unterbrechend, zu Loth*. Ja.. von was sprachen wir doch?... Richtig! — vom biedern Alkohol. *Er hebt sein Glas*. Nun, Mama: Frieden! — Komm, stoßen wir an — seien wir friedlich — machen wir dem Alkohol Ehre, indem wir friedlich sind. *Frau Krause, wenn auch etwas widerwillig, stößt doch mit ihm an. Hoffmann, zu Helene gewendet*. Was, Helene?! — dein Glas ist leer?... Ei der Tausend, Loth! du hast Schule gemacht.

HELENE. Ach... nein... ich...

FRAU SPILLER. Mein gnädiges Fräulein, so etwas läßt tief...

HOFFMANN. Aber du warst doch sonst keine von den Zimmerlichen.

HELENE, *batzig*. Ich hab' eben heut keine Neigung zum Trinken, einfach!

HOFFMANN. Bitte, bitte, bitte seehr um Verzeihung.... Ja, von was sprachen wir doch?

LOTH. Wir sprachen davon, daß es Trinkerfamilien gäbe.

HOFFMANN, *aufs neue betreten*. Schon recht, schon recht, aber...

*Man bemerkt zunehmenden Ärger in dem Benehmen der Frau Krause, während Herr Kahl sichtlich Mühe hat, das Lachen über etwas, das ihn innerlich furchtbar zu amüsieren scheint, zurückzuhalten. Helene beobachtet Kahl ihrerseits mit brennenden Augen, und bereits mehrmals hat sie durch einen drohenden Blick Kahl davon zurückgehalten, etwas auszusprechen, was ihm sozusagen auf der Zunge liegt. Loth, ziemlich gleichmütig, mit Schälen eines Apfels beschäftigt, merkt von alledem nichts.*

LOTH. Ihr scheint übrigens hier ziemlich damit gesegnet zu sein.

HOFFMANN, *nahezu fassungslos.* Wieso... mit... mit was gesegnet?

LOTH. Mit Trinkern natürlicherweise.

HOFFMANN. Hm!... meinst du?... ach... jaja... allerdings, die Bergleute. . . .

LOTH. Nicht nur die Bergleute. Zum Beispiel hier in dem Wirtshaus, wo ich abstieg, bevor ich zu dir kam, da saß ein Kerl so: *Er stützt beide Ellbogen auf den Tisch, nimmt den Kopf in die Hände und stiert auf die Tischplatte.*

HOFFMANN. Wirklich? *Seine Verlegenheit hat den höchsten Grad erreicht; Frau Krause hustet, Helene starrt noch immer auf Kahl, der jetzt am ganzen Körper vor innerlichem Lachen bebzt, sich aber doch noch so weit bändigzt, nicht laut herauszuplatzen.*

LOTH. Es wundert mich, daß du dieses — Original, könnte man beinahe sagen, noch nicht kennst. Das Wirtshaus ist ja gleich hier nebenan das. Mir wurde gesagt, es sei ein hiesiger steinreicher Bauer, der seine Tage und Jahre buchstäblich in diesem selben Gastzimmer mit Schnapstrinken zubrächte. Das reine Tier ist er natürlich. Diese furchtbar öden, versoffenen Augen, mit denen er mich anstierte.

*Kahl, der bis hierher sich zurückgehalten hat, bricht in*

*ein rohes, lautes, unaufhaltsames Gelächter aus, so daß Loth und Hoffmann, starr vor Staunen, ihn anblicken.*

KAHL, *unter dem Lachen hervorstammelnd.* Wahrhaftig! das is ja... das is ja wahrhaftig der... der Alte gewesen.

HELENE *ist entsetzt und empört aufgesprungen. Zerknüllt die Serviette und schleudert sie auf den Tisch. Bricht aus:* Sie sind... — *macht die Bewegung des Ausspeiens* — pfui! *Sie geht schnell ab.*

KAHL, *die aus dem Bewußtsein, eine große Dummheit gemacht zu haben, entstandene Verlegenheit gewaltsam abreißend.* Ach woas!... Unsinn! 's iis ju zu tumm! — Ich gieh menner Wege. *Er setzt seinen Hut auf und sagt, indem er abgeht, ohne sich noch einmal umzuwenden.* 'n Obend!

FRAU KRAUSE *ruft ihm nach.* Koan der'sch nich verdenken, Willem! *Sie legt die Serviette zusammen und ruft dabei:* Miele! Miele kommt. Räum ab! *Für sich, aber doch laut:* Su ane Gans.

HOFFMANN, *etwas aufgebracht.* Ich muß aber doch ehrlich sagen, Mama!...

FRAU KRAUSE. Mahr dich aus. *Steht auf, schnell ab.*

FRAU SPILLER. Die gnädige Frau —m— haben heut manches häusliche Ärgernis gehabt —m—. Ich empfehle mich ganz ergebenst. *Sie steht auf und betet still, unter Augenaufschlag, dann ab.*

*Miele und Eduard decken den Tisch ab. Hoffmann ist aufgestanden und kommt mit einem Zahnstocher im Mund nach dem Vordergrund; Loth folgt ihm.*

HOFFMANN. Ja, siehst du, so sind die Weiber.

LOTH. Ich begreife gar nichts von alledem.

HOFFMANN. Ist auch nicht der Rede wert. — So etwas kommt wie bekannt in den allerfeinsten Familien vor. Das darf dich nicht abhalten, ein paar Tage bei uns...

LOTH. Hätte gern deine Frau kennengelernt, warum läßt sie sich denn nicht blicken?

HOFFMANN, *die Spitze einer frischen Zigarre abschneidend.* Du begreifst, in ihrem Zustand... die Frauen lassen nun mal nicht von der Eitelkeit. Komm! wollen uns draußen im Garten bißchen ergehen. — Eduard, den Kaffee in die Laubel!

EDUARD. Sehr wohl.

*Hoffmann und Loth ab durch den Wintergarten. Eduard ab durch die Mitteltür, hierauf Miele, ein Brett voll Geschirr tragend, ebenfalls ab durch die Mitteltür. Einige Augenblicke bleibt das Zimmer leer, dann erscheint*

HELENE, *erregt, mit verweinten Augen, das Taschentuch vor den Mund haltend.* Von der Mitteltür, durch die sie eingetreten ist, macht sie hastig ein paar Schritte nach links und lauscht an der Tür von Hoffmanns Zimmer. Oh! nicht fort! — Da sie hier nichts vernimmt, fliegt sie zur Tür des Wintergartens hinüber, wo sie ebenfalls mit gespanntem Ausdruck einige Sekunden lauscht. Bittend und mit gefalteten Händen inbrünstig: Oh! nicht fort, geh nicht fort!

## ZWEITER AKT

*Morgens gegen vier Uhr.*

*Im Wirtshaus sind die Fenster erleuchtet, ein grau-fahler Morgenschein durch den Torweg, der sich ganz allmählich im Laufe des Vorgangs zu einer dunklen Röte entwickelt, die sich dann, ebenso allmählich, in helles Tageslicht auflöst. Unter dem Torweg, auf der Erde, sitzt Beibst (etwa sechzigjährig) und dengelt seine Sense. Wie der Vorhang aufgeht, sieht man kaum mehr als seine Silhouette, die gegen den grauen Morgenhimmel absticht, vernimmt aber das eintönige, ununterbrochene, regelmäßige Aufschlagen des Dengelhammers auf den Dengelamhoß. Dieses Geräusch bleibt während einiger Minuten allein hörbar, hierauf feierliche Morgenstille, unterbrochen durch das Geschrei aus dem Wirtshaus abziehender Gäste. Die Wirtshaustür fliegt krachend ins Schloß. Die Lichter in den Fenstern verlöschen. Hundebellen fern, Hähne krähen laut durcheinander. Auf dem Gange vom Wirtshaus her wird eine dunkle Gestalt bemerklich; sie bewegt sich in Zickzacklinien dem Hofe zu; es ist der Bauer Krause, der wie immer als letzter Gast das Wirtshaus verlassen hat.*

BAUER KRAUSE ist gegen den Gartenzaun getaumelt, klammert sich mit den Händen daran fest und brüllt mit einer etwas näselnden, betrunkenen Stimme nach dem Wirtshaus zurück: 's Gaartla iis meine! . . . d'r Kratsch'm iis meine . . . du Gostwertlops! . . . Dohie hä! Er macht sich, nachdem er noch einiges Unverständliche gemurmelt und geknurrte hat, vom Zaune los und stürzt in den Hof, wo er glücklich den Sterzen eines Pfluges zu fassen bekommt. 's Gittla iis meine. Er quasselt halb singend: Trink . . . ei . . . Briderla, trink . . . ei . . . 'iderla, Branntw . . . wwein . . . 'acht Kurasche. Dohie hä — laut brüllend: bien iich nee a hibscher Moan? . . . Hoa iich nee a hibs

Weibla dohie hä?.... Hoa iich nee a poar hibsche Madel?

HELENE *kommt hastig aus dem Hause. Man sieht, sie hat an Kleidern nur umgenommen, soviel in aller Eile ihr möglich gewesen war. Papa!... lieber Papa!! so komm doch schon. Sie faßt ihn unterm Arm, versucht ihn zu stützen und ins Haus zu ziehen. Komm doch... nur... schnell ins Haus, komm doch nur schnell! Ach!*

BAUER KRAUSE *hat sich aufgerichtet, versucht gerade zu stehen, bringt mit einiger Mühe und unter Zuhilfenahme beider Hände einen ledernen, strotzenden Geldbeutel aus der Tasche seiner Hose. In dem ein wenig helleren Morgenlicht erkennt man die sehr schäbige Bekleidung des etwa fünfzigjährigen Mannes, die um nichts besser ist als die des allergeringsten Landarbeiters. Er ist im bloßen Kopf, sein graues, spärliches Haar ungekämmt und struppig. Das schmutzige Hemd steht bis auf den Nabel herab weit offen; an einem einzigen gestickten Hosenträger hängt die ehemals gelbe, jetzt schmutzig glänzende, an den Knöcheln zugebundene Lederhose; die nackten Füße stecken in einem Paar gestickter Schlafschuhe, deren Stickerei noch sehr neu zu sein scheint. Jacke und Weste trägt der Bauer nicht, die Hemdärmel sind nicht zugeknöpft. Nachdem er den Geldbeutel glücklich herausgebracht hat, setzt er ihn mit der rechten mehrmals auf die Handfläche der linken Hand, so daß das Geld darin laut klimpert und klingt, dabei fixiert er seine Tochter mit laszivem Blick. Dohie hä! 's Gald iis meine! hä? Mech'st a poar Toalerla?*

HELENE. *Ach, großer Gott! Sie versucht mehrmals vergebens, ihn mitzuziehen. Bei einem dieser Versuche umarmt er sie mit der Plumpheit eines Gorillas und macht einige unzüchtige Griffe. Helene stößt unterdrückte Hilfeschreie aus. — Gleich läßt du los! Laß loß! bitte, Papa, ach! Sie weint, schreit dann plötzlich in äußerster*

*Angst, Abscheu und Wut: Tier, Schwein! — Sie stößt ihn von sich. Der Bauer fällt langhin auf die Erde. Beibst kommt von seinem Platz unter dem Torweg herbeigehinkt. Helene und Beibst machen sich daran, den Bauer aufzuheben.*

*BAUER KRAUSE lallt: Trink, mein Bri'erla, tr—. . . Der Bauer wird aufgehoben und stürzt, Beibst und Helene mit sich reißend, in das Haus. Einen Augenblick bleibt die Bühne leer. Im Hause hört man Lärm, Türeenschlagen. In einem Fenster wird Licht, hierauf kommt Beibst wieder aus dem Hause. Er reißt an seiner Lederhose ein Schwefelholz an, um die kurze Pfeife, die ihm fast nie aus dem Munde kommt, damit in Brand zu stecken. Als er damit noch beschäftigt ist, schleicht Kahl aus der Haustür. Er ist in Strümpfen, hat sein Jackett über dem linken Arm hängen und trägt mit der linken Hand seine Schlafschuhe. Mit der rechten hält er seinen Hut, mit dem Munde seinen Hemdkragen. Etwa bis in die Mitte des Hofes gelangt, wendet er sich und sieht das Gesicht des Beibst auf sich gerichtet. Einen Augenblick scheint er unschlüssig, dann bringt er Hut und Hemdkragen in der Linken unter, greift in die Hosentasche und geht auf Beibst zu, dem er etwas in die Hand drückt.*

*KAHL. Do hot 'r an Toaler. . . oaber halt't Eure Guschel! Er geht eiligst über den Hof und steigt über den Staketenzaun rechts. Ab.*

*Beibst hat mittels eines neuen Streichholzes seine Pfeife angezündet, hinkt bis unter den Torweg, läßt sich nieder und nimmt seine Dengelarbeit von neuem auf. Wieder eine Zeitlang nichts als das eintönige Aufschlagen des Dengelhammers und das Ächzen des alten Mannes, von kurzen Flüchen unterbrochen, wenn ihm etwas bei seiner Arbeit nicht nach Wunsch geht. Es ist um ein beträchtliches heller geworden*

*LOTH tritt aus der Haustür, steht still, dehnt sich, tut mehrere tiefe Atemzüge. H! . . . h! . . . Morgenluft! Er*

geht langsam nach dem Hintergrunde zu bis unter den Torweg. Zu Beibst: Guten Morgen! Schon so früh wach?

BEIBST, *mißtrauisch aufschielend, unfreundlich.* Murja! Kleine Pause, hierauf Beibst, ohne Loths Anwesenheit weiter zu beachten, gleichsam im Zwiegespräch mit seiner Sense, die er mehrmals aufgebracht hin- und herreißt: Krummes Oos! na, werd's glei?! Ekch! Himmeldunnerschlag ja! Er dengelt weiter.

LOTH hat sich zwischen die Sterzen eines Exstirpators niedergelassen. Es gibt wohl Heuernte heut?

BEIBST, *groß.* De Äsel gihn eis Hä itzunder.

LOTH. Nun, Ihr dengelt doch aber die Sense...?

BEIBST, *zur Sense.* Ekch! tumme Dare.

*Kleine Pause, hierauf*

LOTH. Wollt Ihr mir nicht sagen, wozu Ihr die Sense scharf macht, wenn doch nicht Heuernte ist?

BEIBST. Na — braucht ma ernt keene Sahnse zum Futter macha?

LOTH. Ach so! Futter soll also geschnitten werden.

BEIBST. Woas d'n suste?

LOTH. Wird das alle Morgen geschnitten?

BEIBST. Na! — sool's Viech derhingern?

LOTH. Ihr müßt schon 'n bißchen Nachsicht mit mir haben! Ich bin eben ein Städter; da kann man nicht alles so genau wissen von der Landwirtschaft.

BEIBST. Die Staadter glee—ekch! — die Staadter, die wissa doo glee oals besser wie de Mensche vum Lande, hä?

LOTH. Das trifft bei mir nicht zu. — Könnt Ihr mir vielleicht nicht erklären, was das für ein Instrument ist? Ich hab's wohl schon mal wo gesehen, aber der Name...

BEIBST. Doasjenigte, uf dan Se sitza?! Woas ma su soat Extrabater nennt ma doas.

LOTH. Richtig, ein Exstirpator; wird der hier auch gebraucht?

BEIBST. Leeder Gootts, nee. — A läßt a verludern... a ganza Acker, reen verludern läßt a'n, d'r Pauer. A Oarmes mecht a Flecka hoa'nn — ei insa Bärta wächst kee Getreide — oaber nee, lieberscht läßt a'n verludern! — Nischt tit wachsa, ok blußig Seide und Quecka.

LOTH. Ja, die kriegt man schon damit heraus. Ich weiß, bei den Ikariern hatte man auch solche Exstirpatoren, um das urbar gemachte Land vollends zu reinigen.

BEIBST. Wu sein denn die I..., wie Se glei soa'n, I...

LOTH. Die Ikarier? In Amerika.

BEIBST. Doo gibbt's au schunn a sune Dinger?

LOTH. Ja freilich.

BEIBST. Woas iis denn doas fer a Vulk: die I... I...

LOTH. Die Ikarier? — es ist gar kein besonderes Volk; es sind Leute aus allen Nationen, die sich zusammengetan haben; sie besitzen in Amerika ein hübsches Stück Land, das sie gemeinsam bewirtschaften; alle Arbeit und allen Verdienst teilen sie gleichmäßig. Keiner ist arm, es gibt keine Armen unter ihnen.

BEIBST, dessen Gesichtsausdruck ein wenig freundlicher geworden war, nimmt bei den letzten Worten Loths wieder das alte mißtrauisch feindselige Gepräge an; ohne Loth weiter zu beachten, hat er sich neuerdings wieder ganz seiner Arbeit zugewendet, und zwar mit den Eingangsworten: Oost vu enner Sahnse!

LOTH, immer noch sitzend, betrachtet den Alten zuerst mit einem ruhigen Lächeln und schaut dann hinaus in den erwachenden Morgen. Durch den Torweg erblickt man weitgedehnte Kleefelder und Wiesenflächen; zwi-schendurch schlängelt sich ein Bach, dessen Lauf durch Erlen und Weiden verraten wird. Am Horizonte ein einzelner Bergkegel. Allerorten haben die Lerchen eingesetzt, und ihr ununterbrochenes Getriller schallt bald

näher, bald ferner her bis in den Gutshof herein. Jetzt erhebt sich Loth mit den Worten: Man muß spazieren-gehn, der Morgen ist zu prächtig. Er geht durch den Torweg hinaus. — Man hört das Klappern von Holz-pantinen. Jemand kommt sehr schnell über die Bodentreppe des Stallgebäudes herunter: es ist Guste.

GUSTE, eine ziemlich dicke Magd: bloßes Mieder, nackte Arme und Waden, die bloßen Füße in Holz-pantinen. Sie trägt eine brennende Laterne: Guda Murja, Voater Beibst.

BEIBST brummt.

GUSTE blickt, die Augen mit der Hand beschattend, durch das Tor Loth nach: Woas iis denn doas fer enner?

BEIBST, verärgert. Dar koan Battelleute zum Noarr'n hoa'nn... dar leugt egelganz wie a Forr... vu dan luuß der de Hucke vuul liega. Beibst steht auf. Macht enk de Roawer zerecht, Madel.

GUSTE, die dabei war, ihre Waden am Brunnen abzuwaschen, ist damit fertig und sagt, bevor sie im Innern des Kuhstalles verschwindet: Glei, glei, Voater Beibst.

LOTH kommt zurück, gibt Beibst Geld. Da ist 'ne Kleinigkeit. Geld kann man immer brauchen.

BEIBST, auftauend, wie umgewandelt, mit aufrichtiger Gemütlichkeit: Ju, ju! do ha'n Se au recht... na da dank ich au vielmools. — Se sein wull d'r Besuch zum Schwiegersuhne? Auf einmal sehr gesprächig: Wissa Se: wenn Se, und Se wulln da naus gihn auf a Barch zu, wissa Se, do haaln Se siich links, wissa Se, zängst nunder links, rechts gibt's Risse. Mei Suhn meente, 's käm do dervoone, meent a, weil se zu schlecht verzimmern täten, meent a, de Barchmoanne, 's soatzt zu wing Luhn, meent a, und do giht's ok a su: woas hust de, woas koanst de, ei a Gruba, verstiehn Se. — Sahn Se! — dool! — immer links, rechts gibt's Lecher. Vurigtes Jahr erscht iis a Putterweib, wie se ging und stoand iis se ei's Ardreich versunka, iich wiß nee amool wie

viel Kloaftern tief. Kee Mensch wußte wuhie — wie gesoat, links, immer links, doo gihn Se sicher. *Ein Schuß fällt, Beibst, wie elektrisiert, hinkt einige Schritte ins Freie.*

LOTH. Wer schießt denn da schon so frühe?

BEIBST. Na, war denn suste? — d'r Junge, dar meschante Junge.

LOTH. Welcher Junge denn?

BEIBST. Na, Kahl Willem — d'r Nupperschuhn... Na woart ok blußig due! Ich hoa's gesahn, a schißt meiner Gitte de Lärcha.

LOTH. Ihr hinkt ja.

BEIBST. Doaß 's Goot erbarm, ja. *Droht mit der Faust nach dem Felde:* Na woart du! woart du!...

LOTH. Was habt Ihr denn mit dem Bein gemacht?

BEIBST. Iich?

LOTH. Ja.

BEIBST. 's iis a su nei kumma.

LOTH. Habt Ihr Schmerzen?

BEIBST, *nach dem Bein greifend.* 's zerrt a su, 's zerrt infamt.

LOTH. Habt Ihr keinen Arzt?

BEIBST. Wissa Se — de Dukter, doas sein Oaffa, enner wie d'r andere! — Blußig inse Dukter, doas iis a ticht'er Moan.

LOTH. Hat er Ihnen was genützt?

BEIBST. Na — verlecht a klee wing wull au oam Ende. A hoat mersch Been geknet't... sahn Se, a su geknutscht un gehackt un.. oaber nee!! derwegen nich! — A iis... na kurz un gutt, a hott mit'n aarma Mensche a Mitleed. — A keeft'n de Med'zin, und a verlangt nischt. A kimmt zu jeder Zeet...

LOTH. Sie müssen sich das doch aber irgendwo gezogen haben?! Haben Sie immer so gehinkt?

BEIBST. Nich die Oahnung!

LOTH. Dann verstehe ich nicht recht, es muß doch eine Ursache. . .

BEIBST. Weeß iich's? *Er droht wieder mit der Faust.* Woart ok due! woart ok mit dem Geknackse.

KAHL *erscheint innerhalb seines Gartens. Er trägt in der Rechten eine Flinte am Lauf, seine linke Hand ist geschlossen. Ruft herüber:* Guten Morjen ooch, Herr Dukter!

*Loth geht quer durch den Hof auf ihn zu. Inzwischen hat Guste sowie eine andere Magd mit Namen Liese je eine Radwer zurecht gemacht, worauf Harke und Dunggabel liegen. Damit fahren sie durch den Torweg hinaus aufs Feld, an Beibst vorüber, der nach einigen grimmigen Blicken und verstohlenen Zornesgesten zu Kahl hinüber seine Sense schultert und ihnen nachhumpelt. Beibst und die Mägde ab.*

LOTH, *zu Kahl.* Guten Morgen!

KAHL. Wull'n S'amol was Hibsches sahn? *Er streckt den Arm mit der geschlossenen Hand über den Zaun.*

LOTH, *nähertretend.* Was haben Sie denn da?

KAHL. Roata Se! *Er öffnet gleich darauf seine Hand.*

LOTH. Waas?! — es ist also wirklich wahr: Sie schießen Lerchen! Nun für diesen Unfug, Sie nichtsnutziger Bursche, verdienen Sie gehorfeigt zu werden, verstehen Sie mich?! *Er kehrt ihm den Rücken zu und geht quer durch den Hof zurück, Beibst und den Mägden nach. Ab.*

KAHL *starrt Loth einige Augenblicke dumm verblüfft nach, dann ballt er die Faust verstohlen, sagt:* Dukterluder! *wendet sich und verschwindet rechts. — Während einiger Augenblicke bleibt der Hof leer.*

*Helene, aus der Haustür tretend, helles Sommerkleid, großer Gartenhut. Sie blickt sich rings um, tut dann einige Schritte auf den Torweg zu, steht still und späht hinaus. Hierauf schlendert sie rechts durch den Hof und biegt in den Weg ein, der nach dem Wirtshause führt. Große*

*Pakete von allerhand Tee hängen zum Trocknen über dem Zaune: daran riecht sie im Vorübergehen. Sie biegt auch Zweige von den Obstbäumen und betrachtet die sehr niedrig hängenden rotwangigen Äpfel. Als sie bemerkt, daß Loth vom Wirtshause her ihr entgegenkommt, bemächtigt sich ihrer eine noch stärkere Unruhe, so daß sie sich schließlich umwendet und vor Loth her in den Hof zurückgeht. Hier bemerkt sie, daß der Taubenschlag noch geschlossen ist, und begibt sich dorthin durch das kleine Zaunpförtchen des Obstgartens. Noch damit beschäftigt, die Leine, die, vom Winde getrieben, irgendwo festgehakt ist, herunterzuziehen, wird sie von Loth, der inzwischen herangekommen ist, angeredet.*

LOTH. Guten Morgen, Fräulein!

HELENE. Guten Morgen! — Der Wind hat die Schnur hinaufgejagt.

LOTH. Erlauben Sie! Geht ebenfalls durch das Pförtchen, bringt die Schnur herunter und zieht den Schlag auf. Die Tauben fliegen aus.

HELENE. Ich danke sehr.

LOTH ist durch das Pförtchen wieder herausgetreten, bleibt aber außerhalb des Zaunes und an diesen gelehnt stehen. Helene innerhalb desselben. Nach einer kleinen Pause: Pflegen Sie immer so früh auf zu sein, Fräulein?

HELENE. Das eben — wollte ich Sie auch fragen.

LOTH. Ich — ? nein! Die erste Nacht in einem fremden Hause passiert es mir jedoch gewöhnlich.

HELENE. Wie... kommt das?

LOTH. Ich habe darüber noch nicht nachgedacht, es hat keinen Zweck.

HELENE. Ach, wieso denn nicht?

LOTH. Wenigstens keinen ersichtlichen, praktischen Zweck.

HELENE. Also wenn Sie irgendetwas tun oder denken, muß es einem praktischen Zweck dienen?

LOTH. Ganz recht! Übrigens...

HELENE. Das hätte ich von Ihnen nicht gedacht.

LOTH. Was, Fräulein?

HELENE. Genau das meinte die Stiefmutter, als sie mir vorgestern den Werther aus der Hand riß.

LOTH. Das ist ein dummes Buch.

HELENE. Sagen Sie das nicht!

LOTH. Das sage ich nochmal, Fräulein. Es ist ein Buch für Schwächlinge.

HELENE. Das — kann wohl möglich sein.

LOTH. Wie kommen Sie gerade auf dieses Buch? Ist es Ihnen denn verständlich?

HELENE. Ich hoffe, ich... zum Teil ganz gewiß. Es beruhigt so, darin zu lesen. *Nach einer Pause:* Wenn's ein dummes Buch ist, wie Sie sagen, könnten Sie mir etwas Besseres empfehlen?

LOTH. Le... lesen Sie... na!... kennen Sie den Kampf um Rom von Dahn?

HELENE. Nein! Das Buch werde ich mir aber nun kaufen. Dient es einem praktischen Zweck?

LOTH. Einem vernünftigen Zweck überhaupt. Es malt die Menschen nicht, wie sie sind, sondern wie sie einmal werden sollen. Es wirkt vorbildlich.

HELENE, *mit Überzeugung.* Das ist schön. *Kleine Pause, dann:* Vielleicht geben Sie mir Auskunft; man redet so viel von Zola und Ibsen in den Zeitungen: sind das große Dichter?

LOTH. Es sind gar keine Dichter, sondern notwendige Übel, Fräulein. Ich bin ehrlich durstig und verlange von der Dichtkunst einen klaren, erfrischenden Trunk. — Ich bin nicht krank. Was Zola und Ibsen bieten, ist Medizin.

HELENE, *gleichsam unwillkürlich.* Ach, dann wäre es doch vielleicht für mich etwas.

LOTH, *bisher teilweise, jetzt ausschließlich in den Anblick des tauigen Obstgartens vertieft.* Es ist prächtig hier. Sehen Sie, wie die Sonne über der Bergkuppe

herauskommt. — Viel Äpfel gibt es in Ihrem Garten: eine schöne Ernte.

HELENE. Drei Viertel davon wird auch dies Jahr wieder gestohlen werden. Die Armut hier herum ist zu groß.

LOTH. Sie glauben gar nicht, wie sehr ich das Land liebe! Leider wächst mein Weizen zum größten Teil in der Stadt. Aber nun will ich's mal durchgenießen, das Landleben. Unsereiner hat so'n bißchen Sonne und Frische mehr nötig als sonst jemand.

HELENE, *seufzend*. Mehr nötig als... inwiefern?

LOTH. Weil man in einem harten Kampfe steht, dessen Ende man nicht erleben kann.

HELENE. Stehen wir andern nicht in einem solchen Kampfe?

LOTH. Nein.

HELENE. Aber — in einem Kampfe — stehen wir doch auch?!

LOTH. Natürlicherweise! Aber der kann enden.

HELENE. Kann — da haben Sie recht! — und wieso kann der nicht endigen — der, den Sie kämpfen, Herr Loth?

LOTH. Ihr Kampf, das kann nur ein Kampf sein um persönliches Wohlergehen. Der einzelne kann dies, soweit menschenmöglich, erreichen. Mein Kampf ist ein Kampf um das Glück aller; sollte ich glücklich sein, so müßten es erst alle andern Menschen um mich herum sein; ich müßte um mich herum weder Krankheit noch Armut, weder Knechtschaft noch Gemeinheit sehen. Ich könnte mich sozusagen nur als letzter an die Tafel setzen.

HELENE, *mit Überzeugung*. Dann sind Sie ja ein sehr, sehr guter Mensch!

LOTH, *ein wenig betreten*. Verdienst ist weiter nicht dabei, Fräulein, ich bin so veranlagt. Ich muß übrigens sagen, daß mir der Kampf im Interesse des Fortschritts

doch große Befriedigung gewährt. Eine Art Glück, die ich weit höher anschlage als die, mit der sich der gemeine Egoist zufrieden gibt...

HELENE. Es gibt wohl nur sehr wenige Menschen, die so veranlagt sind. — Es muß ein Glück sein, mit solcher Veranlagung geboren zu sein.

LOTH. Geboren wird man wohl auch nicht damit. Man kommt dazu durch die Verkehrtheit unserer Verhältnisse, scheint mir; — nur muß man für das Verkehrte einen Sinn haben: das ist es! Hat man den, und leidet man so bewußt unter den verkehrten Verhältnissen, dann wird man mit Notwendigkeit zu dem, was ich bin.

HELENE. Wenn ich Sie nur besser... welche Verhältnisse nennen Sie zum Beispiel verkehrt?

LOTH. Es ist zum Beispiel verkehrt, wenn der im Schweiß seines Angesichts Arbeitende hungert und der Faule im Überflusse leben darf. — Es ist verkehrt, den Mord im Frieden zu bestrafen und den Mord im Kriege zu belohnen. Verkehrt ist es dann, die Religion Christi, diese Religion der Duldung, Vergebung und Liebe, als Staatsreligion zu haben und dabei ganze Völker zu vollendeten Menschenschlächtern heranzubilden. Dies sind einige unter Millionen, müssen Sie bedenken. Es kostet Mühe, sich durch alle diese Verkehrtheiten hindurchzuringen; man muß früh anfangen.

HELENE. Wie sind Sie denn nur so auf alles dies gekommen? Es ist so einfach, und doch kommt man nicht darauf.

LOTH. Ich mag wohl durch meinen Entwicklungsgang darauf gekommen sein, durch Gespräche mit Freunden, durch Lektüre, durch eigenes Denken. Hinter die erste Verkehrtheit kam ich als kleiner Junge. Ich log mal sehr stark und bekam dafür die schrecklichsten Prügel von meinem Vater; kurz darauf fuhr ich mit ihm auf der Eisenbahn, und da merkte ich, daß mein Vater

auch log und es für ganz selbstverständlich hielt, zu lügen; ich war damals fünf Jahre, und mein Vater sagte dem Schaffner, ich sei noch nicht vier, der freien Fahrt halber, die Kinder unter vier Jahren genießen. Dann sagte der Lehrer auch mal: sei fleißig, halt dich brav, dann wird es dir auch unfehlbar gut gehen im Leben. Der Mann lehrte uns eine Verkehrtheit, dahinter kam ich sehr bald. Mein Vater war brav, ehrlich, durch und durch bieder, und ein Schuft, der noch jetzt als reicher Mann lebt, betrog ihn um seine paar tausend Taler. Bei eben diesem Schuft, der eine große Seifenfabrik besaß, mußte mein Vater sogar, durch die Not getrieben, in Stellung treten.

HELENE. Unsereins wagt es gar nicht — wagt es gar nicht, so etwas für verkehrt anzusehen, höchstens ganz im stillen empfindet man es. Man empfindet es oft sogar, und dann — wird einem ganz verzweifelt zumut.

LOTH. Ich erinnere mich einer Verkehrtheit, die mir ganz besonders klar als solche vor Augen trat. Bis dahin glaubte ich: der Mord werde unter allen Umständen als ein Verbrechen bestraft; danach wurde mir jedoch klar, daß nur die milderer Formen des Mordes ungesetzlich sind.

HELENE. Wie wäre das wohl...

LOTH. Mein Vater war Siedemeister, wir wohnten dicht an der Fabrik, unsere Fenster gingen auf den Fabrikhof. Da sah ich auch noch manches außerdem: Es war ein Arbeiter, der fünf Jahre in der Fabrik gearbeitet hatte. Er fing an, stark zu husten und abzumagern... ich weiß, wie uns mein Vater bei Tisch erzählte: Burmeister — so hieß der Arbeiter — bekommt die Lungenschwindsucht, wenn er noch länger bei der Seifenfabrikation bleibt. Der Doktor hat es ihm gesagt. — Der Mann hatte acht Kinder, und ausgemergelt, wie er war, konnte er nirgends mehr Arbeit

finden. Er mußte also in der Seifenfabrik bleiben, und der Prinzipal tat sich viel darauf zugute, daß er ihn beibehielt. Er kam sich unbedingt äußerst human vor. — Eines Nachmittags, im August, es war eine furchtbare Hitze, da quälte er sich mit einer Karre Kalk über den Fabrikhof. — Ich sah gerade aus dem Fenster, da merkte ich, wie er stillsteht — wieder stillsteht, und schließlich schlägt er lang auf die Steine. — Ich lief hinzu — mein Vater kam, andere Arbeiter kamen, aber er röchelte nur noch, und sein ganzer Mund war voll Blut. Ich half ihn ins Haus tragen. Ein Haufe kalkiger, nach allerhand Chemikalien stinkender Lumpen war er; bevor wir ihn im Hause hatten, war er schon gestorben.

HELENE. Ach, schrecklich ist das!

LOTH. Kaum acht Tage später zogen wir seine Frau aus dem Fluß, in den die verbrauchte Lauge unserer Fabrik abfloß. — Ja, Fräulein! wenn man dies alles kennt, wie ich es jetzt kenne — glauben Sie mir! — dann läßt es einem keine Ruhe mehr. Ein einfaches Stückchen Seife, bei dem sich in der Welt sonst niemand etwas denkt, ja, ein paar rein gewaschene, gepflegte Hände schon können einen in die bitterste Laune versetzen.

HELENE. Ich hab' auch mal so was gesehen. Hul schrecklich war das, schrecklich!

LOTH. Was?

HELENE. Der Sohn von einem Arbeitsmann wurde halbtot hier hereingetragen. Es ist nun... drei Jahre vielleicht ist es her.

LOTH. War er verunglückt?

HELENE. Ja, drüben im Bärenstollen.

LOTH. Ein Bergmann also?

HELENE. Ja, die meisten jungen Leute hier herum gehen auf die Grube. — Ein zweiter Sohn desselben Vaters war auch Schlepper und ist auch verunglückt.

LOTH. Beide tot?

HELENE. Beide tot... Einmal riß etwas an der Fahrkunst, das andere Mal waren es schlagende Wetter. — Der alte Beibst hat aber noch einen dritten Sohn, der fährt auch seit Ostern ein.

LOTH. Was Sie sagen! — hat er nichts dawider?

HELENE. Gar nichts, nein! Er ist nur jetzt noch weit mürrischer als früher. Haben Sie ihn nicht schon gesehen?

LOTH. Wieso ich?

HELENE. Er saß ja heut früh nebenan, unter der Durchfahrt.

LOTH. Ach — wie?... Er arbeitet hier im Hofe?

HELENE. Schon seit Jahren.

LOTH. Er hinkt?

HELENE. Ziemlich stark sogar.

LOTH. Soosoo — was ist ihm denn da passiert, mit dem Bein?

HELENE. Das ist 'ne heikle Geschichte. Sie kennen doch den Herrn Kahl?... da muß ich Ihnen aber ganz nahe kommen. Sein Vater, müssen Sie wissen, war genau so ein Jagdnarr wie er. Er schoß hinter den Handwerksburschen her, die auf den Hof kamen, wenn auch nur in die Luft, um ihnen Schrecken einzujagen. Er war auch sehr jähzornig, wissen Sie; wenn er getrunken hatte, erst recht. Nu hat wohl der Beibst mal gemuckscht — er muckscht gern, wissen Sie, — und da hat der Bauer die Flinte zu packen gekriegt und ihm eine Ladung gegeben. Beibst, wissen Sie, war nämlich früher beim Nachbar Kahl für Kutscher.

LOTH. Frevel über Frevel, wohin man hört.

HELENE, *immer unsicherer und erregter*. Ich hab' auch schon manchmal so bei mir gedacht... sie haben mir alle mitunter schon so furchtbar leid getan —: der alte Beibst und... Wenn die Bauern so roh und dumm sind wie der — wie der Streckmann, der — läßt seine

Knechte hungern und füttert die Hunde mit Konditorzeug. Hier bin ich wie dumm, seit ich aus der Pension zurück bin... Ich hab' auch mein Päckchen! — aber ich rede ja wohl Unsinn — es interessiert Sie gar nicht — Sie lachen mich im stillen bloß aus.

LOTH. Aber Fräulein, wie können Sie nur... weshalb sollte ich Sie denn...

HELENE. Nun, etwa nicht? Sie denken doch: die ist auch nicht besser wie die andern hier.

LOTH. Ich denke von niemand schlecht, Fräulein!

HELENE. Das machen Sie mir nicht weis... nein, nein!

LOTH. Aber Fräulein! wann hätte ich Ihnen Veranlassung...

HELENE, *nahe am Weinen*: Ach, reden Sie doch nicht! Sie verachten uns, verlassen Sie sich drauf — Sie müssen uns ja doch verachten, — *weinerlich* — den Schwager mit, mich mit. Mich vor allen Dingen, und dazu, da... zu haben Sie wahr... wahrhaftig auch Grund. *Sie wendet Loth schnell den Rücken und geht, ihrer Bewegung nicht mehr Herr, durch den Obstgarten nach dem Hintergrunde zu ab. Loth tritt durch das Pförtchen und folgt ihr langsam.*

FRAU KRAUSE, *in überladener Morgentoilette, puterrot im Gesicht, aus der Haustür, schreit*: Doas Loaster vu Froovulk! Marie! Ma—rie!! unter men'n Dache? Weg muß doas Froovulk! *Sie rennt über den Hof und verschwindet in der Stalltür. Frau Spiller, mit Häkelarbeit, erscheint in der Haustür. Im Stalle hört man Schimpfen und Heulen.*

*Frau Krause, die heulende Magd vor sich hertreibend, aus dem Stall. Du Hurenfroovulk du! — die Magd heult stärker — uuf der Stelle naus! Sich deine sieba Sacha z'samma und dann naus!*

*Helene, mit roten Augen, kommt durch den Torweg, bemerkt die Szene und steht abwartend still.*

DIE MAGD *entdeckt Frau Spiller, wirft Schemel und Milchgelte weg und geht wütend auf sie zu. Doas biin*

iich Ihn schuldig! Doas war iich Ihn eitränka!! *Sie rennt schluchzend davon, die Bodentreppe hinauf. Ab.*

HELENE, *zu Frau Krause tretend.* Was hat sie denn gemacht?

FRAU KRAUSE, *grob.* Gieht's diich oan, Goans?

HELENE, *heftig, fast weinend.* Ja, mich geht's an.

FRAU SPILLER, *schnell hinzutretend.* Mein gnädiges Fräulein, so etwas ist nicht für das Ohr eines jungen Mädchens wie...

FRAU KRAUSE. Worum ok ne goar, Spillern! die iis au ne vu Marzepane. Mit'n Grußknecht zusoamma gelah'n hot se ei en Bette. Do wißt de's.

HELENE, *in befehlendem Tone.* Die Magd wird aber doch bleiben.

FRAU KRAUSE. Weibsstück!

HELENE. Gut! dann will ich dem Vater erzählen, daß du mit Kahl Wilhelm die Nächte ebenso verbringst.

FRAU KRAUSE *schlägt ihr eine Maulschelle.* Do hust' an Denkkzettel!

HELENE, *todbleich, aber noch fester.* Die Magd bleibt aber doch, sonst... sonst bring' ich's herum! Mit Kahl Wilhelm, du! Dein Vetter... mein Bräut'jam... Ich bring's herum.

FRAU KRAUSE, *mit wankender Fassung.* Wer koan doas soa'n?

HELENE. Ich! Denn ich hab' ihn heut morgen aus deinem Schlafzimmer... *Schnell ab ins Haus.*

*Frau Krause, taumelnd, nahe einer Ohnmacht. Frau Spiller mit Riechfläschchen zu ihr.*

FRAU SPILLER. Gnädige Frau, gnädige Frau!

FRAU KRAUSE. Sp...illern, die Moa'd sss...sool dooblei'n.

### DRITTER AKT

*Zeit: wenige Minuten nach dem Vorfall zwischen Helene und ihrer Stiefmutter im Hofe. Der Schauplatz ist der des ersten Vorganges. Doktor Schimmelpfennig sitzt, ein Rezept schreibend, Schlapphut, Zwirnhandschuhe und Stock vor sich auf der Tischplatte, an dem Tisch links im Vordergrund. Er ist von Gestalt klein und gedrungen, hat schwarzes Wollhaar und einen ziemlich starken Schnurrbart. Schwarzer Rock im Schnitt der Jägerschen Normalröcke. Die Kleidung im ganzen solid, aber nicht elegant. Hat die Gewohnheit, fast ununterbrochen seinen Schnurrbart zu streichen oder zu drehen, um so stärker, je erregter er innerlich wird. Sein Gesichtsausdruck, wenn er mit Hoffmann redet, ist gezwungen ruhig, ein Zug von Sarkasmus liegt um seine Mundwinkel. Seine Bewegungen sind lebhaft, fest und eckig, durchaus natürlich. Hoffmann, in seidenem Schlafrock und Pantoffeln, geht umher. Der Tisch rechts im Hintergrund ist zum Frühstück hergerichtet. Feines Porzellan. Gebäck. Rumkaraffe etc.*

HOFFMANN. Herr Doktor, sind Sie mit dem Aussehen meiner Frau zufrieden?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Sie sieht ja ganz gut aus, warum nicht.

HOFFMANN. Denken Sie, daß alles gut vorübergehen wird?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ich hoffe.

HOFFMANN, *nach einer Pause, zögernd.* Herr Doktor, ich habe mir vorgenommen — schon seit Wochen — Sie, sobald ich hierherkäme, in einer ganz bestimmten Sache um Ihren Rat zu bitten.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *der bis jetzt unter dem Schreiben geantwortet, legt die Feder beiseite, steht auf und übergibt Hoffmann das geschriebene Rezept.* So!... das lassen Sie wohl bald machen; — *indem er Hut, Handschuhe und Stock nimmt* — über Kopfschmerz

klagt Ihre Frau, — *in seinen Hut blickend, geschäftsmäßig* — ehe ich es vergesse: suchen Sie doch Ihrer Frau begreiflich zu machen, daß sie für das kommende Lebewesen einigermmaßen verantwortlich ist, ich habe ihr bereits selbst einiges gesagt — über die Folgen des Schnürens.

HOFFMANN. Ganz gewiß, Herr Doktor... ich will ganz gewiß mein möglichstes tun, ihr...

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *sich ein wenig linkisch verbeugend*. Empfehle mich. *Geht, bleibt wieder stehen*. Ach so!... Sie wollten ja meinen Rat hören. *Er blickt Hoffmann kalt an*.

HOFFMANN. Ja, wenn Sie noch einen Augenblick Zeit hätten... *Nicht ohne Affektiertheit*. Sie kennen das entsetzliche Ende meines ersten Jungen. Sie haben es ja ganz aus der Nähe gesehen. Wie weit ich damals war, wissen Sie ja wohl auch. — Man glaubt es nicht, dennoch: die Zeit mildert!... Schließlich habe ich sogar noch Grund zur Dankbarkeit, mein sehnlichster Wunsch soll, wie es scheint, erfüllt werden. Sie werden begreifen, daß ich alles tun muß... Es hat mich schlaflose Nächte genug gekostet, und doch weiß ich noch nicht, noch immer nicht, wie ich es anstellen soll, um das jetzt noch ungeborene Geschöpf vor dem furchtbaren Schicksale seines Brüderchens zu bewahren. Und das ist es, weshalb ich Sie...

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *trocken und geschäftsmäßig*. Von seiner Mutter trennen: Grundbedingung einer gedeihlichen Entwicklung.

HOFFMANN. Also doch?! — Meinen Sie, völlig trennen?... Soll es auch nicht in demselben Hause mit ihr...?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Nein, wenn es Ihnen ernst ist um die Erhaltung Ihres Kindes, dann nicht. Ihr Vermögen gestattet Ihnen ja in dieser Beziehung die freieste Bewegung.

HOFFMANN. Gott sei Dank, ja! Ich habe auch schon in der Nähe von Hirschberg eine Villa mit sehr großem Park angekauft. Nur wollte ich auch meine Frau...

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG *dreht seinen Bart und starrt auf die Erde. Unter Nachdenken.* Kaufen Sie doch Ihrer Frau irgendwo anders eine Villa...

HOFFMANN *zuckt die Achseln.*

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *wie vorher.* Können Sie nicht — Ihre Schwägerin — für die Aufgabe, dieses Kind zu erziehen, interessieren?

HOFFMANN. Wenn Sie wüßten, Herr Doktor, was für Hindernisse... außerdem: ein unerfahrenes, junges Ding... Mutter ist doch Mutter.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Sie wissen meine Meinung. Empfehle mich.

HOFFMANN, *mit Überfreundlichkeit um ihn herum komplimentierend.* Empfehle mich ebenfalls! Ich bin Ihnen äußerst dankbar...

*Beide ab durch die Mitteltür.*

*Helene, das Taschentuch vor den Mund gepreßt, schluchzend, außer sich, kommt herein und läßt sich auf das Sofa links vorn hinfallen. Nach einigen Augenblicken tritt Hoffmann, Zeitungsblätter in den Händen haltend, abermals ein.*

HOFFMANN. Was ist denn das —? Sag mal, Schwägerin! soll denn das noch lange so fort gehen? — Seit ich hier bin, vergeht nicht ein Tag, an dem ich dich nicht weinen sehe.

HELENE. Ach! — was weißt du!? — wenn du überhaupt Sinn für so was hättest, dann würdest du dich vielmehr wundern, wenn ich mal nicht weinte.

HOFFMANN. Das leuchtet mir nicht ein, Schwägerin!

HELENE. Mir um so mehr!

HOFFMANN. Es muß doch wieder was passiert sein, hör mal!

HELENE *springt auf und stampft mit dem Fuße.* Pfui! Pfui!... und ich mag's nicht mehr leiden... das hört auf! Ich lasse mir das nicht mehr bieten! Ich sehe nicht ein, warum... ich... *In Weinen erstickend.*

HOFFMANN. Willst du mir denn nicht wenigstens sagen, worum sich's handelt, damit...

HELENE, *aufs neue heftig ausbrechend.* Alles ist mir egal! Schlimmer kann's nicht kommen: — einen Trunkenbold von Vater hat man, ein Tier — vor dem die... die eigene Tochter nicht sicher ist. — Eine ehebrecherische Stiefmutter, die mich an ihren Galan verkuppeln möchte... Dieses ganze Dasein überhaupt — Nein —! ich sehe nicht ein, wer mich zwingen kann, durchaus schlecht zu werden. Ich gehe fort! ich renne fort — und wenn ihr mich nicht loslaßt, dann... Strick, Messer, Revolver!... mir egal! — ich will nicht auch zum Branntwein greifen wie meine Schwester.

HOFFMANN, *erschrocken, packt sie am Arm.* Lene!... Ich sag' dir, still!... davon still!

HELENE. Mir egal!... mir ganz egal! — man ist... man muß sich schämen bis in die Seele nein. — Man möchte was wissen, was sein, was sein können — und was ist man nu?

HOFFMANN, *der ihren Arm noch nicht wieder losgelassen hat, fängt an, das Mädchen allmählich nach dem Sofa hinzudrängen. Im Tone seiner Stimme liegt nun plötzlich eine weichliche, übertriebene, gleichsam vibrierende Milde.* Lenchen —! ich weiß ja recht gut, daß du hier manches auszustehen hast. Sei nur ruhig...! brauchst es mir gar nicht zu sagen. *Er legt die Rechte liebkosend auf ihre Schulter, bringt sein Gesicht nahe dem ihren.* Ich kann dich gar nicht weinen sehen. Wahrhaftig! — 's tut mir weh. Sieh doch nur aber die Verhältnisse nicht schwärzer, als sie sind —; und dann: — hast du vergessen, daß wir beide — du und ich — sozusagen in der gleichen Lage sind? — Ich bin in

diese Bauernatmosphäre hineingekommen... passe ich hinein? Genau so wenig wie du hoffentlich.

HELENE, *immer noch weinend*. Hätte mein — gutes — M—Muttelchen das geahnt, — als sie... als sie bestimmte, — daß ich in Herrnhut — erzogen... erzogen werden sollte. Hätte sie — mich lieber... mich lieber zu Hause gelassen, dann hätte ich... hätte ich wenigstens — nichts anderes kennengelernt, wäre in dem Sumpf hier auf... aufgewachsen. — Aber so...

HOFFMANN *hat Helene sanft auf das Sofa gezwungen und sitzt nun, eng an sie gedrängt, neben ihr. Immer auffälliger verrät sich in seinen Tröstungen das sinnliche Element*. Lenchen —! sieh mich an, laß das gut sein, tröste dich mit mir. — Ich brauch' dir von deiner Schwester nicht zu sprechen. *Heiß und mit Innigkeit, indem er sie enger umschlingt*: Ja, wäre sie, wie du bist!.. So aber.. sag selbst: was kann sie mir sein? — Wo lebt ein Mann, Lenchen, ein gebildeter Mann, — *leiser* — dessen Frau von einer so unglückseligen Leidenschaft befallen ist? — Man darf es gar nicht laut sagen: eine Frau — und — Branntwein... Nun, sprich, bin ich glücklicher?... Denk an mein Fritzchen! — Nun?... bin ich am Ende besser dran, wie?... *Immer leidenschaftlicher*. Siehst du: so hat's das Schicksal schließlich noch gut gemeint. Es hat uns zueinander gebracht. — Wir gehören für einander! Wir sind zu Freunden voraus bestimmt, mit unsern gleichen Leiden. Nicht, Lenchen? *Er umschlingt sie ganz. Sie läßt es geschehen, aber mit einem Ausdruck, der besagt, daß sie sich zum Dulden zwingt. Sie ist still geworden und scheint mit zitternder Spannung etwas zu erwarten, irgendeine Gewißheit, eine Erfüllung, die unfehlbar herankommt.*

HOFFMANN, *zärtlich*. Du solltest meinem Vorschlag folgen, solltest dies Haus verlassen, bei uns wohnen. — Das Kindchen, das kommt, braucht eine Mutter. — Komm! sei du ihm das — *leidenschaftlich, gerührt, senti-*

*mental:* sonst hat es eben keine Mutter. Und dann: — bring ein wenig, nur ein ganz, ganz klein wenig Licht in mein Leben. Tu's! Tu's! *Er will seinen Kopf an ihre Brust lehnen. Sie springt auf, empört. In ihren Mienen verrät sich Verachtung, Überraschung, Ekel, Haß.*

HELENE. Schwager! Du bist, du bist... Jetzt kenn' ich dich durch und durch. Bisher hab' ich's nur so dunkel gefühlt. Jetzt weiß ich's ganz gewiß.

HOFFMANN, *überrascht, fassungslos.* Was...? Helene... — einzig, wirklich...

HELENE. Jetzt weiß ich ganz gewiß, daß du nicht um ein Haar besser bist... was denn! schlechter bist du, der Schlecht'ste von allen hier!

HOFFMANN *steht auf; mit angenommener Kälte.* Dein Betragen heut ist sehr eigentümlich, weißt du!

HELENE *tritt nahe zu ihm.* Du gehst doch nur auf das eine Ziel los. *Halblaut in sein Ohr:* Aber du hast ganz andere Waffen als Vater und Stiefmutter und der ehrenfeste Herr Bräutigam, ganz andere. Gegen dich gehalten sind sie Lämmer, alle mitnander. Jetzt, jetzt auf einmal, jetzt eben ist mir das sonnenklar geworden.

HOFFMANN, *in erheuchelter Entrüstung.* Lene! Du bist... du bist nicht bei Trost, das ist ja heller Wahn... *Er unterbricht sich, schlägt sich vor den Kopf.* Gott, wie wird mir denn auf einmal, natürlich!... du hast... es ist freilich noch sehr früh am Tage, aber ich wette, du hast... Helene, du hast heut früh schon mit Alfred Loth geredet.

HELENE. Weshalb sollte ich denn nicht mit ihm geredet haben? Es ist ein Mann, vor dem wir uns alle verstecken müßten vor Scham, wenn es mit rechten Dingen zugehe.

HOFFMANN. Also wirklich!... Ach sooo!... na jaaa!... allerdings... da darf ich mich weiter nicht wundern —. So, so, so, hat also die Gelegenheit benutzt,

über seinen Wohltäter 'n bißchen herzuziehen. Man sollte immer auf dergleichen gefaßt sein, freilich!

HELENE. Schwager! das ist nun geradezu gemein.

HOFFMANN. Finde ich beinah auch!

HELENE. Kein Sterbenswort, nicht ein Sterbenswort hat er gesagt über dich.

HOFFMANN, *ohne darauf einzugehen*. Wenn die Sachen so liegen, dann ist es geradezu meine Pflicht, ich sage, meine Pflicht als Verwandter, einem so unerfahrenen Mädchen gegenüber wie du bist...

HELENE. Unerfahrenes Mädchen—? Wie du mir vorkommst!

HOFFMANN, *aufgebracht*. Auf meine Verantwortung ist Loth hier ins Haus gekommen. Nun mußt du wissen: — er ist — gelinde gesprochen — ein höchst gefährlicher Schwärmer, dieser Herr Loth.

HELENE. Daß du das von Herrn Loth sagst, hat für mich so etwas — Verkehrtes — etwas lächerlich Verkehrtes.

HOFFMANN. Ein Schwärmer, der die Gabe hat, nicht nur Weibern, sondern auch vernünftigen Leuten die Köpfe zu verwirren.

HELENE. Siehst du: wieder so eine Verkehrtheit! Mir ist es nach den wenigen Worten, die ich mit Herrn Loth geredet habe, so wohltuend klar im Kopfe....

HOFFMANN, *im Tone eines Verweises*. Was ich dir sage, ist durchaus nichts Verkehrtes.

HELENE. Man muß für das Verkehrte einen Sinn haben, und den hast du eben nicht.

HOFFMANN, *wie vorher*. Davon ist jetzt nicht die Rede. Ich erkläre dir nochmals, daß ich dir nichts Verkehrtes sage, sondern etwas, was ich dich bitten muß, als tatsächlich wahr hinzunehmen... Ich habe es an mir erfahren: er benebelt einem den Kopf, und dann schwärmt man von Völkerverbrüderung, von Freiheit und Gleichheit, setzt sich über Sitte und Moral hinweg..

Wir wären damals um dieser Hirngespinnste willen — weiß der Himmel — über die Leichen unserer Eltern hinweggeschritten, um zum Ziele zu gelangen. Und er, sage ich dir, würde erforderlichenfalls noch heute dasselbe tun.

HELENE. Wie viele Eltern mögen wohl alljährlich über die Leichen ihrer Kinder schreiten, ohne daß jemand...

HOFFMANN, *ihr in die Rede fallend*. Das ist Unsinn! Da hört alles auf!... Ich sage dir, nimm dich vor ihm in acht, in jeder... ich sage ganz ausdrücklich, in jeder Beziehung. — Von moralischen Skrupeln ist da keine Spur.

HELENE. Nee, wie verkehrt dies nun wieder ist. Glaub mir, Schwager, fängt man erst mal an darauf zu achten... es ist so schrecklich interessant...

HOFFMANN. Sag doch, was du willst, gewarnt bist du nun. Ich will dir nur noch ganz im Vertrauen mitteilen: ein Haar, und ich wäre damals durch ihn und mit ihm greulich in die Tinte geraten.

HELENE. Wenn dieser Mensch so gefährlich ist, warum freustest du dich denn gestern so aufrichtig, als...

HOFFMANN. Gott ja, er ist eben ein Jugendbekannter! Weißt du denn, ob nicht ganz bestimmte Gründe vorlagen....

HELENE. Gründe? Wie denn?

HOFFMANN. Nur so. — Käme er allerdings heut, und wüßte ich, was ich jetzt weiß —

HELENE. Was weißt du denn nur? Ich sagte dir doch bereits, er hat kein Sterbenswort über dich verlauten lassen.

HOFFMANN. Verlaß dich drauf! Ich hätte mir's zweimal überlegt und mich wahrscheinlich sehr in acht genommen, ihn hier zu behalten. Loth ist und bleibt 'n Mensch, dessen Umgang kompromittiert. Die Behörden haben ihn im Auge.

HELENE. Ja, hat er denn ein Verbrechen begangen?

HOFFMANN. Sprechen wir lieber darüber nicht. Laß es dir genug sein, Schwägerin, wenn ich dir die Versicherung gebe: mit Ansichten, wie er sie hat, in der Welt umherzulaufen, ist heutzutage weit schlimmer und vor allem gefährlicher als stehen.

HELENE. Ich will's mir merken. — Nun aber — Schwager! hörst du? Frag mich nicht — wie ich nach deinen Reden über Herrn Loth noch von dir denke. — Hörst du?

HOFFMANN, *zynisch kalt*. Denkst du denn wirklich, daß mir so ganz besonders viel daran liegt, das zu wissen? *Er drückt den Klingelknopf*. Übrigens höre ich ihn da eben hereinkommen.

*Loth tritt ein.*

Nun —? gut geschlafen, alter Freund?

LOTH. Gut, aber nicht lange. Sag doch mal: ich sah da vorhin jemand aus dem Haus kommen, einen Herrn.

HOFFMANN. Vermutlich der Doktor, der soeben hier war. Ich erzählte dir ja... dieser eigentümliche Mischmasch von Härte und Sentimentalität.

*Helene verhandelt mit Eduard, der eben eingetreten ist. Er geht ab und serviert kurz darauf Tee und Kaffee.*

LOTH. Dieser Mischmasch, wie du dich ausdrückst, sah nämlich einem alten Universitätsfreunde von mir furchtbar ähnlich — ich hätte schwören können, daß er es sei — einem gewissen Schimmelpfennig.

HOFFMANN, *sich am Frühstückstisch niederlassend*. Nu ja, ganz recht: Schimmelpfennig!

LOTH. Ganz recht? Was?

HOFFMANN. Er heißt in der Tat Schimmelpfennig.

LOTH. Wer? Der Doktor hier?

HOFFMANN. Du sagtest es doch eben. Ja, der Doktor.

LOTH. Dann... das ist aber auch wirklich wunderbar! Unbedingt ist er's dann.

HOFFMANN. Siehst du wohl, schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande. Du nimmst mir's nicht übel, wenn ich anfangе; wir wollten uns nämlich gerade zum Frühstück setzen. Bitte, nimm Platz! Du hast doch wohl nicht schon irgendwo gefrühstückt?

LOTH. Nein!

HOFFMANN. Nun dann, also. *Er rückt, selbst sitzend, Loth einen Stuhl zurecht. Hierauf zu Eduard, der mit Tee und Kaffee kommt.* Ä! wird... e... meine Frau Schwiegermama nicht kommen?

EDUARD. Die gnädige Frau und Frau Spiller werden auf ihrem Zimmer frühstücken.

HOFFMANN. Das ist aber doch noch nie...

HELENE, *das Service zurechtrückend.* Laß nur! Es hat seinen Grund.

HOFFMANN. Ach so... Loth, lang zu... ein Ei? Tee?

LOTH. Könnte ich vielleicht lieber ein Glas Milch bekommen?

HOFFMANN. Mit dem größten Vergnügen.

HELENE. Eduard! Miele soll frisch einmelken.

HOFFMANN *schält ein Ei ab.* Milch — brrr! mich schüttelt's. *Salz und Pfeffer nehmend.* Sag mal, Loth, was führt dich eigentlich in unsere Gegend? Ich hab' bisher ganz vergessen, dich danach zu fragen.

LOTH *bestreicht eine Semmel mit Butter.* Ich möchte die hiesigen Verhältnisse studieren.

HOFFMANN, *mit einem Aufblick.* Bitte...?... Was für Verhältnisse?

LOTH. Präzise gesprochen — ich will die Lage der hiesigen Bergleute studieren.

HOFFMANN. Ach, die ist im allgemeinen doch eine sehr gute.

LOTH. Glaubst du? — Das wäre ja übrigens recht schön... Doch eh ich's vergesse: Du mußt mir dabei einen Dienst leisten. Du kannst dich um die Volkswirtschaft sehr verdient machen, wenn...

HOFFMANN. Ich? I! wieso ich?

LOTH. Nun, du hast doch den Verschleiß der hiesigen Gruben?

HOFFMANN. Ja! und was dann?

LOTH. Dann wird es dir auch ein leichtes sein, mir die Erlaubnis zur Besichtigung der Gruben auszuwirken. Das heißt: ich will mindestens vier Wochen lang täglich einfahren, damit ich den Betrieb einigermaßen kennenlerne.

HOFFMANN, *leicthin*. Was du da unten zu sehen bekommst, willst du dann wohl schildern?

LOTH. Ja. Meine Arbeit soll vorzugsweise eine deskriptive werden.

HOFFMANN. Das tut mir nun wirklich leid, mit der Sache habe ich gar nichts zu tun. — Du willst bloß über die Bergleute schreiben, wie?

LOTH. Aus dieser Frage hört man, daß du kein Volkswirtschaftler bist.

HOFFMANN, *in seinem Dünkel gekränkt*. Bitte sehr um Entschuldigung! Du wirst mir wohl zutrauen... Warum? Ich sehe nicht ein, wieso man diese Frage nicht tun kann? — und schließlich: es wäre kein Wunder... Alles kann man nicht wissen.

LOTH. Na beruhige dich nur! Die Sache ist einfach die: wenn ich die Lage der hiesigen Bergarbeiter studieren will, so ist es unumgänglich, auch alle die Verhältnisse, die diese Lage bedingen, zu berühren.

HOFFMANN. In solchen Schriften wird mitunter schauderhaft übertrieben.

LOTH. Von diesem Fehler gedenke ich mich frei zu halten.

HOFFMANN. Das wird sehr löblich sein. *Er hat bereits mehrmals und jetzt wiederum mit einem kurzen und prüfenden Blick Helenen gestreift, die mit naiver Andacht an Loths Lippen hängt, und fährt nun fort:* Doch... es ist urkomisch, wie einem so was ganz urplötzlich in

den Sinn kommt. Wie so was im Gehirn nur vor sich gehen mag?

LOTH. Was ist dir denn auf einmal in den Sinn gekommen?

HOFFMANN. Es betrifft dich. — Ich dachte an deine Ver. . . nein, es ist am Ende taktlos, in Gegenwart von einer jungen Dame von deinen Herzensgeheimnissen zu reden.

HELENE. Ja, dann will ich doch lieber. . .

LOTH. Bitte sehr, Fräulein! . . . bleiben Sie ruhig, meinerwegen wenigstens — ich merke längst, worauf er hinauswill. Ist auch durchaus nichts Gefährliches. *Zu Hoffmann:* Meine Verlobung, nicht wahr?

HOFFMANN. Wenn du selbst darauf kommst, ja! — ich dachte in der Tat an deine Verlobung mit Anna Faber.

LOTH. Die ging auseinander — naturgemäß — als ich damals ins Gefängnis mußte.

HOFFMANN. Das war aber nicht hübsch von deiner. . .

LOTH. Es war jedenfalls ehrlich von ihr! Ihr Absagebrief enthielt ihr wahres Gesicht; hätte sie mir dies Gesicht früher gezeigt, dann hätte sie sich selbst und auch mir manches ersparen können.

HOFFMANN. Und seither hat dein Herz nicht irgendwo festgehakt?

LOTH. Nein.

HOFFMANN. Natürlich! Nun: Büchse ins Korn geworfen — Heiraten verschworen! verschworen wie den Alkohol! Was? Übrigens chacun à son goût.

LOTH. Mein Geschmack ist es eben nicht, aber vielleicht mein Schicksal. Auch habe ich dir, so viel ich weiß, bereits einmal gesagt, daß ich in bezug auf das Heiraten nichts verschworen habe; was ich fürchte, ist: daß es keine Frau geben wird, die sich für mich eignet.

HOFFMANN. Ein großes Wort, Lothchen!

LOTH. Im Ernst! — Mag sein, daß man mit den Jahren zu kritisch wird und zu wenig gesunden Instinkt besitzt. Ich halte den Instinkt für die beste Garantie einer geeigneten Wahl.

HOFFMANN, *frivol*. Der wird sich schon noch mal wieder finden — *lachend* — der Instinkt nämlich.

LOTH. — Schließlich, was kann ich einer Frau bieten? Ich werde immer mehr zweifelhaft, ob ich einer Frau zumuten darf, mit dem kleinen Teile meiner Persönlichkeit vorliebzunehmen, der nicht meiner Lebensarbeit gehört — dann fürchte ich mich auch vor der Sorge um die Familie.

HOFFMANN. Wa... was? — vor der Sorge um die Familie? Kerl! hast du denn nicht Kopf, Arme, he?

LOTH. Wie du siehst. Aber ich sagte dir ja schon, meine Arbeitskraft gehört zum größten Teil meiner Lebensaufgabe und wird ihr immer zum größten Teil gehören: sie ist also nicht mehr mein. Ich hätte außerdem mit ganz besonderen Schwierigkeiten...

HOFFMANN. Pst! klingelt da nicht jemand?

LOTH. Du hältst das für Phrasengebimmel?

HOFFMANN. Ehrlich gesprochen, es klingt etwas hohl! Unsereiner ist schließlich auch kein Buschmann, trotzdem man verheiratet ist. Gewisse Menschen gebärden sich immer, als ob sie ein Privilegium auf alle in der Welt zu vollbringenden guten Taten hätten.

LOTH, *heftig*. Gar nicht! — denk' ich gar nicht dran. — Wenn du von deiner Lebensaufgabe nicht abgekommen wärst, so würde das an deiner glücklichen materiellen Lebenslage mit liegen.

HOFFMANN, *mit Ironie*. Dann wäre das wohl auch eine deiner Forderungen.

LOTH. Wie? Forderungen? was?

HOFFMANN. Ich meine — du würdest bei einer Heirat auf Geld sehen.

LOTH. Unbedingt.

HOFFMANN. Und dann gibt es — wie ich dich kenne — noch eine lange Zaspel anderer Forderungen.

LOTH. Sind vorhanden! Leibliche und geistige Gesundheit der Braut zum Beispiel ist *conditio sine qua non*.

HOFFMANN, *lachend*. Vorzüglich, dann wird ja wohl vorher eine ärztliche Untersuchung der Braut notwendig werden. — Göttlicher Hecht!

LOTH, *immer ernst*. Ich stelle aber auch an mich Forderungen, mußst du nehmen.

HOFFMANN, *immer heiterer*. Ich weiß, weiß!... wie du mal die Literatur über Liebe durchgingst, um auf das gewissenhafteste festzustellen, ob das, was du damals für irgendeine Dame empfandest, auch wirklich Liebe sei. Also sag doch mal noch einige deiner Forderungen.

LOTH. Meine Frau müßte zum Beispiel entsagen können.

HELENE. Wenn... wenn... ach! ich will lieber nicht reden... ich wollte nur sagen: die Frau ist doch im allgemeinen ans Entsagen gewöhnt.

LOTH. Um's Himmels willen! Sie verstehen mich durchaus falsch. So ist das Entsagen nicht gemeint. Nur insofern verlange ich Entsagung, oder besser, nur auf den Teil meines Wesens, der meiner Lebensaufgabe gehört, müßte sie freiwillig und mit Freuden verzichten. Nein, nein! im übrigen soll meine Frau fordern und immer fordern — alles, was ihr Geschlecht im Laufe der Jahrhunderte eingeübt hat.

HOFFMANN. Au! au! au!... Frauenemanzipation! — wirklich, deine Schwenkung war bewunderungswürdig — nun bist du ja im rechten Fahrwasser. Alfred Loth oder der Agitator in der Westentasche!... Wie würdest du denn hierin deine Forderungen formulieren, oder besser: wie weit müßte deine Frau emanzipiert sein? — Es amüsiert mich wirklich, dich anzuhören — Zigarren rauchen? Hosen tragen?

LOTH. Das nun weniger — aber — sie müßte allerdings über gewisse gesellschaftliche Vorurteile hinaus sein. Sie müßte zum Beispiel nicht davor zurückschrecken, zuerst — falls sie nämlich wirklich Liebe zu mir empfände — das bewußte Bekenntnis abzulegen.

HOFFMANN *ist mit Frühstück zu Ende. Springt auf, in halb ernster, halb komischer Entrüstung.* Weißt du? das... das ist... eine geradezu unverschämte Forderung! mit der du allerdings auch — wie ich dir hiermit prophezeie —, wenn du nicht etwa vorziehst, sie fallen zu lassen, bis an dein Lebensende herumlaufen wirst.

HELENE, *mit schwer bewältigter, innerer Erregung.* Ich bitte die Herren, mich jetzt zu entschuldigen — die Wirtschaft... du weißt, Schwager: Mama ist in der Stube, und da...

HOFFMANN. Laß dich nicht abhalten.

*Helene verbeugt sich; ab.*

HOFFMANN, *mit dem Streichholzetui zu dem Zigarrenkistchen, das auf dem Büfett steht, schreitend.* Das muß wahr sein... Du bringst einen in Hitze... ordentlich unheimlich. *Nimmt eine Zigarre aus der Kiste und läßt sich dann auf das Sofa links vorn nieder. Er schneidet die Spitze der Zigarre ab und hält während des Folgenden die Zigarre in der linken, das abgetrennte Spitzchen zwischen den Fingern der rechten Hand.* Bei alledem... es amüsiert doch. Und dann: Du glaubst nicht, wie wohl es tut, so'n paar Tage auf dem Lande, abseits von den Geschäften, zuzubringen. Wenn nur nicht heute dies verwünschte... wie spät ist es denn eigentlich? Ich muß nämlich leider Gottes heute zu einem Essen nach der Stadt. — Es war unumgänglich: dies Diner mußte ich geben. Was soll man machen als Geschäftsmann? — Eine Hand wäscht die andere. Die Bergbeamten sind nun mal dran gewöhnt. — Na! eine Zigarre kann man noch rauchen — in aller Gemütsruhe. *Er trägt das Spitzchen nach dem Spucknapf, läßt*

sich dann abermals auf das Sofa nieder und setzt seine Zigarre in Brand.

LOTH, am Tisch; blättert stehend in einem Prachtwerk. Die Abenteuer des Grafen Sandor.

HOFFMANN. Diesen Unsinn findest du hier bei den meisten Bauern aufliegen.

LOTH, unter dem Blättern. Wie alt ist eigentlich deine Schwägerin?

HOFFMANN. Im August einundzwanzig gewesen.

LOTH. Ist sie leidend?

HOFFMANN. Weiß nicht. — Glaube übrigens nicht — macht sie dir den Eindruck? —

LOTH. Sie sieht allerdings mehr verhärtet als krank aus.

HOFFMANN. Na ja! die Scherereien mit der Stiefmutter...

LOTH. Auch ziemlich reizbar scheint sie zu sein!?

HOFFMANN. Unter solchen Verhältnissen... Ich möchte den sehen, der unter solchen Verhältnissen nicht reizbar werden würde...

LOTH. Viel Energie scheint sie zu besitzen.

HOFFMANN. Eigensinn!

LOTH. Auch Gemüt, nicht?

HOFFMANN. Zu viel mitunter...

LOTH. Wenn die Verhältnisse hier so mißlich für sie sind — warum lebt deine Schwägerin dann nicht in deiner Familie?

HOFFMANN. Frag sie, warum! — Oft genug hab' ich's ihr angeboten. Frauenzimmer haben eben ihre Schrullen. *Die Zigarre im Munde, zieht Hoffmann ein Notizbuch und summiert einige Posten.* Du nimmst es mir doch wohl nicht übel, wenn ich... wenn ich dich dann allein lassen muß?

LOTH. Nein, gar nicht.

HOFFMANN. Wie lange gedenkst du denn noch...?

LOTH. Ich werde mir bald nachher eine Wohnung

suchen. Wo wohnt denn eigentlich Schimmelpfennig? Am besten, ich gehe zu ihm. Der wird mir gewiß etwas vermitteln können. Hoffentlich findet sich bald etwas Geeignetes, sonst würde ich die nächste Nacht im Gasthaus nebenan zubringen.

HOFFMANN. Wieso denn? Natürlich bleibst du dann bis morgen bei uns. Freilich, ich bin selbst nur Gast in diesem Hause — sonst würde ich dich natürlich aufordern... Du begreifst...!

LOTH. Vollkommen!...

HOFFMANN. Aber sag doch mal — sollte das wirklich dein Ernst gewesen sein...?

LOTH. Daß ich die nächste Nacht im Gast...?

HOFFMANN. Unsinn!... Bewahre. Was du vorhin sagtest, meine ich. Die Geschichte da — mit deiner vertrackten deskriptiven Arbeit?

LOTH. Weshalb nicht?

HOFFMANN. Ich muß dir gestehen, ich hielt es für Scherz. *Er erhebt sich, vertraulich, halb und halb im Scherz:* Wie? du solltest wirklich fähig sein, hier... gerade hier, wo ein Freund von dir glücklich festen Fuß gefaßt hat, den Boden zu unterwühlen?

LOTH. Mein Ehrenwort, Hoffmann! Ich hatte keine Ahnung davon, daß du dich hier befändest. Hätte ich das gewußt...

HOFFMANN *springt auf, hocherfreut.* Schon gut! schon gut! Wenn die Sachen so liegen... siehst du, das freut mich aufrichtig, daß ich mich nicht in dir getäuscht habe. Also, du weißt es nun, und selbstredend erhältst du die Kosten der Reise und alles, was drum und dran baumelt, von mir vergütet. Ziere dich nicht! Es ist einfach meine Freundespflicht... Daran erkenne ich meinen alten, biedereren Loth! Denke mal an: ich hatte dich wirklich eine Zeitlang ernstlich im Verdacht... Aber nun muß ich dir auch ehrlich sagen, so schlecht, wie ich mich zuweilen hinstelle, bin ich keineswegs.

Ich habe dich immer hochgeschätzt: dich und dein ehrliches, konsequentes Streben. Ich bin der letzte, der gewisse, — leider, leider mehr als berechtigte Ansprüche der ausgebeuteten, unterdrückten Massen nicht gelten läßt. — Ja, lächle nur, ich gehe sogar so weit, zu bekennen, daß es im Reichstag nur eine Partei gibt, die Ideale hat: und das ist dieselbe, der du angehörst!... Nur — wie gesagt — langsam! langsam! — nichts überstürzen. Es kommt alles, kommt alles, wie es kommen soll. Nur Geduld! Geduld!...

LOTH. Geduld muß man allerdings haben. Deshalb ist man aber noch nicht berechtigt, die Hände in den Schoß zu legen!

HOFFMANN. Ganz meine Ansicht! — Ich hab' dir überhaupt in Gedanken weit öfter zugestimmt als mit Worten. Es ist 'ne Unsitte, ich geb's zu. Ich hab' mir's angewöhnt, im Verkehr mit Leuten, die ich nicht gern in meine Karten sehen lasse... Auch in der Frauenfrage... du hast manches sehr treffend geäußert. *Er ist inzwischen ans Telephon getreten, weckt und spricht teils ins Telephon, teils zu Loth.* Die kleine Schwägerin war übrigens ganz Ohr... *Ins Telephon:* Franz! In zehn Minuten muß angespannt sein... *Zu Loth:* Es hat ihr Eindruck gemacht... *Ins Telephon:* Was? — ach was, Unsinn! — Na, da hört doch aber... Dann schirren Sie schleunigst die Rappen an... *Zu Loth:* Warum sollte es ihr keinen Eindruck machen?... *Ins Telephon:* Gerechter Strohsack, zur Putzmacherin, sagen Sie? Die gnädige Frau... die gnä... Ja — na ja! aber sofort — na ja! — ja! schön! Schluß! *Nachdem er darauf den Knopf der Hausklingel gedrückt, zu Loth:* Wart nur ab, du! Laß mich nur erst den entsprechenden Monetenberg aufgeschichtet haben, vielleicht geschieht dann etwas... *Eduard ist eingetreten.* Eduard! Meine Gamaschen, meinen Gehrock! *Eduard ab.* Vielleicht geschieht dann etwas, was ihr mir alle jetzt nicht zu-

traut. . . Wenn du in zwei oder drei Tagen — bis dahin wohnst du unbedingt bei uns — ich müßte es sonst als eine grobe Beleidigung ansehen — *er legt den Schlafrock ab* — in zwei bis drei Tagen also, wenn du abzureisen gedenkst, bringe ich dich mit meiner Kutsche zur Bahn.

*Eduard mit Gehrock und Gamaschen tritt ein.*

*Hoffmann, indem er sich den Rock überziehen läßt: So! Auf einen Stuhl niedersitzend. Nun die Stiefel! Nachdem er einen davon angezogen hat. Das wäre einer!*

LOTH. Du hast mich doch wohl nicht ganz verstanden.

HOFFMANN. Ach ja! das ist leicht möglich. Man ist so raus aus all den Sachen. Nur immer lederne Geschäftsangelegenheiten. Eduard! ist denn noch keine Post gekommen? Warten Sie mal! — Gehen Sie doch mal in mein Zimmer! Auf dem Pult links liegt ein Schriftstück mit blauem Deckel, bringen Sie's raus in die Wagentasche.

*Eduard ab in die Thür rechts, dann zurück und ab durch die Mitteltür.*

LOTH. Ich meine ja nur! Du hast mich in einer Beziehung nicht verstanden.

HOFFMANN, *sich immer noch mit dem zweiten Schuh herumquälend. Upsa! . . . So! Er steht auf und tritt die Schuhe ein. Da wären wir. Nichts ist unangenehmer als enge Schuhe. . . Was meintest du eben?*

LOTH. Du sprachst von meiner Abreise. . .

HOFFMANN. Nun?

LOTH. Ich habe dir doch bereits gesagt, daß ich um eines ganz bestimmten Zweckes willen hier am Orte bleiben muß.

HOFFMANN, *aufs äußerste verblüfft und entrüstet zugleich. Hör mal!!! Das ist aber beinahe nichtswürdig! — Weißt du denn nicht, was du mir als Freund schuldest?*

LOTH. Doch wohl nicht den Verrat meiner Sache!?

HOFFMANN, *außer sich. Nun, dann. . . dann habe*

ich auch nicht die kleinste Veranlassung, dir gegenüber als Freund zu verfahren. Ich sage dir also: daß ich dein Auftreten hier — gelinde gesprochen — für fabelhaft dreist halte.

LOTH, *sehr ruhig*. Vielleicht erklärst du mir, was dich berechtigt, mich mit dergleichen Epitheta...

HOFFMANN. Das soll ich dir auch noch erklären? Da hört eben Verschiedenes auf! Um so was nicht zu fühlen, muß man Rhinoceroshaut auf dem Leibe haben! Du kommst hierher, genießt meine Gastfreundschaft, drischst mir ein paar Schock deiner abgegriffnen Phrasen vor, verdrehst meiner Schwägerin den Kopf, schwatzt von alter Freundschaft und so was Guts, und dann erzählst du ganz naiv: du wolltest eine deskriptive Arbeit über hiesige Verhältnisse verfertigen. Ja, für was hältst du mich denn eigentlich? Meinst du vielleicht, ich wüßte nicht, daß solche sogenannten Arbeiten nichts als schamlose Pamphlete sind?... Solch eine Schmäh-schrift willst du schreiben, und zwar über unseren Kohlendistrikt. Solltest du denn wirklich nicht begreifen, wen diese Schmäh-schrift am allerschärfsten schädigen müßte? Doch nur mich! — Ich sage: man sollte euch das Handwerk noch gründlicher legen, als es bisher geschehen ist, Volksverführer, die ihr seid! Was tut ihr? Ihr macht den Bergmann unzufrieden, anspruchsvoll, reizt ihn auf, erbittert ihn, macht ihn aufsässig, ungehorsam, unglücklich, spiegelt ihm goldene Berge vor und grapscht ihm unter der Hand seine paar Hungerpfennige aus der Tasche.

LOTH. Erachtest du dich nun als demaskiert?

HOFFMANN, *roh*. Ach was! Du lächerlicher, gespreizter Tugendmeier! Was mir das wohl ausmacht, vor dir demaskiert zu sein! — Arbeite lieber! Laß deine albernern Faseleien! — Tu was! Komm zu was! Ich brauche niemand um zweihundert Mark anzupumpen. *Schnell ab durch die Mitteltür.*

*Loth sieht ihm einige Augenblicke ruhig nach, dann greift er, nicht minder ruhig, in seine Brusttasche, zieht ein Portefeuille und entnimmt ihm ein Stück Papier (den Scheck Hoffmanns), das er mehrmals durchreißt, um die Schnitzel dann langsam in den Kohlenkasten fallen zu lassen. Jetzt erscheint Helene auf der Schwelle des Wintergartens.*

HELENE, *leise*. Herr Loth!

LOTH *zuckt zusammen, wendet sich*. Ah! Sie sind es. — Nun — dann — kann ich Ihnen doch wenigstens ein Lebewohl sagen.

HELENE, *unwillkürlich*. War Ihnen das Bedürfnis?

LOTH. Ja! — es war mir Bedürfnis —! Vermutlich — wenn Sie dadrin gewesen sind — haben Sie den Auftritt hier mit angehört — und dann...

HELENE. Ich habe alles mit angehört.

LOTH. Nun — dann — wird es Sie nicht in Erstaunen setzen, wenn ich dieses Haus so ohne Sang und Klang verlasse.

HELENE. N—nein! — ich begreife—!... Vielleicht kann Sie's milder gegen ihn stimmen... mein Schwager bereut immer sehr schnell. Ich hab's oft...

LOTH. Ganz möglich —! Vielleicht gerade deshalb aber ist das, was er über mich sagte, seine wahre Meinung von mir. — Es ist sogar unbedingt seine wahre Meinung.

HELENE. Glauben Sie das im Ernst?

LOTH. Ja! — im Ernst! Also... *Er geht auf sie zu und gibt ihr die Hand*. Leben Sie recht glücklich! *Er wendet sich und steht sogleich wieder still*. Ich weiß nicht...! oder besser: — *Helenen klar und ruhig ins Gesicht blickend* — Ich weiß, weiß erst seit... seit diesem Augenblick, daß es mir nicht ganz leicht ist, von hier fortzugehen... und... ja... und... na ja!

HELENE. Wenn ich Sie aber — recht schön bäte... recht sehr... noch weiter hierzubleiben —?

LOTH. Sie teilen also nicht die Meinung Ihres Schwagers?

HELENE. Nein! — und das — wollte ich Ihnen unbedingt... unbedingt noch sagen, bevor... bevor — Sie — gingen.

LOTH *ergreift abermals ihre Hand.* Das tut mir wirklich wohl.

HELENE, *mit sich kämpfend. In einer sich schnell bis zur Bewußtlosigkeit steigenden Erregung. Mühsam hervorstammelnd.* Auch noch mehr wollte ich Ihnen... Ihnen sagen, nämlich... nämlich, daß — ich Sie sehr hoch—achte und — verehere —, wie ich bis jetzt... bis jetzt noch — keinen Mann..., daß ich Ihnen — vertraue, — daß ich bereit bin, das... das zu beweisen — daß ich — etwas für dich, Sie fühle... *Sinkt ohnmächtig in seine Arme.*

LOTH. Helene!

## VIERTER AKT

*Wie im zweiten Akt: der Gutshof. Zeit: eine Viertelstunde  
nach Helenens Liebeserklärung.*

*Marie und Golisch, der Kuhjunge, schleppen sich mit einer hölzernen Lade die Bodentreppe herunter. Loth kommt reisefertig aus dem Hause und geht langsam und nachdenklich quer über den Hof. Bevor er in den Wirtschaftssteig einbiegt, stößt er auf Hoffmann, der mit ziemlicher Eile durch den Hofeingang ihm entgegenkommt.*

HOFFMANN, Zylinder, Glacéhandschuhe. Sei mir nicht böse. Er verstellt Loth den Weg und faßt seine beiden Hände. Ich nehme hiermit alles zurück!... nenne mir eine Genugtuung!... Ich bin zu jeder Genugtuung bereit!... ich bereue, bereue alles aufrichtig.

LOTH. Das hilft dir und mir wenig.

HOFFMANN. Ach! — wenn du doch... sieh mal...! mehr kann man doch eigentlich nicht tun. Ich sage dir: mein Gewissen hat mir keine Ruhe gelassen. Dicht vor Jauer bin ich umgekehrt,... daran solltest du doch schon erkennen, daß es mir Ernst ist. — Wo wolltest du hin...?

LOTH. Ins Wirtshaus — einstweilen.

HOFFMANN. Ach, das darfst du mir nicht antun...! das tu mir nur nicht an! Ich glaube ja, daß es dich tief kränken mußte. 's ist ja auch vielleicht nicht so — mit ein paar Worten wieder gutzumachen. Nur nimm mir nicht jede Gelegenheit... jede Möglichkeit, dir zu beweisen... hörst du? Kehr um... Bleib wenigstens bis... bis morgen. Oder bis... bis ich zurückkomme. Ich muß mich noch einmal in Muße mit dir aussprechen darüber; — das kannst du mir nicht abschlagen.

LOTH. Wenn dir daran besonders viel gelegen ist...

HOFFMANN. Alles!... auf Ehre! — ist mir daran gelegen, alles!... Also komm!... komm!! Kneif ja

nicht aus! — komm! *Er führt Loth, der sich nun nicht mehr sträubt, in das Haus zurück. Beide ab.*

*Die entlassene Magd und der Kuhjunge haben inzwischen die Lade auf den Schubkarren gesetzt, Golisch hat die Traggurte umgenommen.*

MARIE, *während sie Golisch etwas in die Hand drückt.*  
Doo! Gooschla! hust a woas!

DER JUNGE *weist es ab.* Behaal den'n Biema!

MARIE. Ä! tumme Dare!

DER JUNGE. Na, wegen menner. *Er nimmt das Geld und tut es in seinen ledernen Geldbeutel.*

FRAU SPILLER, *von einem der Wohnhausfenster aus, ruft.* Marie!

MARIE. Woas wullt er noo?

FRAU SPILLER, *nach einer Minute aus der Haustür tretend.* Die gnädige Frau will dich behalten, wenn du versprichst...

MARIE. Dreck war ich 'r versprecha! — Foahr zu, Goosch!

FRAU SPILLER, *näher tretend.* Die gnädige Frau will dir auch etwas am Lohn zulegen, wenn du... *Plötzlich flüsternd.* Mach der nischt draus, Moad! se werd ok manchmal so'n bisken kullerig.

MARIE, *wütend.* Se maag siich ihre poar Greschla fer sich behahn! — *Weinerlich.* Ehnder derhingern! Sie folgt Golisch, der mit dem Schubkarren vorangefahren ist. Nee, a su woas oaber oo! — Do sool eens do glei...  
*Ab. Frau Spiller ihr nach. Ab.*

*Durch den Haupteingang kommt Baer, genannt Hopsla-baer. Ein langer Mensch mit einem Geierhalse und Kropfe dran. Er geht barfuß und ohne Kopfbedeckung; die Beinkleider reichen, unten stark ausgefranst, bis wenig unter die Knie herab. Er hat eine Glatze; das vorhandene braune, verstaubte und verklebte Haar reicht ihm bis über die Schulter. Sein Gang ist straußenartig. An einer Schnur führt er ein Kinderwägelchen voll Sand*

*mit sich. Sein Gesicht ist bartlos, die ganze Erscheinung deutet auf einen einige zwanzig Jahre alten, verwahrlosten Bauernburschen.*

BAER, *mit merkwürdig blökender Stimme.* Saaa—a—and! Saa—and!

*Er geht durch den Hof und verschwindet zwischen Wohnhaus und Stallgebäude. Hoffmann und Helene aus dem Wohnhaus. Helene sieht bleich aus und trägt ein leeres Wasserglas in der Hand.*

HOFFMANN, *zu Helene.* Unterhalt ihn bissel! verstehst du? — Laß ihn nicht fort — es liegt mir sehr viel daran. — So'n beleidigter Ehrgeiz... Adieu! — Ach! Soll ich am Ende nicht fahren? — Wie geht's mit Martha? — Ich hab' so'n eigentümliches Gefühl, als ob's bald... Unsinn! — Adieu!... höchste Eile. *Ruft:* Franz! Was die Pferde laufen können! *Schnell ab durch den Haupteingang.*

*Helene geht zur Pumpe, pumpt das leere Glas voll und leert es auf einen Zug. Ein zweites Glas Wasser leert sie zur Hälfte. Das Glas setzt sie dann auf das Pumpenrohr und schlendert langsam, von Zeit zu Zeit rückwärts schauend, durch den Torweg hinaus. Baer kommt zwischen Wohnhaus und Stallung hervor und hält mit seinem Wagen vor der Wohnhaustür still, wo Miele ihm Sand abnimmt. Indes ist Kahl von rechts innerhalb des Grenzzaunes sichtbar geworden, im Gespräch mit Frau Spiller, die außerhalb des Zaunes, also auf dem Terrain des Hofeinganges, sich befindet. Beide bewegen sich im Gespräch langsam längs des Zaunes hin.*

FRAU SPILLER, *leidend.* Ach ja —m— gnädiger Herr Kahl! Ich hab' —m— manchmal so an Sie —m— gedacht —m— wenn... das gnädige Freilein... sie ist doch nun mal —m— sozusagen —m— mit Sie verlobt, und da... ach! —m— zu meiner Zeit...!

KAHL *steigt auf die Bank unter der Eiche und befestigt einen Meisenkasten auf dem untersten Ast.* W—wenn

werd denn d.. dd.. doas D... d... d... dukterluder  
amol sssenner W...wwwege gihn? hä?

FRAU SPILLER. Ach, Herr Kahl! ich glaube —m—,  
nicht so bald. — A..ach, Herr —m— Kahl, ich bin  
zwar sozusagen —m— etwas —m— herabjekommen,  
aber ich weiß sozusagen —m—, was Bildung ist. In  
dieser Hinsicht, Herr Kahl... , das Freilein —m— das  
gnädige Freilein... , das handeln nicht gut gegen Ihnen,  
— nein! —m— darin, sozusagen —m— habe ich mir  
nie etwas zu schulden kommen lassen —m— mein  
Gewissen —m— gnädiger Herr Kahl, ist darin so rein...  
sozusagen, wie reiner Schnee.

*Baer hat sein Sandgeschäft abgewickelt und verläßt in  
diesem Augenblick, an Kahl vorübergehend, den Hof.*

KAHL entdeckt Baer und ruft: Hopslabaer, hops amool!  
Baer macht einen riesigen Luftsprung. Kahl, vor Lachen  
wiehernd, ruft ein zweites Mal: Hopslabaer, hops  
amool!

FRAU SPILLER. Nun da —m— ja, Herr Kahl...  
ich meine es nur gut mit Sie. Sie müssen Obacht geben  
—m— gnädiger Herr! Es —m— es ist was im Gange  
mit dem gnädigen Freilein und —m—m—

KAHL. D.. doas Dukterluder... ok bbbblußig  
emool vor a Hunden — blußig e...e...emool!

FRAU SPILLER, geheimnisvoll. Und was das nun  
noch —m— für ein Indifidium ist. Ach —m— das  
gnädige Freilein tut mir auch soo leid. Die Frau —m—  
vom Polizeidiener, die hat's vom Amte, glaub' ich. Es  
soll ein ganz —m— gefährlicher Mensch sein. Ihr  
Mann —m— soll ihn sozusagen —m— denken Sie  
nur, soll ihn —m— geradezu im Auge behalten. *Loth  
aus dem Hause. Sieht sich um.* Sehn Sie, nun jeht er  
dem gnädigen Freilein nach —m—. Aa... ach, zuu leid  
tut es einem.

KAHL. Na wart! Ab.

*Frau Spiller geht nach der Haustüre. Als sie an Loth*

*vorbeikommt, macht sie eine tiefe Verbeugung. Ab in das Haus.*

*Loth langsam durch den Torweg ab. Die Kutschenfrau, eine magere, abgehärmte und ausgehungerte Frauensperson, kommt zwischen Stallgebäude und Wohnhaus hervor. Sie trägt einen großen Topf unter ihrer Schürze versteckt und schleicht damit, sich überall ängstlich umblickend, nach dem Kuhstall. Ab in die Kuhstalltür. Die beiden Mägde, jede eine Schubkarre, hoch mit Klee beladen, vor sich herstoßend, kommen durch den Torweg herein. Beibst, die Sense über der Schulter, die kurze Pfeife im Munde, folgt ihnen nach. Liese hat ihre Schubkarre vor die linke, Auguste vor die rechte Stalltür gefahren, und beide Mägde beginnen große Arme voll Klee in den Stall hinein zu schaffen.*

LIESE, *leer aus dem Stall herauskommend.* Du, Guste! de Marie iis furt.

AUGUSTE. Joa wull doch?!

LIESE. Gih nei! freu die Kutscha-Franzen, se milkt'r an Truppen Milch ei.

BEIBST *hängt seine Sense an der Wand auf.* Na! doa lußt ok de Spillern nee ernt derzune kumma.

AUGUSTE. Oh jechtich! nee ok nee! bei Leibe nich!

LIESE. A su a oarm Weib miit achta.

AUGUSTE. Acht kleene Bälge! — die wull'n laba.

LIESE. Ne amool an Truppen Milch tun s' 'r ginn'n ... meschant iis doas.

AUGUSTE. Wu milkt sie denn?

LIESE. Ganz derhinga de neumalke Fenus!

BEIBST *stopft seine Pfeife; den Tabaksbeutel mit den Zähnen festhaltend, nuschelt er:* De Marie wär weg?

LIESE. Ju, ju, 's iis fer gewiß! — der Pfaarknecht hot gle bein 'r geschloofa.

BEIBST, *den Tabaksbeutel in die Tasche steckend.* Amool wiil jedes! — au de Frau. *Er zündet sich die*

*Pfeife an, darauf durch den Haupteingang ab. Im Abgehen. Ich gih a wing frihsticka!*

DIE KUTSCHENFRAU, *den Topf voll Milch vorsichtig unter der Schürze, guckt aus der Stalltür heraus. Sitt ma jemanda?*

LIESE. Koanst kumma, Kutschen, ma sitt ken'n. Kumm! kumm schnell!

DIE KUTSCHENFRAU, *im Vorübergehen zu den Mägden. Ok fersch Pappekindla.*

LIESE, *ihr nachrufend. Schnell! 's kimmt jemand.*

*Kutschenfrau zwischen Wohnhaus und Stallung ab.*

AUGUSTE. Blußig ok inse Frele.

*Die Mägde räumen nun weiter die Schubkarren ab und schieben sie, wenn sie leer sind, unter den Torweg, hierauf beide ab in den Kuhstall.*

*Loth und Helene kommen zum Torweg herein.*

LOTH. Widerlicher Mensch! dieser Kahl, — frecher Spion!

HELENE. In der Laube vorn, glaub' ich... *Sie gehen durch das Pförtchen in das Gartenstückchen links vorn und in die Laube daselbst.* Es ist mein Lieblingsplatz. — Hier bin ich noch am ungestörtesten, wenn ich mal was lesen will.

LOTH. Ein hübscher Platz hier. — Wirklich! *Beide setzen sich, ein wenig voneinander getrennt, in der Laube nieder. Schweigen. Darauf Loth:* Sie haben so sehr schönes und reiches Haar, Fräulein!

HELENE. Ach ja, mein Schwager sagt das auch. Er meinte, er hätte es kaum so gesehen — auch in der Stadt nicht... Der Zopf ist oben so dick wie mein Handgelenk... Wenn ich es losmache, dann reicht es mir bis zu den Knien. Fühlen Sie mal—! Es fühlt sich wie Seide an, gelt?

LOTH. Ganz wie Seide. *Ein Zittern durchläuft ihn, er beugt sich und küßt das Haar.*

HELENE, *erschreckt.* Ach nicht doch! Wenn...

LOTH. Helene —! War das vorhin nicht dein Ernst?

HELENE. Ach! — ich schäme mich so schrecklich. Was habe ich nur gemacht? — dir... Ihnen an den Hals geworfen habe ich mich. — Für was müssen Sie mich halten...!

LOTH *rückt ihr näher, nimmt ihre Hand in die seine.* Wenn Sie sich doch darüber beruhigen wollten!

HELENE, *seufzend.* Ach, das müßte Schwester Schmittgen wissen... ich sehe gar nicht hin!

LOTH. Wer ist Schwester Schmittgen?

HELENE. Eine Lehrerin aus der Pension.

LOTH. Wie können Sie sich nur über Schwester Schmittgen Gedanken machen!

HELENE. Sie war sehr gut...! *Sie lacht plötzlich heftig in sich hinein.*

LOTH. Warum lachst du denn so auf einmal?

HELENE, *zwischen Pietät und Laune.* Ach!... Wenn sie auf dem Chor stand und sang... Sie hatte nur noch einen einzigen, langen Zahn... da sollte es immer heißen: Tröste, tröste mein Volk! und es kam immer heraus: Röste, röste mein Volk! Das war zu drollig... da mußten wir immer so lachen... wenn sie so durch den Saal... röste, röste! *Sie kann sich vor Lachen nicht halten, Loth ist von ihrer Heiterkeit angesteckt. Sie kommt ihm dabei so lieblich vor, daß er den Augenblick benutzen will, den Arm um sie zu legen. Helene wehrt es ab.* Ach nein doch...! Ich habe mich dir... Ihnen an den Hals geworfen.

LOTH. Ach! sagen Sie doch nicht so etwas.

HELENE. Aber ich bin nicht schuld, Sie haben sich's selbst zuzuschreiben. Warum verlangen Sie...

*Loth legt nochmals seinen Arm um sie, zieht sie fester an sich. Anfangs sträubt sie sich ein wenig, dann gibt sie sich drein und blickt nun mit freier Glückseligkeit in Loths glücktrunkenes Gesicht, das sich über das ihre beugt. Unversehens, aus einer gewissen Schüchternheit*

heraus, küßt sie ihn zuerst auf den Mund. Beide werden rot, dann gibt Loth ihr den Kuß zurück; lang, innig, fest drückt sich sein Mund auf den ihren. Ein Geben und Nehmen von Küssen ist eine Zeit hindurch die einzige Unterhaltung — stumm und beredt zugleich — der beiden.

*Loth spricht dann zuerst.*

LOTH. Lene, nicht? Lene heißt du hier so?

HELENE küßt ihn. Nenne mich anders... Nenne mich, wie du gern möcht'st.

LOTH. Liebste!...

*Das Spiel mit dem Küssetauschen und sich gegenseitig Betrachten wiederholt sich.*

HELENE, von Loths Armen fest umschlungen, ihren Kopf an seiner Brust, mit verschleierten glückseligen Augen, flüstert im Überschwang. Ach! — wie schön! Wie schön! —

LOTH. So mit dir sterben!

HELENE, mit Inbrunst. Leben!... Sie löst sich aus seinen Armen. Warum denn jetzt sterben?... jetzt...

LOTH. Das mußt du nicht falsch auffassen. Von jeher berausche ich mich... besonders in glücklichen Momenten berausche ich mich in dem Bewußtsein, es in der Hand zu haben, weißt du!

HELENE. Den Tod in der Hand zu haben?

LOTH, ohne jede Sentimentalität. Ja! und so hat er gar nichts Grausiges, im Gegenteil, so etwas Freundschaftliches hat er für mich. Man ruft und weiß bestimmt, daß er kommt. Man kann sich dadurch über alles mögliche hinwegheben, Vergangenes — und Zukünftiges... *Helenens Hand betrachtend.* Du hast eine so wunderhübsche Hand. *Er streichelt sie.*

HELENE. Ach ja! — so... *Sie drückt sich aufs neue in seine Arme.*

LOTH. Nein, weißt du! ich hab' nicht gelebt!... bisher nicht!

HELENE. Denkst du, ich?... Mir ist fast taumlig... taumlig bin ich vor Glück. Gott! wie ist das — nur so auf einmal...

LOTH. Ja, so auf einmal...

HELENE. Hör mal! so ist mir: die ganze Zeit meines Lebens — ein Tag! — gestern und heut — ein Jahr! gelt?

LOTH. Erst gestern bin ich gekommen?

HELENE. Ganz gewiß! — eben! — natürlich!... Ach, ach, du weißt es nicht mal!

LOTH. Es kommt mir wahrhaftig auch vor...

HELENE. Nicht —? Wie'n ganzes, geschlagnes Jahr! — Nicht —? *Halb aufspringend.* Wart! — Kommt — da nicht... *Sie rücken auseinander.* Ach! es ist mir auch — egal. Ich bin jetzt — so mutig. *Sie bleibt sitzen und muntert Loth mit einem Blick auf, näher zu rücken, was dieser sogleich tut.*

HELENE, *in Loths Armen.* Du! — Was tun wir denn nu zuerst?

LOTH. Deine Stiefmutter würde mich wohl abweisen.

HELENE. Ach, meine Stiefmutter... das wird wohl gar nicht... gar nichts geht's die an! Ich mache, was ich will... Ich hab' mein mütterliches Erbteil, mußst du wissen.

LOTH. Deshalb meinst du...

HELENE. Ich bin majorenn, Vater muß mir's auszahlen.

LOTH. Du stehst wohl nicht gut — mit allen hier? — Wohin ist denn dein Vater verreist?

HELENE. Verr... du hast...? Ach, du hast Vater noch nicht gesehen?

LOTH. Nein! Hoffmann sagte mir...

HELENE. Doch!... hast du ihn schon einmal gesehen.

LOTH. Ich wüßte nicht!... Wo denn, Liebste?

HELENE. Ich... *Sie bricht in Tränen aus.* Nein,

ich kann — kann dir's noch nicht sagen... zu furchtbar schrecklich ist das.

LOTH. Furchtbar schrecklich? Aber Helene! ist denn deinem Vater etwas..

HELENE. Ach! — frag mich nicht! Jetzt nicht! Später!

LOTH. Was du mir nicht freiwillig sagen willst, danach werde ich dich auch gewiß nicht mehr fragen... Sieh mal, was das Geld anlangt.. im schlimmsten Falle.. ich verdiene ja mit dem Artikelschreiben nicht gerade überflüssig viel, aber ich denke, es müßte am Ende für uns beide ganz leidlich hinreichen.

HELENE. Und ich würde doch auch nicht müßig sein. Aber besser ist besser. Das Erbteil ist vollauf genug — Und du sollst deine Aufgabe... nein, die sollst du unter keiner Bedingung aufgeben, jetzt erst recht...! jetzt sollst du erst recht die Hände frei bekommen.

LOTH, *sie innig küssend*. Liebes, edles Geschöpf!...

HELENE. Hast du mich wirklich lieb...? Wirklich?... wirklich?

LOTH. Wirklich.

HELENE. Sag hundertmal wirklich.

LOTH. Wirklich, wirklich und wahrhaftig.

HELENE. Ach, weißt du! du schummelst!

LOTH. Das wahrhaftig gilt hundert wirklich.

HELENE. So!? wohl in Berlin?

LOTH. Nein, eben in Witzdorf.

HELENE. Ach, du!... Sieh meinen kleinen Finger und lache nicht.

LOTH. Gern.

HELENE. Hast du außer deiner ersten Braut noch andere ge...? Du! du lachst.

LOTH. Ich will dir was im Ernst sagen, Liebste, ich halte es für meine Pflicht... Ich habe mit einer großen Anzahl Frauen...

HELENE, *schnell und heftig auffahrend, drückt ihm*

den Mund zu. Um Gott...! sag mir das einmal — später — wenn wir alt sind... nach Jahren — wenn ich dir sagen werde: jetzt — hörst du! nicht eher.

LOTH. Gut! wie du willst.

HELENE. Lieber was Schönes jetzt!... Paß auf: sprich mir mal das nach!

LOTH. Was?

HELENE. „Ich hab' dich —“

LOTH. „Ich hab' dich —“

HELENE. „und nur immer dich —“

LOTH. „und nur immer dich —“

HELENE. „geliebt — geliebt zeit meines Lebens —“

LOTH. „geliebt — geliebt zeit meines Lebens —“

HELENE. „und werde nur dich allein zeit meines Lebens lieben.“

LOTH. „und werde nur dich allein zeit meines Lebens lieben“, und das ist wahr, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.

HELENE, *freudig*. Das habe ich nicht gesagt.

LOTH. Aber ich. *Küsse*.

HELENE *summt ganz leise*. Du, du liegst mir im Herzen...

LOTH. Jetzt sollst du auch beichten.

HELENE. Alles, was du willst.

LOTH. Beichte! Bin ich der erste?

HELENE. Nein.

LOTH. Wer?

HELENE, *übermütig herauslachend*. Koahl Willem!

LOTH, *lachend*. Wer noch?

HELENE. Ach nein! weiter ist es wirklich keiner. Du mußt mir glauben... Wirklich nicht. Warum sollte ich denn lügen...?

LOTH. Also doch noch jemand?

HELENE, *heftig*. Bitte, bitte, bitte, bitte, frag mich jetzt nicht darum. *Versteckt das Gesicht in den Händen, weint scheinbar ganz unvermittelt*.

LOTH. Aber... aber Lenchen! ich dringe ja durchaus nicht in dich.

HELENE. Später! alles, alles später.

LOTH. Wie gesagt, Liebste...

HELENE. 's war jemand — mußt du wissen — den ich,... weil... weil er unter Schlechten mir weniger schlecht vorkam. Jetzt ist das ganz anders. *Weinend an Loths Halse, stürmisch.* Ach, wenn ich doch gar nicht mehr von dir fort müßte! Am liebsten ginge ich gleich auf der Stelle mit dir.

LOTH. Du hast es wohl sehr schlimm hier im Hause?

HELENE. Ach, du! — Es ist ganz entsetzlich, wie es hier zugeht; ein Leben wie — das... wie das liebe Vieh — ich wäre darin umgekommen ohne dich — mich schaudert's!

LOTH. Ich glaube, es würde dich beruhigen, wenn du mir alles offen sagtest, Liebste!

HELENE. Ja freilich! aber — ich bring's nicht über mich. Jetzt nicht... jetzt noch nicht! — Ich fürcht' mich förmlich.

LOTH. Du warst in der Pension.

HELENE. Die Mutter hat es bestimmt — auf dem Sterbebett noch.

LOTH. Auch deine Schwester war...?

HELENE. Nein! — die war immer zu Hause... Und als ich dann nun vor vier Jahren wiederkam, da fand ich — einen Vater — der... eine Stiefmutter — die... eine Schwester... rat mal, was ich meine!

LOTH. Deine Stiefmutter ist zänkisch. — Nicht? — Vielleicht eifersüchtig? — lieblos?

HELENE. Der Vater...?

LOTH. Nun! — der wird aller Wahrscheinlichkeit nach in ihr Horn blasen. — Tyrannisiert sie ihn vielleicht?

HELENE. Wenn's weiter nichts wär'... Nein!... es ist zu entsetzlich! — Du kannst nicht darauf kommen

— daß... daß der — mein Vater... daß es mein Vater war — den — du...

LOTH. Weine nur nicht, Lenchen!... siehst du — nun möcht' ich beinah ernstlich darauf dringen, daß du mir...

HELENE. Nein! es geht nicht! Ich habe noch nicht die Kraft, — es — dir...

LOTH. Du reibst dich auf, so.

HELENE. Ich schäme mich zu bodenlos! — du... du wirst mich fortstoßen, fortjagen...! Es ist über alle Begriffe... Ekelhaft ist es!

LOTH. Lenchen, du kennst mich nicht — sonst würd'st du mir so etwas nicht zutrauen. — Fortstoßen! fortjagen! Komme ich dir denn wirklich so brutal vor?

HELENE. Schwager Hoffmann sagte: Du würdest — kaltblütig... Ach nein! nein! nein! das tust du doch nicht! gelt? — Du schreitest nicht über mich weg? tu es nicht!! — Ich weiß nicht, — was — dann noch aus — mir werden sollte.

LOTH. Ja, aber das ist ja Unsinn! Ich hätte ja gar keinen Grund dazu.

HELENE. Also du hältst es doch für möglich?!

LOTH. Nein! — eben nicht.

HELENE. Aber wenn du dir einen Grund ausdenken kannst.

LOTH. Es gäbe allerdings Gründe, aber — die stehen nicht in Frage.

HELENE. Und solche Gründe?

LOTH. Nur wer mich zum Verräter meiner selbst machen wollte, über den müßte ich hinweggehen.

HELENE. Das will ich gewiß nicht — aber ich werde halt das Gefühl nicht los.

LOTH. Was für ein Gefühl, Liebste?

HELENE. Es kommt vielleicht daher: ich bin so dumm! — Ich hab' gar nichts in mir. Ich weiß nicht mal,

was das ist, Grundsätze. — Gelt? das ist doch schrecklich. Ich lieb' dich nur so einfach! — aber du bist so gut, so groß — und hast so viel in dir. Ich habe solche Angst, du könntest doch noch mal merken — wenn ich was Dummes sage — oder mache — daß es doch nicht geht... daß ich doch viel zu einfältig für dich bin... Ich bin wirklich schlecht und dumm wie Bohnenstroh.

LOTH. Was soll ich dazu sagen?! Du bist mir alles in allem! Alles in allem bist du mir. Mehr weiß ich nicht.

HELENE. Und gesund bin ich ja auch...

LOTH. Sag mal! sind deine Eltern gesund?

HELENE. Ja, das wohl! das heißt: die Mutter ist am Kindbettfieber gestorben. Vater ist noch gesund; er muß sogar eine starke Natur haben. Aber...

LOTH. Na! — siehst du; also...

HELENE. Und wenn die Eltern nun nicht gesund wären? —

LOTH *küßt Helene*. Sie sind's ja doch, Lenchen.

HELENE. Aber wenn sie es nicht wären —?

*Frau Krause stößt ein Wohnhausfenster auf und ruft in den Hof.*

FRAU KRAUSE. Ihr Madel! Ihr Maa..del!!

LIESE, *aus dem Kuhstall*. Frau Krausen!?

FRAU KRAUSE. Renn zur Müllern! 's giht luus!

LIESE. Wa—a, zur Hebomme Millern, meen Se?

FRAU KRAUSE. Na? lei'st uff a Uhr'n? *Sie schlägt das Fenster zu.*

*Liese rennt in den Stall und dann mit einem Tüchelchen um den Kopf zum Hofe hinaus. Frau Spiller erscheint in der Haustür.*

FRAU SPILLER *ruft*. Fräulein Helene!... gnädiges Fräulein Helene!

HELENE. Was da nur los sein mag?

FRAU SPILLER, *sich der Laube nähernd*. Fräulein Helene.

HELENE. Ach! das wird's sein! — die Schwester.

Geh fort! da herum. *Loth schnell links vorn ab. Helene tritt aus der Laube.*

FRAU SPILLER. Fräulein...! ach, da sind Sie endlich.

HELENE. Was is denn?

FRAU SPILLER. Aach —m— bei Frau Schwester *flüstert ihr etwas ins Ohr —m—m—*

HELENE. Mein Schwager hat anbefohlen, für den Fall sofort nach dem Arzt zu schicken.

FRAU SPILLER. Gnädiges Fräulein —m— sie will doch aber —m— will doch aber keinen Arzt —m— die Ärzte, aach die —m— Ärzte! —m— mit Gottes Beistand...

*Miele kommt aus dem Hause.*

HELENE. Miele! gehen Sie augenblicklich zum Doktor Schimmelpfennig.

FRAU SPILLER. Aber Fräulein...

FRAU KRAUSE, *aus dem Fenster, gebieterisch.* Miele! Du kimmst ruff!

HELENE, *ebenso.* Sie gehen zum Arzt, Miele. *Miele zieht sich ins Haus zurück.* Nun, dann will ich selbst... *Sie geht ins Haus und kommt, den Strohhut am Arm, sogleich zurück.*

FRAU SPILLER. Dann —m— wird es schlimm. Wenn Sie den Arzt holen —m— gnädiges Fräulein, dann —m— wird es gewiß schlimm. *Helene geht an ihr vorüber. Frau Spiller zieht sich kopfschüttelnd ins Haus zurück. Als Helene in die Hofeinfahrt biegt, steht Kahl am Grenzzaun.*

KAHL *ruft Helenen zu.* Woas iis denn bei eich luus? *Helene hält im Lauf nicht inne, noch würdigt sie Kahl eines Blickes oder einer Antwort.*

KAHL, *lachend.* Ihr ha't wull Schweinschlachta?

## FÜNFTER AKT

*Das Zimmer wie im ersten Akt. Zeit: gegen zwei Uhr nachts. Im Zimmer herrscht Dunkelheit. Durch die offene Mitteltür dringt Licht aus dem erleuchteten Hausflur. Deutlich beleuchtet ist auch noch die Holztreppe in dem ersten Stock. Alles in diesem Akt — bis auf wenige Ausnahmen — wird in einem gedämpften Tone gesprochen. Eduard, mit Licht, tritt durch die Mitteltür ein. Er entzündet die Hängelampe über dem Ecktisch (Gasbeleuchtung). Als er damit beschäftigt ist, kommt Loth ebenfalls durch die Mitteltür.*

EDUARD. Ja, ja! — bei die Zucht... 't muß reem unmenschenmeglich sint, een Oge zuzutun.

LOTH. Ich wollte nicht mal schlafen. Ich habe geschrieben.

EDUARD. Ach wat! *Er steckt an.* So! — na jewiß! — et mag ja woll schwer jenug sin... Wünschen der Herr Doktor vielleicht Dinte und Feder?

LOTH. Am Ende... wenn Sie so freundlich sein wollen, Herr Eduard.

EDUARD, *indem er Tinte und Feder auf den Tisch setzt.* Ick meen all immer, was 'n ehrlicher Mann is, der muß Haut und Knochen dransetzen um jeden lumpichten Jroschen. Nich mal det bisken Nachtruhe hat man. — *Immer vertraulicher.* Aber die Nation hier, die duht reen jar nischt! so'n faules, nichtsnutziges Pack, so'n... Der Herr Doktor müssen jewiß ooch all dichtig in't Zeuch jehn um det bisken Lebensunterhalt wie alle ehrlichen Leute.

LOTH. Wünschte, ich brauchte es nicht!

EDUARD. Na, wat meen Se woll! ick ooch!

LOTH. Fräulein Helene ist wohl bei ihrer Schwester?

EDUARD. Allet wat wahr is: d' is 'n jutes Mä'chen! jehet ihr nich von der Seite.

LOTH *sieht auf die Uhr.* Um elf Uhr früh begannen

die Wehen. Sie dauern also... fünfzehn Stunden dauern sie jetzt bereits. — Fünfzehn lange Stunden —!

EDUARD. Weeß Jott! — und det benimen se nu 't schwache Jeschlecht — sie jappt aber ooch man nur noch so.

LOTH. Herr Hoffmann ist auch oben!?

EDUARD. Und ick sag Ihnen, 't reene Weib.

LOTH. Das mit anzusehen ist wohl auch keine Kleinigkeit.

EDUARD. J! nu! det will ick meenen! Na! eben is Doktor Schimmelpfennig zujekommen. Det is 'n Mann, sag ick Ihnen: jrob wie 'ne Sackstrippe, aber — Zucker is 'n dummer Junge dajen. Sagen Sie man bloß, wat is aus det olle Berlin... *Er unterbricht sich mit einem: Jott Strambach! da Hoffmann und der Doktor die Treppe herunterkommen.*

*Hoffmann und Doktor Schimmelpfennig treten ein.*

HOFFMANN. Jetzt — bleiben Sie doch wohl bei uns.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ja! jetzt werde ich hierbleiben.

HOFFMANN. Das ist mir eine große, große Beruhigung. — Ein Glas Wein...? Sie trinken doch ein Glas Wein, Herr Doktor!?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Wenn Sie etwas tun wollen, dann lassen Sie mir schon lieber eine Tasse Kaffee brauen.

HOFFMANN. Mit Vergnügen. — Eduard! Kaffee für Herrn Doktor! *Eduard ab.* Sie sind...? Sind Sie zufrieden mit dem Verlauf?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Solange Ihre Frau Kraft behält, ist jedenfalls direkte Gefahr nicht vorhanden. Warum haben Sie übrigens die junge Hebamme nicht zugezogen? Ich hatte Ihnen doch eine empfohlen, soviel ich weiß.

HOFFMANN. Meine Schwiegermama... was soll man

machen? Wenn ich ehrlich sein soll: auch meine Frau hatte kein Vertrauen zu der jungen Person.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Und zu diesem fossilen Gespenst haben Ihre Damen Vertrauen!? Wohl bekomm's! — Sie möchten gern wieder hinauf?

HOFFMANN. Ehrlich gesagt: ich habe nicht viel Ruhe hier unten.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Besser wär's freilich, Sie gingen irgend wohin, aus dem Hause.

HOFFMANN. Beim besten Willen, das... ach, Loth! da bist du ja auch noch. *Loth erhebt sich von dem Sofa im dunklen Vordergrund und geht auf die beiden zu.*

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *aufs äußerste überrascht.* Donnerwetter.

LOTH. Ich hörte schon, daß du hier seist. Morgen hätte ich dich unbedingt aufgesucht. *Beide schütteln sich tüchtig die Hände. Hoffmann benutzt den Augenblick, am Büfett schnell ein Glas Kognak hinunterzuspülen, dann sich auf den Zehen hinaus- und die Holztreppe hinaufzuschleichen.*

*Das Gespräch der beiden Freunde steht am Anfang unverkennbar unter dem Einfluß einer gewissen leisen Zurückhaltung.*

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Du hast also wohl... hah.. die alte dumme Geschichte vergessen? *Er legt Hut und Stock beiseite.*

LOTH. Längst vergessen, Schimmel!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Na, ich auch! das kannst du dir denken. *Sie schütteln sich nochmals die Hände.* Ich habe in dem Nest hier so wenig freudige Überraschungen gehabt, daß mir die Sache ganz kurios vorkommt. Merkwürdig! Gerade hier treffen wir uns. — Merkwürdig!

LOTH. Rein verschollen bist du ja, Schimmel! Hätte dich sonst längst mal umgestoßen.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Unter Wasser gegangen

wie ein Seehund. Tiefseeforschungen gemacht. In anderthalb Jahren etwa hoffe ich wieder aufzutauchen. Man muß materiell unabhängig sein, wissen Sie... weißt du, wenn man etwas Brauchbares leisten will.

LOTH. Also du machst auch Geld hier?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Natürlicherweise, und zwar so viel als möglich. Was sollte man hier auch anders tun?

LOTH. Du hätt'st doch mal was von dir hören lassen sollen.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Erlauben Sie... erlaube, hätte ich von mir was hören lassen, dann hätte ich von euch was wieder gehört, und ich wollte durchaus nichts hören. Nichts, — gar nichts, das hätte mich höchstens von meiner Goldwäscherei abhalten können. *Beide gehen langsamen Schritts auf und ab im Zimmer.*

LOTH. Na ja — du kannst dich dann aber auch nicht wundern, daß sie... nämlich ich muß dir sagen, sie haben dich eigentlich alle, durch die Bank, aufgegeben.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Sieht ihnen ähnlich. — Bande! — sollen schon was merken.

LOTH. Schimmel, genannt: das Rauhbein!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Du solltest nur sechs Jahre unter diesen Bauern gelebt haben. Himmelhunde alle miteinander.

LOTH. Das kann ich mir denken. — Wie bist du denn gerade nach Witzdorf gekommen?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Wie's so geht. Damals mußte ich doch auskneifen, von Jena weg.

LOTH. War das vor meinem Reinfall?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Jawohl. Kurze Zeit nachdem wir unser Zusammenleben aufgesteckt hatten. In Zürich legte ich mich dann auf die Medizinerei, zunächst um etwas für den Notfall zu haben; dann fing

aber die Sache an mich zu interessieren, und jetzt bin ich mit Leib und Seele Medikus.

LOTH. Und hierher...? Wie kamst du hierher?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ach so! — einfach! Als ich fertig war, da sagte ich mir: nun vor allen Dingen einen hinreichenden Haufen Kies. Ich dachte an Amerika, Süd- und Nord-Amerika, an Afrika, Australien, die Sundainseln... am Ende fiel mir ein, daß mein Knabenstreich ja mittlerweile verjährt war; da habe ich mich denn entschlossen, in die Mausefalle zurückzukriechen.

LOTH. Und dein Schweizer Examen?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ich mußte eben die Geschichte hier noch mal über mich ergehen lassen.

LOTH. Du hast also das Staatsexamen zweimal gemacht, Kerl!?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ja! — Schließlich habe ich dann glücklicherweise diese fette Weide hier ausfindig gemacht.

LOTH. Du bist zähe, zum Beneiden.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Wenn man nur nicht plötzlich mal zusammenklappt. — Na! schließlich ist's auch kein Unglück.

LOTH. Hast du denn 'ne große Praxis?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ja! Mitunter komme ich erst um fünf Uhr früh zu Bett, um sieben Uhr fängt dann bereits wieder meine Sprechstunde an.

*Eduard kommt und bringt Kaffee.*

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *indem er sich am Tisch niederläßt, zu Eduard.* Danke, Eduard! — Zu Loth. Kaffee saufe ich... unheimlich.

LOTH. Du solltest das lieber lassen mit dem Kaffee.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Was soll man machen?! *Er nimmt kleine Schlucke.* Wie gesagt — ein Jahr noch, dann — hört's auf... hoffentlich wenigstens.

LOTH. Willst du dann gar nicht mehr praktizieren?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Glaube nicht. Nein... nicht mehr. *Er schiebt das Tablett mit dem Kaffeegeschirr zurück, wischt sich den Mund.* Übrigens — zeig mal deine Hand. *Loth hält ihm beide Hände hin.* Nein? — keine Dalekarlierin heimgeführt? — keine gefunden, wie?... Wolltest doch immer so 'n Ur- und Kernweib von wegen des gesunden Blutes. Hast übrigens recht: wenn schon, denn schon... oder nimmst du's in dieser Beziehung nicht mehr so genau?

LOTH. Na ob...! und wie!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ach, wenn die Bauern hier doch auch solche Ideen hätten. Damit sieht's aber jämmerlich aus, sage ich dir, Degeneration auf der ganzen... *Er hat seine Zigarrentasche halb aus der Brusttasche gezogen, läßt sie aber wieder zurückgleiten und steht auf, als irgendein Laut durch die nur angelehnte Hausflurtür hereindringt.* Wart mal! *Er geht auf den Zehen bis zur Hausflurtür und horcht.* Eine Tür geht draußen, man hört einige Augenblicke deutlich das Wimmern der Wöchnerin. Der Doktor sagt, zu Loth gewandt, leise: Entschuldige! und geht hinaus.

*Einige Augenblicke durchmißt Loth, während draußen Türen schlagen, Menschen die Treppe auf und ab laufen, das Zimmer; dann setzt er sich in den Lehnsessel rechts vorn. Helene huscht herein und umschlingt Loth, der ihr Kommen nicht bemerkt hat, von rückwärts.*

LOTH, *sich umblickend, sie ebenfalls umfassend.* Lenchen!! *Er zieht sie zu sich herunter und trotz gelinden Sträubens auf sein Knie.* Helene weint unter den Küssen, die er ihr gibt. Ach, weine doch nicht, Lenchen! Warum weinst du denn so sehr?

HELENE. Warum? weiß ich's?!... Ich denk' immer, ich treff' dich nicht mehr. Vorhin habe ich mich so erschrocken..

LOTH. Weshalb denn?

HELENE. Weil ich dich aus deinem Zimmer treten

hörte — ach! . . . und die Schwester — wir armen, armen Weiber! — die muß zu sehr ausstehen.

LOTH. Der Schmerz vergißt sich schnell, und auf den Tod geht's ja nicht.

HELENE. Ach, du! sie wünscht sich ihn ja. . . sie jammert nur immer so: laßt mich doch sterben. . . Der Doktor! *Sie springt auf und huscht in den Wintergarten.*

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *im Hereintreten.* Nun wünschte ich wirklich, daß sich das Frauchen da oben 'n bisschen beeilte! *Er läßt sich am Tisch nieder, zieht neuerdings die Zigarrentasche, entnimmt ihr eine Zigarre und legt diese neben sich.* Du kommst mit zu mir dann, wie? — hab' draußen so'n notwendiges Übel mit zwei Gäulen davor, da können wir drin zu mir fahren. *Seine Zigarre an der Tischkante klopfend.* Der süße Ehestand! ja, ja! *Ein Zündholz anstreichend.* Also noch frisch, frei, fromm, froh?

LOTH. Hättest noch gut ein paar Tage warten können mit deiner Frage.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *bereits mit brennender Zigarre.* Wie? . . . ach. . . ach so! — *lachend* — also endlich doch auf meine Sprünge gekommen.

LOTH. Bist du wirklich noch so entsetzlich pessimistisch in bezug auf Weiber?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Entsetzlich!! *Dem Rauch seiner Zigarre nachblickend.* Früher war ich Pessimist — sozusagen ahnungsweise. . .

LOTH. Hast du denn inzwischen so besondere Erfahrungen gemacht?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ja, allerdings! — auf meinem Schilde steht nämlich: Spezialist für Frauenkrankheiten. — Die medizinische Praxis macht nämlich furchtbar klug. . . furchtbar — gesund, . . . ist Spezifikum gegen. . . allerlei Staupen!

LOTH *lacht.* Na, da könnten wir ja gleich wieder in der alten Tonart anfangen. Ich hab' nämlich. . . ich

bin nämlich keineswegs auf deine Sprünge gekommen. Jetzt weniger als je!... Auf diese Weise hast du wohl auch dein Steckenpferd vertauscht?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Steckenpferd?

LOTH. Die Frauenfrage war doch zu damaliger Zeit gewissermaßen dein Steckenpferd!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ach so! — Warum sollte ich es vertauscht haben?

LOTH. Wenn du über die Weiber noch schlechter denkst als...

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *ein wenig im Harnisch, erhebt sich und geht hin und her, dabei spricht er.* Ich — denke nicht schlecht von den Weibern. — Kein Bein! — Nur über das Heiraten denke ich schlecht... über die Ehe... über die Ehe, und dann höchstens noch über die Männer denke ich schlecht.... Die Frauenfrage soll mich nicht mehr interessieren? Ja, weshalb hätte ich denn sonst sechs lange Jahre hier wie'n Lastpferd gearbeitet? Doch nur, um alle meine verfügbaren Kräfte endlich mal ganz der Lösung dieser Frage zu widmen. Wußtest du denn das nicht von Anfang an?

LOTH. Wo hätte ich's denn her wissen sollen?!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Na, wie gesagt... ich hab' auch schon ein ziemlich ausgiebiges Material gesammelt, das mir gute Dienste leisten...! bsst! ich hab' mir das Schreien so angewöhnt. *Er schweigt, horcht, geht zur Tür und kommt zurück.* Was hat dich denn eigentlich unter die Goldbauern geführt?

LOTH. Ich möchte die hiesigen Verhältnisse studieren.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *mit gedämpfter Stimme.* Idee! *Noch leiser.* Da kannst du bei mir auch Material bekommen.

LOTH. Freilich, du mußt ja sehr unterrichtet sein über die Zustände hier. Wie sieht es denn so in den Familien aus?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Elend!... durchgängig ...Suff! Völlerei, Inzucht und infolge davon — Degeneration auf der ganzen Linie.

LOTH. Mit Ausnahmen doch!?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Kaum!

LOTH, *unruhig*. Bist du denn nicht zuweilen in... in Versuchung geraten, eine... eine Witzdorfer Goldtochter zu heiraten?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Pfui Teufell Kerl, für was hältst du mich? — Ebenso könntest du mich fragen, ob ich...

LOTH, *sehr bleich*. Wie... wieso?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Weil... ist dir was?

*Er fixiert ihn einige Augenblicke.*

LOTH. Gar nichts! Was soll mir denn sein?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG *ist plötzlich sehr nachdenklich, geht und steht jäh und mit einem leisen Pfiff still, blickt Loth abermals flüchtig an und sagt dann halblaut zu sich selbst*. Schlimm!

LOTH. Du bist ja so sonderbar plötzlich.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Still! *Er horcht auf und verläßt dann schnell das Zimmer durch die Mitteltür.*

HELENE, *nach einigen Augenblicken durch die Mitteltür; sie ruft*. Alfred! — Alfred!... Ach, da bist du — Gott sei Dank!

LOTH. Nun, ich sollte wohl am Ende gar fortgelaufen sein? *Umarmung.*

HELENE *biegt sich zurück. Mit unverkennbarem Schrecken im Ausdruck*. Alfred!

LOTH. Was denn, Liebste?

HELENE. Nichts, nichts!

LOTH. Aber du mußt doch was haben?

HELENE. Du kamst mir so... so kalt... Ach, ich hab' solche schrecklich dumme Einbildungen.

LOTH. Wie steht's denn oben?

HELENE. Der Doktor zankt mit der Hebamme.

LOTH. Wird's nicht bald zu Ende gehn?

HELENE. Weiß ich's? — Aber wenn's... wenn's zu Ende ist, meine ich, dann...

LOTH. Was dann?... Sag doch, bitte! was wolltest du sagen?

HELENE. Dann sollten wir bald von hier fortgehen. Gleich! auf der Stelle!

LOTH. Wenn du das wirklich für das beste hältst, Lenchen —

HELENE. Ja, ja! wir dürfen nicht warten! Es ist das Beste — für dich und mich. Wenn du mich nicht jetzt bald nimmst, dann läßt du mich heilig noch sitzen, und dann... dann... muß ich doch noch zugrunde gehn.

LOTH. Wie du doch mißtrauisch bist, Lenchen!

HELENE. Sag das nicht, Liebster! dir traut man, dir muß man trauen!... Wenn ich erst dein bin, dann... du verläßt mich dann ganz gewiß nicht mehr. *Wie außer sich.* Ich beschwöre dich! geh nicht fort. Verlaß mich doch nur nicht. Geh — nicht fort, Alfred! Alles ist aus, alles, wenn du einmal ohne mich von hier fortgehst.

LOTH. Merkwürdig bist du doch!... Und da willst du nicht mißtrauisch sein?... Oder sie plagen dich, martern dich hier ganz entsetzlich, mehr als ich mir je... Jedenfalls gehen wir aber noch diese Nacht. Ich bin bereit. Sobald du willst, gehen wir also.

HELENE, *gleichsam mit aufjauchzendem Dank ihm um den Hals fallend.* Geliebter! Sie küßt ihn wie rasend und eilt schnell davon. Doktor Schimmelpfennig tritt durch die Mitte ein; er bemerkt noch, wie Helene in der Wintergartentür verschwindet.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Wer war das? — Ach so! *In sich hinein.* Armes Ding! *Er läßt sich mit einem Seufzer am Tisch nieder, findet die alte Zigarre, wirft sie beiseite, entnimmt dem Etui eine frische Zigarre*

*und fängt an, sie an der Tischkante zu klopfen, wobei er nachdenklich darüber hinausstarrt.*

LOTH, *der ihm zuschaut.* Genau so pflegtest du vor acht Jahren jede Zigarre abzuklopfen, eh du zu rauchen anfingst.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Möglich —! *Als er mit Anrauchen fertig ist.* Hör mal, du!

LOTH. Ja, was denn?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Du wirst doch — sobald die Geschichte oben vorüber ist, mit zu mir kommen?

LOTH. Das geht wirklich nicht! Leider.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Man hat so das Bedürfnis, sich mal wieder gründlich von der Leber weg zu äußern.

LOTH. Das hab' ich genau so wie du. Aber gerade daraus kannst du sehen, daß es heut absolut nicht in meiner Macht steht, mit dir...

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Wenn ich dir nun aber ausdrücklich und — gewissermaßen feierlich erkläre: es ist eine bestimmte, äußerst wichtige Angelegenheit, die ich mit dir noch diese Nacht besprechen möchte... besprechen muß sogar, Loth!

LOTH. Kurios! Für blutigen Ernst soll ich doch das nicht etwa hinnehmen?! doch wohl nicht? — So viel Jahre hättest du damit gewartet, und nun hätte es nicht einen Tag mehr Zeit damit? — Du kannst dir doch wohl denken, daß ich dir keine Flausen vormache.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Also hat's doch seine Richtigkeit! *Er steht auf und geht umher.*

LOTH. Was hat seine Richtigkeit?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *vor Loth stillstehend, mit einem geraden Blick in seine Augen.* Es ist also wirklich etwas im Gange zwischen dir und Helene Krause?

Loth. Ich? — Wer hat dir denn...?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Wie bist du nur in diese Familie...?

LOTH. Woher — weißt du denn das, Mensch?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Das war ja doch nicht schwer zu erraten.

LOTH. Na, dann halt um Gottes willen den Mund, daß nicht...

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ihr seid also richtig verlobt?!

LOTH. Wie man's nimmt. Jedenfalls sind wir beide einig.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Hm —! wie bist du denn hier hereingeraten, gerade in diese Familie?

LOTH. Hoffmann ist ja doch mein Schulfreund. Er war auch Mitglied — auswärtiges allerdings — Mitglied meines Kolonial-Vereins.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Von der Sache hörte ich in Zürich. — Also mit dir ist er umgegangen! Auf diese Weise wird mir der traurige Zwitter erklärlich.

LOTH. Ein Zwitter ist er allerdings.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Eigentlich nicht mal das. — Ehrlich, du! — Ist das wirklich dein Ernst? — die Geschichte mit der Krause?

LOTH. Na, selbstverständlich! — Zweifelst du daran? Du wirst mich doch nicht etwa für einen Schuft...

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Schon gut! Ereifere dich nur nicht. Hätt'st dich ja verändert haben können während der langen Zeit. Warum nicht? Wär' auch gar kein Nachteil! 'n bisschen Humor könnte dir gar nicht schaden! Ich seh' nicht ein, warum man alles so verflucht ernsthaft nehmen sollte.

LOTH. Ernst ist es mir mehr als je. *Er erhebt sich und geht, immer ein wenig zurück, neben Schimmelpfennig her.* Du kannst es ja nicht wissen, auch sagen kann ich dir's nicht mal, was dieses Verhältnis für mich bedeutet.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Hm!

LOTH. Kerl, du hast keine Idee, was das für ein Zustand ist. Man kennt ihn nicht, wenn man sich danach sehnt. Kennte man ihn, dann, dann müßte man geradezu unsinnig werden vor Sehnsucht.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Das begreife der Teufel, wie ihr zu dieser unsinnigen Sehnsucht kommt.

LOTH. Du bist auch noch nicht sicher davor.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Das möcht' ich mal sehen.

LOTH. Du red'st wie der Blinde von der Farbe.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Was ich mir für das bißchen Rausch koofe! Lächerlich. Darauf eine lebenslängliche Ehe zu bauen... da baut man noch nicht mal so sicher als auf'n Sandhaufen.

LOTH. Rausch — Rausch — wer von einem Rausch redet, — na! der kennt die Sache eben nicht. 'n Rausch ist flüchtig. Solche Räusche hab' ich schon gehabt, ich geb's zu. Aber das ist was ganz anderes.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Hm!

LOTH. Ich bin dabei vollständig nüchtern. Denkst du, daß ich meine Liebste so — na, wie soll ich sagen?! — so mit 'ner — na, wie soll ich sagen?! mit 'ner großen Glorie sehe? Gar nicht! — Sie hat Fehler, ist auch nicht besonders schön, wenigstens — na, häßlich ist sie auch gerade nicht. Ganz objektiv geurteilt, ich — das ist ja schließlich Geschmackssache — ich hab' so'n hübsches Mädels noch nicht gesehen. Also, Rausch — Unsinn! Ich bin ja so nüchtern wie nur möglich. Aber siehst du! das ist eben das Merkwürdige! ich kann mich gar nicht mehr ohne sie denken — das kommt mir so vor wie 'ne Legierung, weißt du, wie wenn zwei Metalle so recht innig legiert sind, daß man gar nicht mehr sagen kann, das ist das, das ist das. Und alles so furchtbar selbstverständlich — kurzum, ich quatsche vielleicht Unsinn — oder was ich sage, ist vielleicht in deinen

Augen Unsinn, aber so viel steht fest: wer das nicht kennt, ist 'n erbärmlicher Frosch. Und so 'n Frosch war ich bisher — und so 'n Jammerfrosch bist du noch.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Das ist ja richtig der ganze Symptomen-Komplex. — Daß ihr Kerls doch immer bis über die Ohren in Dinge hineingeratet, die ihr theoretisch längst verworfen habt, wie zum Beispiel du die Ehe. Solange ich dich kenne, laborierst du an dieser unglücklichen Ehemanie.

LOTH. Es ist Trieb bei mir, geradezu Trieb. Weiß Gott! mag ich mich wenden, wie ich will.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Man kann schließlich auch einen Trieb niederkämpfen.

LOTH. Ja, wenn's 'n Zweck hat, warum nicht?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Hat 's Heiraten etwa Zweck?

LOTH. Das will ich meinen. Das hat Zweck! Bei mir hat es Zweck. Du weißt nicht, wie ich mich durchgefressen hab' bis hierher. Ich mag nicht sentimental werden. Ich hab's auch vielleicht nicht so gefühlt, es ist mir vielleicht nicht ganz so klar bewußt geworden wie jetzt, daß ich in meinem Streben etwas entsetzlich Ödes, gleichsam Maschinenmäßiges angenommen hatte. Kein Geist, kein Temperament, kein Leben, ja wer weiß, war noch Glauben in mir? Das alles kommt seit... seit heut wieder in mich gezogen. So merkwürdig voll, so ursprünglich, so fröhlich... Unsinn, du kapiertest's ja doch nicht.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Was ihr da alles nötig habt, um flott zu bleiben, Glaube, Liebe, Hoffnung. Für mich ist das Kram. Es ist eine ganz simple Sache: die Menschheit liegt in der Agonie, und unsereiner macht ihr mit Narkoticis die Sache so erträglich als möglich.

LOTH. Dein neuester Standpunkt?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Schon fünf bis sechs Jahre alt und immer derselbe.

LOTH. Gratuliere!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Danke!

*Eine lange Pause.*

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG, *nach einigen unruhigen Anläufen*. Die Geschichte ist leider die: ich halte mich für verpflichtet... ich schulde dir unbedingt eine Aufklärung. Du wirst Helene Krause, glaub' ich, nicht heiraten können.

LOTH, *kalt*. So, glaubst du?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ja, ich bin der Meinung. Es sind da Hindernisse vorhanden, die gerade dir...

LOTH. Hör mal, du! mach dir darüber um Gottes willen keine Skrupel. Die Verhältnisse liegen auch gar nicht mal so kompliziert, sind im Grunde sogar furchtbar einfach.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Einfach furchtbar solltest du eher sagen.

LOTH. Ich meine, was die Hindernisse anbetrifft.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ich auch zum Teil. Aber auch überhaupt! Ich kann mir nicht denken, daß du diese Verhältnisse hier kennen solltest.

LOTH. Ich kenne sie aber doch ziemlich genau.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Dann mußt du notwendigerweise deine Grundsätze geändert haben.

LOTH. Bitte, Schimmel, drück dich etwas deutlicher aus!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Du mußt unbedingt deine Hauptforderung in bezug auf die Ehe fallen gelassen haben, obgleich du vorhin durchblicken ließt, es käme dir nach wie vor darauf an, ein an Leib und Seele gesundes Geschlecht in die Welt zu setzen.

LOTH. Fallen gelassen... fallen gelassen? Wie sollte ich denn das...

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Dann bleibt nichts

übrig... dann kennst du eben doch die Verhältnisse nicht. Dann weißt du zum Beispiel nicht, daß Hoffmann einen Sohn hatte, der mit drei Jahren bereits am Alkoholismus zugrunde ging.

LOTH. Wa... was — sagst du?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. 's tut mir leid, Loth, aber sagen muß ich dir's doch, du kannst ja dann noch machen, was du willst. Die Sache war kein Spaß. Sie waren gerade wie jetzt zum Besuch hier. Sie ließen mich holen, eine halbe Stunde zu spät. Der kleine Kerl hatte längst verblutet.

*Loth mit den Zeichen tiefer, furchtbarer Erschütterung an des Doktors Munde hängend.*

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Nach der Essigflasche hatte das dumme Kerlchen gelangt in der Meinung, sein geliebter Fusel sei darin. Die Flasche war herunter und das Kind in die Scherben gefallen. Hier unten, siehst du, die vena saphena, die hatte es sich vollständig durchschnitten.

LOTH. W...w...essen Kind, sagst du...?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Hoffmanns und eben derselben Frau Kind, die da oben wieder... und auch die trinkt, trinkt bis zur Besinnungslosigkeit, trinkt, soviel sie bekommen kann.

LOTH. Also von Hoffmann... Hoffmann geht es nicht aus?!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Bewahre! Das ist tragisch an dem Menschen, er leidet darunter, so viel er überhaupt leiden kann. Im übrigen hat er's gewußt, daß er in eine Potatorenfamilie hineinkam. Der Bauer nämlich kommt überhaupt gar nicht mehr aus dem Wirtshaus.

LOTH. Dann freilich — begreife ich manches — nein! Alles begreife ich — alles. *Nach einem dumpfen Schweigen.* Dann ist ihr Leben hier... Helenens Leben — ein... ein — wie soll ich sagen?! mir fehlt der Ausdruck dafür —.... nicht?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Horrend geradezu! Das kann ich beurteilen. Daß du bei ihr hängenbliebst, war mir auch von Anfang an sehr begreiflich. Aber wie ges...

LOTH. Schon gut! — verstehe... Tut denn...? könnte man nicht vielleicht... vielleicht könnte man Hoffmann bewegen, etwas... etwas zu tun? Könntest du nicht vielleicht — ihn zu etwas bewegen? Man müßte sie fortbringen aus dieser Sumpfluft.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Hoffmann?

LOTH. Ja, Hoffmann.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Du kennst ihn schlecht... Ich glaube zwar nicht, daß er sie schon verdorben hat. Aber ihren Ruf hat er sicherlich jetzt schon verdorben.

LOTH, *aufbrausend*. Wenn das ist: ich schlag' ihn... Glaubst du wirklich...? hältst du Hoffmann wirklich für fähig...?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Zu allem, zu allem halte ich ihn fähig, wenn für ihn ein Vergnügen dabei herausspringt.

LOTH. Dann ist sie — das keuscheste Geschöpf, was es gibt...

*Loth nimmt langsam Hut und Stock und hängt sich ein Täschen um.*

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Was gedenkst du zu tun, Loth?

LOTH. Nicht begegnen...!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Du bist also entschlossen?

LOTH. Wozu entschlossen?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Euer Verhältnis aufzulösen.

LOTH. Wie sollt' ich wohl dazu nicht entschlossen sein?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ich kann dir als Arzt

noch sagen, daß Fälle bekannt sind, wo solche vererbte Übel unterdrückt worden sind, und du würdest ja gewiß deinen Kindern eine rationelle Erziehung geben.

LOTH. Es mögen solche Fälle vorkommen.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Und die Wahrscheinlichkeit ist vielleicht nicht so gering, daß...

LOTH. Das kann uns nichts helfen, Schimmel. So steht es: es gibt drei Möglichkeiten! Entweder ich heirate sie, und dann... nein, dieser Ausweg existiert überhaupt nicht. Oder — die bewußte Kugel. Na ja, dann hätte man wenigstens Ruhe. Aber nein! So weit sind wir noch nicht, so was kann man sich einstweilen noch nicht leisten — also: leben! kämpfen! — Weiter, immer weiter. *Sein Blick fällt auf den Tisch, er bemerkt das von Eduard zurechtgestellte Schreibzeug, setzt sich, ergreift die Feder, zaudert, und sagt:* Oder am Ende...?

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ich verspreche dir, ihr die Lage so deutlich als möglich vorzustellen.

LOTH. Ja, ja! — nur eben... ich kann nicht anders. *Er schreibt, adressiert und kuvertiert. Er steht auf und reicht Schimmelpfennig die Hand.* Im übrigen verlasse ich mich auf dich. —

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Du gehst zu mir, wie? Mein Kutscher soll dich zu mir fahren.

LOTH. Sag mal, sollte man denn nicht wenigstens versuchen — sie aus den Händen dieses... dieses Menschen zu ziehen?... Auf diese Weise wird sie doch unfehlbar noch seine Beute.

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Guter, bedauernswürdiger Kerl! Soll ich dir was raten? Nimm ihr nicht das... wenige, was du ihr noch übrig läßt.

LOTH, *tiefer Seufzer.* Qual über... hast vielleicht — recht — jawohl, unbedingt sogar.

*Man hört jemand hastig die Treppe herunterkommen.*

*Im nächsten Augenblick stürzt Hoffmann herein.*

HOFFMANN. Herr Doktor, ich bitte Sie um Gottes

willen... sie ist ohnmächtig... die Wehen setzen aus...  
wollen Sie nicht endlich...

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Ich komme hinauf. *Zu Loth bedeutungsvoll.* Auf Wiedersehen! *Zu Hoffmann, der ihm folgen will.* Herr Hoffmann, ich muß Sie bitten... eine Ablenkung oder Störung könnte verhängnisvoll... am liebsten wäre es mir, Sie blieben hier unten.

HOFFMANN. Sie verlangen sehr viel, aber... na!

DOKTOR SCHIMMELPFENNIG. Nicht mehr als billig.  
*Ab. — Hoffmann bleibt zurück.*

HOFFMANN *bemerkt Loth.* Ich zittere, die Aufregung steckt mir in allen Gliedern. Sag mal, du willst fort?

LOTH. Ja.

HOFFMANN. Jetzt mitten in der Nacht?

LOTH. Nur bis zu Schimmelpfennig.

HOFFMANN. Ach so! Nun... wie die Verhältnisse sich gestaltet haben, ist es am Ende kein Vergnügen mehr bei uns... Also leb recht...

LOTH. Ich danke für die Gastfreundschaft.

HOFFMANN. Und mit deinem Plan, wie steht es da?

LOTH. Plan?

HOFFMANN. Deine Arbeit, deine volkswirtschaftliche Arbeit über unsern Distrikt, meine ich. Ich muß dir sagen... ich möchte dich sogar als Freund inständig und herzlich bitten...

LOTH. Beunruhige dich nicht weiter. Morgen schon bin ich über alle Berge.

HOFFMANN. Das ist wirklich — *Unterbricht sich.* —

LOTH. Schön von dir, wollt'st du wohl sagen?

HOFFMANN. Das heißt — ja — in gewisser Hinsicht; übrigens du entschuldigst mich, ich bin so entsetzlich aufgeregt. Zähle auf mich! die alten Freunde sind immer noch die besten. Adieu, Adieu.

*Ab durch die Mitte.*

LOTH *wendet sich, bevor er zur Tür hinaustritt, noch*

einmal nach rückwärts und nimmt mit den Augen noch einmal den ganzen Raum in sein Gedächtnis auf. Hierauf zu sich. Da könnt' ich ja nun wohl — gehen. Nach einem letzten Blick ab.

Das Zimmer bleibt für einige Augenblicke leer. Man vernimmt gedämpfte Rufe und das Geräusch von Schritten, dann erscheint Hoffmann. Er zieht, sobald er die Tür hinter sich geschlossen hat, unverhältnismäßig ruhig sein Notizbuch und rechnet etwas; hierbei unterbricht er sich und lauscht, wird unruhig, schreitet zur Tür und lauscht wieder. Plötzlich rennt jemand die Treppe herunter, und herein stürzt Helene.

HELENE, noch außen. Schwager! In der Tür. Schwager!

HOFFMANN. Was ist denn — los?

HELENE. Mach dich gefaßt, totgeboren!

HOFFMANN. Jesus Christus! Er stürzt davon.

*Helene allein.*

Sie sieht sich um und ruft leise. Alfred! Alfred! und dann, als sie keine Antwort erhält, in schneller Folge: Alfred! Alfred! Dabei ist sie bis zur Tür des Wintergartens geeilt, durch die sie spähend blickt. Dann ab in den Wintergarten. Nach einer Weile erscheint sie wieder. Alfred! Immer unruhiger werdend, am Fenster, durch das sie hinausblickt: Alfred! Sie öffnet das Fenster und steigt auf einen davorstehenden Stuhl. In diesem Augenblick klingt deutlich vom Hofe herein das Geschrei des betrunkenen, aus dem Wirtshaus heimkehrenden Bauern, ihres Vaters. Dohie hä! biin iich nee a hibscher Moan? Hoa iich nee a hibsche Weib? Hoa iich nee a poar hibsche Tächter dohie hä? Helene stößt einen kurzen Schrei aus und rennt wie gejagt nach der Mitteltür. Von dort aus entdeckt sie den Brief, welchen Loth auf dem Tisch zurückgelassen, sie stürzt sich darauf, reißt ihn auf und durchfliegt ihn, einzelne Worte aus seinem Inhalt laut hervorstoßend: „Unübersteiglich!“ . . . „Niemals wie-

der!“ Sie läßt den Brief fallen, wankt. Zu Ende! Rafft sich auf, hält sich den Kopf mit beiden Händen, kurz und scharf schreiend: Zu Ende! Stürzt ab durch die Mitte. Der Bauer draußen, schon aus geringerer Entfernung: Dohie hä? iis ernt's Gittla ne meine? Hoa iich ne a hibsches Weib? Bin iich nee a hibscher Moan? Helene, immer noch suchend, wie eine halb Irrsinnige aus dem Wintergarten hereinkommend, trifft auf Eduard, der etwas aus Hoffmanns Zimmer zu holen geht. Sie redet ihn an. Eduard! Er antwortet: Gnädiges Fräulein? Darauf sie: Ich möchte... möchte den Herrn Doktor Loth... Eduard antwortet: Herr Doktor Loth sind in des Herrn Doktor Schimmelpfennigs Wagen fortgefahren! Damit verschwindet er im Zimmer Hoffmanns. Wahr! stößt Helene hervor und hat einen Augenblick Mühe, aufrechtzustehen. Im nächsten durchfährt sie eine verzweifelte Energie. Sie rennt nach dem Vordergrund und ergreift den Hirschfänger samt Gehänge, der an dem Hirschgeweih über dem Sofa befestigt ist. Sie verbirgt ihn und hält sich still im dunklen Vordergrund, bis Eduard, aus Hoffmanns Zimmer kommend, zur Mitteltür hinaus ist. Die Stimme des Bauern, immer deutlicher: Dohie hä, biin iich nee a hibscher Moan? Auf diese Laute, wie auf ein Signal hin, springt Helene auf und verschwindet ihrerseits in Hoffmanns Zimmer. Das Hauptzimmer ist leer, und man hört fortgesetzt die Stimme des Bauern: Dohie hä, hoa iich nee die schinsten Zähne, hä? Hoa iich ne a hibsches Gittla? Miele kommt durch die Mitteltür. Sie blickt suchend umher und ruft: Freilein Helene! und wieder: Freilein Helene! Dazwischen die Stimme des Bauern: 's Gald iis meine! Jetzt ist Miele ohne weiteres Zögern in Hoffmanns Zimmer verschwunden, dessen Türe sie offen läßt. Im nächsten Augenblick stürzt sie heraus mit den Zeichen eines wahnsinnigen Schrecks; schreiend dreht sie sich zwei — drei Mal um sich selber, schreiend jagt sie durch die

*Mitteltür. Ihr ununterbrochenes Schreien, mit der Entfernung immer schwächer werdend, ist noch einige weitere Sekunden vernehmlich. Man hört nun die schwere Haustüre aufgehen und dröhnend ins Schloß fallen, das Schrittegeräusch des im Hausflur herumtaumelnden Bauern, schließlich eine rohe, näselnde, lallende Trinkerstimme ganz aus der Nähe durch den Raum gellen: Dohie hä! Hoa iich nee a poar hibsche Tächter?*

# DAS FRIEDENSFEST

## EINE FAMILIENKATASTROPHE

Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt... Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgendeiner Tätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe sein.

Lessing

Abhandlungen über die Fabel

Geschrieben: Oktober bis Dezember 1889 in Charlottenburg. Erstveröffentlichung in der Zeitschrift „Freie Bühne für modernes Leben“ 1890. Copyright by S. Fischer Verlag A.G. in Berlin.

## DRAMATIS PERSONAE

Dr. med. FRITZ SCHOLZ, achtundsechzig Jahre alt  
MINNA SCHOLZ, dessen Ehefrau, sechsundvierzig Jahre  
alt

AUGUSTE, neunundzwanzig Jahre alt,

ROBERT, achtundzwanzig Jahre alt,

WILHELM, sechsundzwanzig Jahre alt, *deren Kinder  
Soweit möglich, muß in den Masken eine Familien-  
ähnlichkeit zum Ausdruck kommen.*

Frau MARIE BUCHNER, zweiundvierzig Jahre alt

IDA, ihre Tochter, zwanzig Jahre alt

FRIEBE, Hausknecht, fünfzig Jahre alt

*Die Vorgänge dieser Dichtung spielen sich ab an einem  
Weihnachtsabend der achtziger Jahre in einem einsamen  
Landhaus auf dem Schützenhügel bei Erkner (Mark  
Brandenburg).*

Der Schauplatz aller drei Vorgänge ist eine hohe, geräumige Halle, weiß getüncht, mit altertümlichen Bildern wie auch mit Geweihen und Tierköpfen aller Art behangen. Ein Kronleuchter aus Hirschgeweihen, in der Mitte der Balkendecke angebracht, ist mit frischen Lichtern besteckt. Mitten in der Hinterwand ein nach innen vorspringendes Gehäuse mit Glastür, durch die man das schwere, geschnitzte Eichenportal des Hauses erblicken kann. Oben auf dem Gehäuse befindet sich ausgestopft ein balzender Auerhahn. Seitlich über dem Gehäuse rechts und links je ein Fenster, befreten und zum Teil mit Schnee verweht.

Die Wand rechts weist einen offenen, torartigen Bogen auf, der nach der Treppe in die oberen Stockwerke führt. Von zwei niedrigen Türen derselben Wand führt die eine nach dem Keller, die andre zur Küche. Die gegenüberliegende Wand hat ebenfalls zwei Türen, welche beide in ein und dasselbe Zimmer führen. Zwischen diesen Türen eine alte Standuhr, auf deren Dach ein ausgestopfter Kauz hockt. Die Möblierung des Raumes besteht aus alten, schweren Eichenholztischen und Stühlen. Parallel mit der Seitenwand, rechts vom Zuschauer, eine weißgedeckte Tafel. Rechts im Vordergrund ein eisernes Öfchen mit längs der Wand hingehender Rohrleitung. Alle Türen sind bunt, die Türfüllungen mit primitiven Malereien, Papageien usw. darstellend, versehen.

## ERSTER AKT

Die Halle ist mit grünen Reiseru ausgeschmückt. Auf den Steinfliesen liegt ein Christbaum ohne Fuß. Friebe zimmert auf der obersten Kellerstufe einen Fuß zurecht. Einander gegenüberstehend zu beiden Seiten der Tafel, beschäftigen sich Frau Buchner und Frau Scholz damit, bunte Wachslichte in den dazu gehörigen Tüllen zu befestigen. Frau Buchner ist eine gesund aussehende, gutgenährte, freundlich blickende Person, einfach, solid und sehr adrett gekleidet. Schlichte Haartracht. Ihre Bewegungen sind bestimmt, aber vollkommen ungezwungen. Ihr ganzes Wesen drückt eine ungewöhnliche Herzlichkeit aus, die durchaus echt ist, auch wenn die Art, mit der sie sich kundgibt, zuweilen den Eindruck der Ziererei macht. Ihre Sprache ist geflissentlich rein, in Momenten des Affekts deklamatorisch. Ein Hauch der Zufriedenheit und des Wohlbehagens scheint von ihr auszugehen. — Anders Frau Scholz. Sie ist eine über ihre Jahre hinaus gealterte Person mit den beginnenden Gebrechen des Greisenalters. Ihre Körperformen zeigen eine ungesunde Fettansammlung. Ihre Hautfarbe ist weißlich-grau. Ihre Toilette ist weniger als schlicht. Ihr Haar ist grau und nicht zusammengefasst; sie trägt eine Brille. Frau Scholz ist schußlig in ihren Bewegungen, ruhelos, hat eine zumeist weinerliche oder winselige Sprechweise und erregt den Eindruck andauernder Aufgeregtheit. Während Frau Buchner nur für andre zu existieren scheint, hat Frau Scholz vollauf mit sich selbst zu tun. — Auf der Tafel zwei fünfarmige, mit Lichtern besteckte Girandolen. Weder der Kronleuchter noch die Girandolen sind angesteckt. Brennende Petroleumlampe.

FRIEBE führt mit dem Beil einen Schlag. Da jeht mer ooch keen Schlag nich fehl.

FRAU SCHOLZ. Ffff! Ich kann's doch aber nich

hören, Friebe! Wie oft hab' ich Ihn'n schon... wie leicht kann Ihn'n das Beil abfahren! Auf Steinen hackt man nich Holz!

FRIEBE. Da jarantier' ick for. Wofor wär' ick d'nn sonst zehn Jahre Rejimenter gewesen?

FRAU BUCHNER. Regimenten?

FRAU SCHOLZ. Er war Vorarbeiter in den königlichen Forsten.

FRIEBE. Keen — *er schlägt zu* — Schlag, da, ä! — *er schlägt* — komm' ick for uff. *Er steigt herauf, betrachtet, was er gemacht hat, bei der Lampe und befestigt dann den Christbaum, so daß er aufrecht steht. Friebe ist klein, bereits ein wenig gebeugt, o-beinig und hat eine Glatze. Sein kleines, bewegliches Affengesichtchen ist unrasiert. Kopfschmähre und Bartstoppeln spielen ins Gelblichgraue. Er ist ein Allerweltsbastler. Der Rock, welchen er trägt, ein Ding, das von Putzpulver, Öl, Stiefelwichse, Staub usw. starrt, ist für einen doppelt so großen Mann berechnet, deshalb die Ärmel aufgekrempt, die Rockflügel weit übereinander gelegt. Er trägt eine braune, verhältnismäßig saubere Hausknechtsschürze, unter welcher er von Zeit zu Zeit eine Schnupftabaksdose hervorzieht, um mit Empfindung zu schnupfen. Der Baum ist befestigt. Friebe hat ihn auf die Tafel gehoben, steht davor und betrachtet ihn. Een janzet, schönet, richtijet Tannenbäumken! Mit wegwerfender Überlegenheit zu den Frauen hinüber: 's is woll jar keens, wat?*

FRAU BUCHNER. Als ehemaliger Forstmann müssen Sie ja das wohl unterscheiden können.

FRIEBE. Na jewiß doch, det wär' ja noch verrückter! Was de nu de Fichte is...

FRAU SCHOLZ *unterbricht ihn ungeduldig*. Wir dürfen uns beileibe nicht aufhalten, Friebe. Meine Tochter hat extra gesagt: daß du mir Frieben schickst!

FRIEBE. Na... i! meinswejen doch. *Mit einer wegwerfenden Handbewegung ab durch die Küchentür.*

FRAU BUCHNER. An dem habt ihr wohl was?

FRAU SCHOLZ. I warum nich gar! 'n ganz verdrehter Zwickel. Wenn nich mei Mann... na sehen Se, so war mei Mann. Diese alte Schnupftabaknase, die war nu für ihn, die muß' er den ganzen Tag um sich haben, sonst war ihm nich wohl. Ein zu merkwürdiger Mann!

AUGUSTE, *in Hast und Bestürzung von draußen herein. Innen angelangt, schlägt sie die Glastür heftig ins Schloß und stemmt sich dagegen, wie um jemandem den Eintritt zu verwehren.*

FRAU SCHOLZ, *aufs heftigste erschrocken, schnell nacheinander. Oh! Gottogottogott!!*

FRAU BUCHNER. Ja, was...?  
*Auguste ist lang aufgeschossen und auffallend mager, ihre Toilette ist hochmodern und geschmacklos. Pelzjacke, Pelzbarett, Muff. Gesicht und Füße sind lang; das Gesicht scharf, mit schmalen Lippen, die fest aufeinander passen, und Zügen der Verbitterung. Sie trägt eine Lorgnette. Mit der Aufgeregtheit der Mutter verbindet sie ein pathologisch offensives Wesen. Diese Gestalt muß gleichsam eine Atmosphäre von Unzufriedenheit, Mißbehagen und Trostlosigkeit um sich verbreiten.*

AUGUSTE. Draußen, meiner Seele, es ist jemand hinter mir hergekommen.

FRAU BUCHNER, *die Uhr ziehend.* Wilhelm vielleicht schon — nein, doch nicht. Der Zug kann noch nicht da sein. *Zu Auguste.* Warten Sie doch mal! Sie greift nach der Türklinke, um sie zu öffnen.

AUGUSTE. Nich doch, nich doch!

FRAU BUCHNER. Sie sind nervös, liebes Kind. Sie geht durch die Glastür und öffnet das Außenportal. Ein wenig zaghaft: Ist jemand hier? Resolut: Ist jemand hier? Pause, keine Antwort.

FRAU SCHOLZ, *erbozt.* Großartig, wirklich! Ich dächte, ma hätte gerade genug Aufregung. Man kann ja den Tod davon haben. Was du ooch immer hast!

AUGUSTE. Haben! haben! *batzig*: was ich nur immer haben soll?!

FRAU SCHOLZ. Du bist recht liebenswürdig zu deiner Mutter!

AUGUSTE. Ach, meinswegen! Soll man sich etwa nicht fürchten, wenn man im Stockfinstern — mütter-seelenallein...

FRAU BUCHNER, *die Hände von rückwärts um ihre Taille legend, begütigend*. Hitzkopf, Hitzkopf! Wer wird denn immer gleich soo sein!! Kommen Sie, *ist ihr beim Ablegen behilflich*, so, sehen Sie!?

AUGUSTE. Ach Frau Buchner, 's is auch wahr!

FRAU BUCHNER. Hört mal, Herrschaften; vier lange Tage sind wir nun schon bei euch. Ich dünkte... wollt ihr mich nicht du nennen? Ja?! Schön! Also... *Umarmt und küßt Auguste, desgleichen Frau Scholz*.

FRAU SCHOLZ, *bevor sie die Umarmung entgegennimmt*. Wart nur, wart, ich habe Wachshände.

FRAU BUCHNER, *zu Auguste, welche an das Öfchen getreten ist, um sich zu wärmen*. Gelt, jetzt ist dir schon gemütlicher? War die Bescherung hübsch?

AUGUSTE. Na, ich geh' jedenfalls nicht mehr hin. Schlechte Luft, eine Hitze zum Umkommen.

FRAU BUCHNER. Hat der Herr Pastor schön gesprochen?

AUGUSTE. So viel steht fest: wenn ich arm wäre, ich hätte auf die Rede des Großmann hin... wahrhaftig, den ganzen Bettel hätte ich ihnen vor die Füße geschmissen.

FRAU BUCHNER. Es ist aber doch ein großer Segen für die armen Leute.

*Man hört hinter der Szene von einer hellen, schönen Frauenstimme gesungen:*

Wenn im Hag der Lindenbaum  
wieder blüht,  
huscht der alte Frühlingstraum  
durch mein treu Gemüt.

*Ida tritt ein von der Treppe her. Sie ist zwanzig Jahre alt und trägt ein schlichtes, schwarzes Wollkleid. Sie hat eine schöne, volle Gestalt, sehr kleinen Kopf und trägt das lange, gelbe Haar bei ihrem ersten Auftreten offen. In ihrem Wesen liegt etwas Stillvergnügetes, eine verschleierte Heiterkeit und Glückszuversicht; demgemäß ist der Ausdruck ihres klugen Gesichts meist heiter, geht aber auch mitunter plötzlich in einen milden Ernst über oder zeigt spontan tiefes Versonnensein.*

IDA, ein Handtuch um die Schulter gelegt, einige Kartons auf dem Arm. Es kam doch jemand?

FRAU SCHOLZ. Auguste hat uns 'n schönen Schreck eingejagt.

IDA, rückwärts nach der Treppe deutend. Da oben ist's auch recht ungemütlich; lachend: ich hab' gemacht, daß ich runterkam.

FRAU SCHOLZ. Aber Kindel! über dir wohnt ja jetzt noch Robert.

IDA stellt die Kartons auf den Tisch, öffnet sie und entnimmt ihnen einige Gegenstände. Wenn auch! der ganze Stock ist doch immer leer.

FRAU BUCHNER. Dein Haar müßte doch nun bald trocken sein, höre?

IDA, den Kopf anmutig wendend und zurückwerfend. Fühl mal!

FRAU BUCHNER tut es. O bewahre! — Du hättest zeitiger baden sollen, Kind.

IDA. Was die alte Mähne doch für Mühe macht, eine ganze halbe Stunde hab' ich am Ofen gehockt. Sie hat einem der Kartons eine gelbseidene Börse entnommen, die sie Augusten hinhält. Die Farbe ist nett, wie? 's is ja nur so ein kleines Späßchen. Hat er schon manchmal Börsen gehabt?

AUGUSTE, über ihr Peluchejackett hinweg, an dem sie herumreinigt, achselzuckend. Weiß nicht. Sie bringt ihre kurzsichtigen Augen prüfend in nächste Nähe der

*Börse. Bißchen sehr locker im Muster. Sogleich wieder in ihre Arbeit vertieft: Der Peluche ist hin.*

IDA, *ein Kistchen Zigarren aufbauend.* Ich freu' mich recht! Daß ihr nur nie einen Baum geputzt habt?

AUGUSTE. Wenn man's recht bedenkt: eigentlich ist das doch auch nichts für Erwachsene.

FRAU SCHOLZ. Nie! Da hätt' ich ihm nur kommen sollen, mei Mann hätt' mich schöne gestenzt. Bei meinen seligen Eltern ... ja wenn ich denke, was war das für ein scheenes Familienleben! Kein Weihnachten ohne Baum. *Gleichsam Gang und Manieren des Vaters kopierend:* Wenn der Vater so am Abend aus dem Büro kam und die schönen Lehmannschen Pfefferkuchen mitbrachte! *Sie bringt Daumen und Zeigefinger, als ob sie ein Stückchen dieses süperben Kuchens damit hielte, in die Nähe des Mundes.* Ach ja, das sind vergangene Zeiten! Mei Mann, der aß nich mal mittags mit uns zusammen. Er wohnte oben, wir unten; der reine Einsiedler. Wollte man was von ihm, dann mußte man sich weeiß Gott hinter Frießen stecken.

AUGUSTE, *vom Ofen, wo sie anlegt.* Ach, red doch nicht immer so!

FRAU SCHOLZ. Heiz du lieber nich so unsinnig!

AUGUSTE. Ja, soll's denn nicht warm werden?

FRAU SCHOLZ. Die ganze Hitze fliegt ja heut zum Schornstein naus.

AUGUSTE, *unschlüssig, erbost.* Ja, soll denn nu nicht angelegt werden?

FRAU SCHOLZ. Laß mich zufrieden!

AUGUSTE *wirft die Kohlschaufel geräuschvoll in den Kasten.* Na, dann nicht! *Wütend links ab.*

IDA. Ach Gustchen, bleib da! *Zu Frau Scholz:* Paß auf, ich werd' sie schon wieder fidel machen. *Ihr nach, ab.*

FRAU SCHOLZ, *resigniert.* So sind meine Kinder alle! Nein, so ein Mädél, wirklich! Und kein Halten.

Bald möcht' se das, bald jen's. Da fällt's ihr uff eemal ein: da muß se lernen. Dann steckt se oben und red't wochenlang kee Wort; dann kommt se sich wieder mal ganz überflüssig vor. Ach du mein Gott ja, du bist zu beneiden! So'n liebes Dingelchen, wie deine Tochter is...

FRAU BUCHNER. Aber Gustchen doch auch.

FRAU SCHOLZ. So allerliebste wie sie Klavier spielt; und diese reizende Stimme! Wie gern ich so ein paar Töne höre!

FRAU BUCHNER. Warum spielst du denn gar nicht?

FRAU SCHOLZ. I! da käm' ich scheen an, da wäre mein bißchen Ruhe vollends hin. Auguste ist ja so nervös! Gerade wie ihr Vater, den konnte man auch jagen mit dem Klavierspiel.

FRAU BUCHNER. Deinen Wilhelm solltest du jetzt spielen hören! der hat sich vervollkommnet! Was wäre denn Ida ohne ihn? Von ihm hat sie ja doch alles gelernt, was sie kann.

FRAU SCHOLZ. Ach ja, du sagtest 's ja schon. Talentvoll ist er; davon is nicht die Rede. Es war 'ne Lust, ihn zu unterrichten.

FRAU BUCHNER. Ach, und er denkt mit solcher Rührung an die Zeit zurück, wo sein Muttelchen ihm die Anfangsgründe beibrachte.

FRAU SCHOLZ. So?! Mein Gott ja, schöne Stunden waren das ja auch. — Damals dacht' ich... Alles kommt anders. Es regt mich doch sehr, sehr auf.

FRAU BUCHNER. Es regt dich... was?

FRAU SCHOLZ. Nu, daß er kommt. Wie sieht er denn jetzt eigentlich so aus?

FRAU BUCHNER. Gut, dick, gesund; du wirst dich freuen über deinen Sohn.

FRAU SCHOLZ. Ich muß mich wirklich wundern, daß der Junge kommt. Mei Herz hat mir manchmal richtig weh getan. Und was ich bloß für Papier ver-

schrieben hab'. Nich mal geantwortet hat er seiner alten Mutter. Wie hast du ihn nur dazu gebracht? Das kann ich nich begreifen, das kann ich nich begreifen.

FRAU BUCHNER. Ich? O nein, Ida hat das über ihn vermocht.

FRAU SCHOLZ. Robert kümmert sich ja auch nich viel um uns, aber er kommt doch wenigstens alle Jahr einmal um die Weihnachtszeit ein paar Tage. Das lobt man sich doch! Aber Wilhelm; sechs volle Jahre ist er nich hier gewesen; er und mein Mann, sechs volle Jahre! Kommt sie denn mit ihm aus?

FRAU BUCHNER. Ida? Sehr gut, in jeder Hinsicht.

FRAU SCHOLZ. Das ist aber doch zu wunderbarlich. Du kannst dir nämlich nich denken, wie verschlossen der Junge immer war, ganz wie der Vater. Keinen Spielkameraden, keinen Schulfreund, kein Nichts hatte er.

FRAU BUCHNER. Ja, ja, so war er anfänglich auch uns gegenüber. Er wollte durchaus nicht anders als zu den Klavierstunden unser Haus betreten.

FRAU SCHOLZ. Na, und dann is er doch gekommen?

FRAU BUCHNER. Das heißt... ja. Er sagte: wir sollten ihn nur vorläufig in Ruhe lassen, und wenn er so weit wäre, dann würde er schon selbst kommen. Wir waren so vernünftig, ihm seinen Willen zu lassen, und richtig, nachdem wir ein halbes Jahr gewartet — eigentlich schon nicht mehr gewartet —, kam er. Von da ab Tag für Tag. Da ist es denn nach und nach so ganz anders geworden.

FRAU SCHOLZ. Ihr müßt hexen können. Die Verlobung allein schon ist ein ganz unbegreifliches Wunder für sich.

FRAU BUCHNER. Mit Künstlern muß man umzugehen wissen. Ich hab's gelernt, mein seliger Mann war auch einer.

FRAU SCHOLZ. Und die Geschichte mit Vater? Hat er euch auch in diese Geschichte eingeweiht?

FRAU BUCHNER. Nein, liebe Freundin. Siehst du, das ist der allereinigste Punkt, das ist... in diesem Punkt hat er sich noch nicht überwinden können. Es läge ja nichts daran, aber du kannst mir glauben, er leidet an der Erinnerung furchtbar. Bis auf den heutigen Tag leidet er. Nicht am wenigsten freilich dadurch, daß er die Sache geheimhält. Jedenfalls muß er darüber hinwegkommen, auch über diese Sache.

FRAU SCHOLZ. I Gott bewahre — nee, nee, nee, alles was recht is. Ehre Vater und Mutter: die Hand, die sich gegen den eigenen Vater erhebt, aus dem Grabe wachsen solche Hände. Wir haben uns gezankt, ja doch! Wir haben beide Fehler, mei Mann und ich, aber das sind unsre Sachen. Kein Mensch hat sich da neinzumischen, am wenigsten der eigne Sohn. — Und wer hat die Sache ausbaden müssen? Natürlich ich. So'ne alte Frau, die hat 'n breiten Puckel. Mei Mann ging aus dem Hause, noch am selbigen Tage, und eine halbe Stunde später auch Wilhelm. Da half kein Reden. Erst dachte ich, sie würden wiederkommen, aber wer nich kam, das waren sie. Und Wilhelm allein, kein anderer Mensch, is Schuld dran, kein anderer Mensch.

FRAU BUCHNER. Wilhelm mag eine schwere Schuld haben, davon bin ich überzeugt, aber sieh mal, wenn man jahrelang gebüßt hat und...

FRAU SCHOLZ. Nee, nee! I Gott! wo denkst du hin?! Darüber kann man nich so leicht hinweggehen. Das wäre noch schöner! Es ist ja sehr schön von dir, daß du dich des Jungen angenommen hast, es ist ja auch sehr hübsch, daß er kommt! ja, warum denn nich? Aber im Grunde, was nützt das alles? So leicht sind die Klüfte nicht auszufüllen. Ja, ja, es sind Klüfte, richtige, tiefe Klüfte zwischen uns Familiengliedern.

FRAU BUCHNER. Ich glaube doch, daß wir Menschen mit dem festen, ehrlichen Willen...

FRAU SCHOLZ. Der Wille, der Wille! Geh mer nur

damit! Das kenn' ich besser. Da mag man wollen und wollen und hundertmal wollen, und alles bleibt doch beim alten. Nee, nee! das ist 'n ganz anderer Schlag, deine Tochter: die is so, und Wilhelm is so, und beide bleiben, wie sie sind. Viel zu gutte Sorte für einen von uns, viel, viel zu gutt. Gott ja, der Wille, der Wille! ja, ja, alles gutter Wille, dein Wille ist sehr gutt, aber ob du damit was erreichen wirst? Ich glaube nich.

FRAU BUCHNER. Aber ich hoffe es um so fester.

FRAU SCHOLZ. Kann ja alles sein. Ich will ja nichts verreden. Im Grunde freue ich mich ja auch von ganzem Herzen auf den Jungen, nur regt es mich sehr, sehr auf, und paß auf: du stellst es dir viel zu leicht vor.

IDA, *links hereinkommend, zu Frau Scholz, zutulich*. Schwiegermütterchen, sie vergoldet Nüsse.

FRAU BUCHNER. Es wird Zeit, Idchen! Du mußt dich hübsch machen. Er kann jetzt jeden Augenblick hier sein.

IDA, *erschrocken*. Soo? Schon?

FRAU SCHOLZ. Ach, macht ock keene Geschichten! Für den Jungen is sie viel zu schön.

FRAU BUCHNER. Ich hab' dir das Blaue zurecht gelegt — *Ida nachrufend*: und steck die Brosche an, hörst du! *Ida ab*. Auf Schmuck gibt sie gar nichts.

*Das Außenportal des Hauses geht.*

FRAU SCHOLZ. Wart... wer? *Zu Frau Buchner*. Tu mer den Gefallen du, ich kann ihn jetzt noch nich sehen, ich...

FRAU BUCHNER, *an der Tapetentür hinaufrufend*. Ida! dein Wilhelm kommt.

*Doktor Scholz tritt ein durch die Glastür.*

*Doktor Scholz ist ungewöhnlich groß, breitschultrig, stark aufgeschwemmt. Gesicht fett, Teint grau und unrein, die Augen zeitweilig wie erstorben, zuweilen lackartig glänzend, vagierender Blick. Er hat einen grauen und*

struppigen Backenbart. Seine Bewegungen sind schwerfällig und zitterig. Er spricht, unterbrochen von keuchenden Atemzügen, als ob er Mehl im Munde hätte, und stolpert über Silben. Er ist ohne Sorgfalt gekleidet: ehemals braune, verschossene Sammetweste, Rock und Beinkleider von indifferenter Färbung. Mütze mit großem Schild, steingrau, absonderlich in der Form. Rohseidenes Halstuch. Wäsche zerknittert. Zum Schneuzen verwendet der Doktor ein großes türkisches Taschentuch. Er führt bei seinem Eintritt ein spanisches Rohr mit Hirschhornkrücke in der Rechten, hat einen großen Militär-Reisehavelock umgehängt und trägt einen Pelzfußsack über dem linken Arm.

DOKTOR SCHOLZ. Servus! servus!

FRAU SCHOLZ, den Doktor wie eine überirdische Erscheinung anstarrend. Fritz! —

DOKTOR SCHOLZ. Ja, wie du sehen kannst.

FRAU SCHOLZ, mit einem Schrei ihren Mann umhalsend. Fritz!! —

AUGUSTE öffnet die Tür links, fährt zugleich zurück. Der Vater!

Frau Buchner, mit starrem Ausdruck rückwärtsschreitend, ab durch die linke Seitentür.

DOKTOR SCHOLZ. Ich bin's, wie du siehst. Vor allem, du: ist Friebe da?

FRIEBE guckt durch die Küchentür, erschrickt, kommt vollends hervor. Herr Dokter!! Er stürzt auf ihn zu, faßt und küßt seine beiden Hände. Nu bitt' ick eenen Menschen! Jott soll mir'n Taler schenken!

DOKTOR SCHOLZ. Pssst! sehen Sie mal nach, schließen Sie die Haustür fest. Friebe nickt und vollführt den Befehl mit freudigem Eifer.

FRAU SCHOLZ, vor Staunen außer sich. Aber sag mer nur, Fritz! sag mer nur... die Gedanken fliegen mer davon. Ihn weinend umhalsend. Ach Fritz! was hast du mir für Kummer gemacht in der langen Zeit!

DOKTOR SCHOLZ, seine Frau sanft zurückdrängend.

Ach du, mein Leben ist auch... wir wollen uns doch lieber nicht von Anfang an mit Vorwürfen... du bist doch immer die alte wehleidige Seele. *Mit gelinder Bitterkeit*: Übrigens würde ich dich sicher nicht belästigt haben, wenn nicht... *Friebe nimmt ihm Mantel, Fußsack usw. ab*. Es gibt Lebenslagen, liebe Minna... wenn man, wie ich, einflußreiche Gegner hat. *Friebe ab durch den Treppenausgang mit den Sachen des Doktors*.

FRAU SCHOLZ, *gutmütig schmollend*. Es hat dich doch niemand geheißen, Fritz! Du hatt'st doch hier 'n sichres, warmes Zuhause. So schön hätt'st du leben können!

DOKTOR SCHOLZ. Sei nicht böse, aber das verstehst du nicht!

FRAU SCHOLZ. Na ja; ich bin ja nur 'ne einfache Person, das mag ja möglich sein, aber du warst ja wirklich auf niemand angewiesen. Es war doch gar nicht nötig, daß du...

DOKTOR SCHOLZ. Pssst, es war sehr nötig. *Halbwegs geheimnisvoll*: Auf Schuld folgt Sühne, auf Sünde folgt Strafe.

FRAU SCHOLZ. Na ja freilich, Fritz, es hat wirklich auch viel an dir mit gelegen. *Sie wirft von jetzt ab bis zum Schluß des Gespräches fortwährend ängstliche Blicke nach der Haustür, als befürchte sie jeden Augenblick die Ankunft Wilhelms*. Wir hätten doch so ruhig, so zufrieden... wenn du nur gewollt hätt'st.

DOKTOR SCHOLZ. Alles hat an mir gelegen, ganz und gar alles.

FRAU SCHOLZ. Da bist du nu auch wieder ungerecht.

DOKTOR SCHOLZ. I! ich will ja auch nicht bestreiten: viel Gemeinheit hat sich verbunden gegen mich; das ist ja bekannt. Zum Beispiel denke dir: in den Hotels die Kellner, keine Nacht konnte ich durchschlafen, hin und her, hin und her auf den Korridoren und gerade immer vor meiner Tür.

FRAU SCHOLZ. Aber sie werden dich doch am Ende nicht absichtlich gestört haben.

DOKTOR SCHOLZ. Nicht? Du, hör mal, das verstehst du nicht!

FRAU SCHOLZ. Na, es kann ja sein; die Kellner sind ja mitunter niederträchtig.

DOKTOR SCHOLZ. Niederträchtig! jawohl, niederträchtig! Übrigens, wir können ja darüber reden. Ich habe etwas Kopfschmerzen — *faßt nach dem Hinterkopf* — da! Auch so eine Infamie! Ich weiß ganz gut, wem ich das zu verdanken habe. Ich will mich nur noch vergewissern, ob ich sie durch einen gesunden Schlaf vertreibe. Ich bin sehr müde.

FRAU SCHOLZ. Aber oben ist nicht geheizt, Fritz.

DOKTOR SCHOLZ. Denk dir mal an, in einer Tour von Wien. Nicht geheizt? Macht nichts! Friebe besorgt das schon. Sag mal, wie steht's mit Friebe? was ich fragen wollte: ist er noch so zuverlässig?

FRAU SCHOLZ. Friebe is, wie er immer war.

DOKTOR SCHOLZ. Das dachte ich mir doch! — Auf Wiedersehen! *Nachdem er seiner Frau die Hand gedrückt, wendet er sich mit tief nachdenklichem Ausdruck und schreitet auf den Treppenausgang zu. Den Tannenbaum bemerkend, bleibt er stehen und starrt ihn verloren an.* Was heißt denn das?

FRAU SCHOLZ, *zwischen Furcht, Beschämung und Rührung.* Wir feiern Weihnachten!

DOKTOR SCHOLZ. Feiern? *Nach einer langen Pause, in Erinnerung verloren.* Das ist lange her! *Sich wendend, mit echter Empfindung redend.* Du bist auch weiß geworden.

FRAU SCHOLZ. Ja, Fritz, wir beide... *Doktor Scholz nickt, wendet sich weg. Ab durch den Treppenausgang.*

FRAU BUCHNER, *hastig von links.* Also dein Mann ist wieder da?!

FRAU SCHOLZ. Das is wie so... wie wenn... ich weeiß nich! Jesus, was soll ich nur davon denken?

FRAU BUCHNER. Daß es eine Schickung ist, liebe Freundin, für die wir alle dankbar sein müssen.

FRAU SCHOLZ. Ach, der sieht aus! — der hat gelebt! So ein Leben, wie der geführt haben mag: von einem Land ins andre, von einer Stadt... ach! der hat eingelegt! *Frau Buchner will die Treppe hinauf.* — *Frau Scholz, erschreckt:* Wo denn hin?

FRAU BUCHNER. Ida von dem freudigen Ereignis verständigen! *Ab durch den Treppenausgang.*

FRAU SCHOLZ. O Gott ja! nee, nee, wo denkst du hin! Das dürf'n mer'n nich merken lassen! Da kenn' ich meinen Mann zu gutt! Wenn der rauskriegt, daß noch jemand außer ihm oben wohnt... da käm' ich schön an!

FRAU BUCHNER, *schon auf der Treppe.* Ich werd' schon ganz leise...

FRAU SCHOLZ. Nur ganz leise! das wär' so was!

FRAU BUCHNER. Ganz leise geh' ich.

FRAU SCHOLZ. O Gottogott! nur schon ja ganz leise!

AUGUSTE, *hastig von links.* Vater ist da!

FRAU SCHOLZ, *außer Fassung.* Na natürlich! Was soll man nu machen? Und nu der Wilhelm noch. Totenangst hab' ich ausgestanden. Wenn er nu mit Vater zusammengetroffen wäre? Jeden Augenblick konnte er eintreten. Was werde ich alte Frau noch alles erleben müssen!

AUGUSTE. Ein zu merkwürdiges Gefühl, Mama, zu merkwürdig! Man hatte sich so daran gewöhnt. Wie wenn ein Toter nach Jahren wieder aufsteht. Ich hab' Angst, Mama.

FRAU SCHOLZ. Am Ende ist er mit seinem Gelde alle geworden?

AUGUSTE. Na, das wäre doch!... Meinswegen! Das wäre noch das Letzte.

FRAU SCHOLZ. Na, auf welche Weise wir dann bloß auskommen sollten! da könnten wir nur gleich betteln gehn.

IDA, *in Toilette von oben, freudig; Augusten die Hand drückend, innig.* Gustchen! also wirklich?! Ach, das freut mich. *Frau Scholz und Auguste peinlich berührt.*

*Robert aus einer der Türen links. Er ist mittelgroß, schwächlig, im Gesicht hager und blaß. Seine Augen liegen tief und leuchten zuweilen krankhaft. Schnurr- und Kinnbart. Er raucht aus einer Pfeife mit ganz kurzem Rohr türkischen Tabak.*

ROBERT, *leichthin.* Es wird ungemütlich bei dir, Mutter!

FRAU SCHOLZ. Na, nu fängt der auch noch an!

AUGUSTE. Meinswegen. *Verstohlene, scheele Blicke auf Idas Toilette.*

ROBERT, *zu Ida, die ihn angeblickt hat.* Ja, so bin ich nun mal, Fräulein Ida!

IDA, *schüttelt ungläubig den Kopf.* Nein, nein.

ROBERT. Wieso nicht? Ich halte es nicht für der Mühe wert, 'n paar gleichgültige Gefühle zu heucheln. Wirklich nicht!

IDA. Nein, nein.

AUGUSTE, *ausbrechend.* Du bist empörend, Robert!

ROBERT. Nicht mit Absicht. Empöre sich niemand!

AUGUSTE. Meinswegen.

ROBERT. Na item.

AUGUSTE. Item, item — Quatsch!

ROBERT, *mit geheucheltem Erstaunen.* Verzeih, ich glaubte... aber du hältst ja nichts mehr auf äußere Reize.

IDA, *schlichtend.* Ach, Herr Robert...

ROBERT. Ja, soll ich mich denn nicht meiner Haut...?

AUGUSTE, *von Tränen halb erstickt.* Ganz du! ganz

du! dein ganzes... mein Alter... geradezu perfid! Frau Buchner! das soll nicht gemein sein? Mir... ich, die ich hier gesessen hab'... bei der Mutter hier die schönste... schönste Zeit meines Lebens verbracht, während ihr... ich... geradezu wie eine Dienstmagd...

ROBERT. Das klingt sehr echt, in der Tat! Geh doch zur Bühne! *Mit verändertem Ton, brutal:* Mach keine schlechten Scherz! Hör mal: du und der Märtyrernimbus, das wirkt einfach putzig. Du bist eben wo anders noch weniger auf deine Rechnung gekommen als zu Hause: das ist die Wahrheit!

AUGUSTE. Mutter! du bist Zeuge: hab' ich nicht drei Anträge abgewiesen?

ROBERT. Hui! Wenn Mutter nur mit dem nötigen Gelde rausgerückt wäre, dann hätten dich die Herren gewiß mit in Kauf genommen.

FRAU SCHOLZ. Geld? *Auf Robert zutretend, ihm die Hand hinhaltend.* Da, nimm ein Küchenmesser! schneid mir's raus! schneid mir doch das Geld aus der Hand!

AUGUSTE. Sie mich? Willst du die Absagebriefe sehen?

FRAU SCHOLZ, *unterbrechend.* Kinder! *Sie macht eine Bewegung, als ob sie ihre Brust für den Todesstoß entblößen wollte.* Da, hier! macht mich doch lieber gleich tot! Habt ihr denn nich so viel Rücksicht für mich? Nich so viel wie?... Großer Gott, nich fünf Minuten; ich weiß nich, was das bloß für Kinder... nich fünf Minuten halten sie Frieden.

ROBERT. Na ja, freilich! ich sag' ja schon: es wird eben wieder ungemütlich.

FRIEBE, *geschäftig aus dem oberen Stockwerk. Er flüstert Frau Scholz etwas zu, woraufhin diese ihm einen Schlüssel einhändig.* Friebe ab in den Keller.

ROBERT *hat stillstehend den ganzen Vorgang beobachtet.*

*Im selben Augenblick, als Friebe in der Kellertür verschwindet:* Aha!

AUGUSTE *hat ihrerseits Robert im Auge behalten. Nun bricht sie aus, entrüstet:* Pietätlos bist du, durch und durch.

ROBERT. Na item.

AUGUSTE. Aber du spielst Komödie; du lügst ganz erbärmlich, und das ist das Widerwärtige daran!

ROBERT. In Hinsicht auf Vater meinst du?!

AUGUSTE. Allerdings in Hinsicht auf Vater.

ROBERT, *achselzuckend.* Wenn du meinst...

AUGUSTE. Ja, das, das, ja — denn wenn es anders wäre, dann, ja, dann wärest du ein Wicht.

FRAU SCHOLZ, *dazwischen redend.* Wird denn das irgend bald aufhören, oder was...

ROBERT, *gleichmütig.* Dann bin ich ein Wicht. Nun, und? — *Ida seit geraumer Zeit unruhig in Erwartung, ab durch die Glastür.*

AUGUSTE. Pfui, schamlos!

ROBERT. Schamlos, ganz recht, das bin ich.

FRAU BUCHNER. Herr Robert! ich glaube Ihnen nicht. Sie sind besser, als Sie uns glauben machen wollen, besser, als Sie selbst glauben sogar.

ROBERT, *mit gelindem, sich steigerndem Sarkasmus, kalt.* Verehrte Frau Buchner! es ist ja vielleicht äußerst liebenswürdig, aber wie gesagt: ich weiß nicht recht, wie ich zu der Ehre... ja ich muß sogar Ihre Liebenswürdigkeit geradezu ablehnen. Meine Selbstachtung ist vorläufig wenigstens noch keineswegs so gering, daß ich jemand nötig hätte, mich...

FRAU BUCHNER, *in gelinder Verwirrung.* Das ist ja auch gar nicht meine Absicht. Nur... Ihr Vater...

ROBERT. Mein Vater ist für mich ein Doctor medicinae Fritz Scholz.

AUGUSTE. Ja, ja, red nur!

ROBERT. Und wenn ich diesem Menschen nicht ganz

so gleichgültig gegenüberstehe als irgendeinem X- oder Y-Narren, so liegt das daran, daß ich... na item *er raucht* weil ich... na eben: ich bin eben gewissermaßen ein Produkt seiner Narrheit.

FRAU BUCHNER, *gleichsam betäubt*. Verzeihen Sie! hier kann ich nun doch nicht mehr mit. So etwas wagen Sie auszusprechen!? Mich überläuft es förmlich.

FRAU SCHOLZ, *zu Frau Buchner*. Laß gut sein, laß gut sein! Du wirst bei uns noch Dinge erleben...

AUGUSTE. Was das nun auch wieder heißen soll, Mutter! Wir sind, wie wir sind. Andre Leute, die wer weiß wie tun, sind um nichts besser.

ROBERT. Es gibt in der Tat noch immer naive Seelen, die sich nicht wohl fühlen, wenn sie nicht an ihren Mitmenschen herumbessern und herumflicken können. Veralteter Zauber! Zopf!

FRAU BUCHNER, *Robert bei beiden Händen fassend, herzlich*. Herr Robert! ich fühle mich im Dienste einer bestimmten Sache. Das feit mich. Aus Herzensgrund: Sie haben mich nicht beleidigt.

ROBERT, *ein wenig aus der Fassung*. Sie sind eine merkwürdige Frau.

FRIEBE *kommt aus dem Keller. Er trägt in der linken Hand drei Flaschen Rotwein — und zwar so, daß die Hälse zwischen die Finger geklemmt sind —, unter der linken Achselhöhle eine Flasche Kognak. Mit der rechten Hand hält er die Kellerschlüssel. Zu Frau Scholz tretend, geschäftig*. Nun man fix die Zigarren!

FRAU SCHOLZ. Gott ja, Friebel ich weiß ja gar nicht...

ROBERT. Im Schreibtisch, Mutter.

FRAU SCHOLZ. Ach so. *Sie nimmt das Schlüsselbund und sucht fahrig nach dem rechten Schlüssel*.

AUGUSTE. Du kennst doch den Schreibtischschlüssel.

ROBERT. Mit gradem Bart.

FRAU SCHOLZ. Richtig! wart!

ROBERT. Gib mal...

FRAU SCHOLZ. Wart nur, wart! hier. Ach nein doch! ich bin ganz verwirrt. *Robert das Bund hinreichend.* Da.

ROBERT, *den richtigen Schlüssel abziehend und Friebe hinreichend.* Da. Lassen Sie sich meines Vaters Zigarren gut schmecken.

FRIEBE. Na ooch noch! Det krijt den ollen Zacken den janzen Tach nich aus de Kinnladen. *Es wird stark an der Klingel gerissen.* Komm' schon! *Friebe ab nach oben.*

FRAU SCHOLZ. Da wird der Wein bald alle werden. Großer Gott, wohin soll das führen? Der viele Wein! Immer die teuren, schweren Zigarren! Ich sag' ja, er wird sich noch zugrunde richten.

ROBERT. Das muß jedem unbenommen bleiben.

FRAU BUCHNER. Was meinen Sie?

ROBERT. Sich auf seine eigne Art zu vergnügen. Ich wenigstens würde mir dieses Recht auf keine Weise verkümmern lassen. Selbst nicht durch Gesetze. Sonderbar übrigens!

FRAU BUCHNER. Wie?

ROBERT. Sonderbar!

FRAU BUCHNER. Weshalb betrachten Sie mich so eingehend? Ist es an mir, das Sonderbare?

ROBERT. Wie man's nimmt. Sie sind mehrere Tage bei uns und denken noch immer nicht ans Abreisen.

AUGUSTE. So'n Gerede!

FRAU SCHOLZ. Das hört nich auf! *Schüttelt verzweifelt den Kopf.*

ROBERT, *mit brutaler Heftigkeit.* Na, Mutter, ist es etwa nicht wahr? Hat es bei uns irgendein Fremder je länger als einen halben Tag ausgehalten? Haben sie sich nicht alle von uns zurückgezogen, Nitzsches, Lehmanns...?

AUGUSTE. Als ob wir auf fremde Leute angewiesen wären. Meinswegen! Wir sind uns selber genug...

ROBERT. Ja, vollauf wirklich! *Brutal im Ton*. Ich sage Ihnen, Frau Buchner! in Gegenwart wildfremder Menschen kamen sie sich derart in die Haare, daß die Fetzen flogen. Die Mutter riß das Tischtuch herunter, der Vater zerkeilte die Wasserflasche. Heiter! nicht? heitre Szenen, heitre Kindheitseindrücke!?

AUGUSTE. Du solltest dich verkriechen vor Scham, gemeiner Mensch! *Schnell ab*.

FRAU SCHOLZ. Siehst du nu? Daran bin ich nu seit Jahrzehnten, seit Jahrzehnten gewöhnt! *Ab in Bewegung*.

ROBERT, *unbeirrt fortfahrend*. Kein Wunder allerdings. Ein Mann von vierzig heiratet ein Mädchen von sechzehn und schleppt sie in diesen weltvergessenen Winkel. Ein Mann, der als Arzt in türkischen Diensten gestanden und Japan bereist hat. Ein gebildeter, unternehmender Geist. Ein Mann, der noch eben die weittragendsten Projekte schmiedete, tut sich mit einer Frau zusammen, die noch vor wenigen Jahren fest überzeugt war, man könne Amerika als Stern am Himmel sehen. Ja wirklich! ich schneide nicht auf. Na, und darnach ist es denn auch geworden: ein stehender, faulender, gärender Sumpf, dem wir zu entstammen das zweifelhafte Vergnügen haben. Haarsträubend! Liebe — keine Spur. Gegenseitiges Verständnis, Achtung — nicht Rühran; und dies ist das Beet, auf dem wir Kinder gewachsen sind.

FRAU BUCHNER. Herr Robert! ich möchte Sie recht sehr bitten...

ROBERT. Schön! am Reden liegt mir gar nichts. Die Geschichte ist außerdem...

FRAU BUCHNER. Nein, nein. Ich möchte Sie nur um etwas bitten; es eilt.

ROBERT. Bitten? mich?

FRAU BUCHNER. Könnten Sie's nicht mir zuliebe tun. Könnten Sie nicht... Wäre es denn gar nicht

möglich... Könnten Sie nicht für diesen Abend einmal Ihre Maske ablegen?

ROBERT. Sehr gut! Maske ablegen?

FRAU BUCHNER. Ja, denn es ist wirklich nicht Ihr wahres Gesicht, was Sie herauskehren.

ROBERT. Was Sie sagen!

FRAU BUCHNER. Versprechen Sie mir, Herr Robert...

ROBERT. Aber ich weiß ja gar nicht...

FRAU BUCHNER. Wilhelm, Ihr Bruder Wilhelm kann jeden Augenblick kommen, und...

ROBERT, *unterbrechend*. Frau Buchner! wenn Sie mir doch glauben wollten! Ihre Bemühungen, ich versichere Sie, sind ganz umsonst. Dies alles führt zu nichts, zu gar nichts. Wir sind alle von Grund aus verpfuscht. Verpfuscht in der Anlage, vollends verpfuscht in der Erziehung. Da ist nichts mehr zu machen. Es sieht alles recht gut aus. Weihnachtsbaum, Lichter, Geschenke, Familienfest, aber es ist doch nur so obenhin: eine gequälte, plumpe Lüge, weiter nichts! Und nun gar noch der Vater. Wenn ich nicht wüßte, wie unzugänglich er ist — auf Ehre! ich würde glauben, Sie hätten ihn hierhergebracht.

FRAU BUCHNER. Bei Gott, nein! Das gerade hat meine Hoffnung belebt. Das kann kein Zufall sein, das ist Fügung. Und deshalb aus Grund meiner Seele: seien Sie freundlich und gut zu Ihrem Bruder! Wenn Sie wüßten, wie gut er von Ihnen spricht, mit welcher Liebe und Achtung...

ROBERT, *unterbrechend*. Ja, und der Zweck?

FRAU BUCHNER. Wie?

ROBERT. Weshalb soll ich zu ihm freundlich und gut sein?

FRAU BUCHNER. Das fragen Sie?!

ROBERT. Ja.

FRAU BUCHNER. Nun, doch wohl zunächst, um ihm

die Rückkehr ins Elternhaus nicht von vornherein zu verleiden.

ROBERT. Oh, wir tangieren einander nicht, wie Sie zu glauben scheinen, und übrigens, wenn Sie meinen, daß sich seiner beim Eintritt in diese Räume etwa eine subtile Rührung bemächtigen wird...

FRAU BUCHNER. Ihr Bruder ist ein so guter, im Grunde so edler Mensch! Er hat einen Riesenkampf gekämpft, bevor er sich zu diesem Schritt entschloß. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, er kommt mit dem heißen Wunsche einer Aussöhnung.

ROBERT. Ich begreife gar nicht, was das heißen soll! Aussöhnen?! Mit was will er sich denn aussöhnen! Ich verstehe so was gar nicht. Wir verstehen uns doch sonst untereinander so ziemlich, wir Geschwister. Das ist mir ganz neu. Ich habe ihm nichts vorzuwerfen. Andererseits sind Tatsachen nicht zu vertuschen. Ich frage Sie: glauben Sie, daß ich besondere Hochachtung vor meinem Vater empfinde? Nicht wahr, nein!? Oder liebe ich ihn vielleicht? Empfinde ich vielleicht kindliche Dankbarkeit? Nun, sehen Sie, zu alledem habe ich auch nicht den mindesten Grund. Wir sind uns gegenseitig zeitlebens im besten Falle Luft gewesen. Zuzeiten, als wir uns gegenseitig für unser Unglück verantwortlich machten, haben wir uns sogar geradezu gehaßt. Nun, zwischen Vater und Wilhelm ist dieser selbe Haß ausgeartet. Das ist mir durchaus begreiflich. Wenn ich nicht wie Wilhelm verfahren bin, so ist das vielleicht Zufall. Also, ich habe nichts gegen ihn, notabene, wenn ich ihn nicht sehe. Seh' ich ihn aber, dann geht alle meine Überlegung zum Teufel, dann bin ich etwas... etwas... na, wie soll ich sagen? dann, dann seh' ich eben nur den Menschen, der meinem Vater — nicht seinem, sondern meinem Vater — ins Gesicht geschlagen hat.

FRAU BUCHNER. O du großer Gott!

ROBERT. Und dann steh' ich für gar nichts ein, durchaus für gar nichts.

FRAU BUCHNER. O du großer Gott! das also ist es. Geschlagen, sagten Sie? — ins Gesicht? — seinen eigenen Vater?

ROBERT. Na item.

FRAU BUCHNER, *halb von Sinnen*. O du großer Gott! o du großer Gott! Aber dann... dann kann ich ja... dann muß ich ja auf der Stelle mit Ihrem guten, alten Vater reden, dann...

ROBERT, *tief erschrocken*. Mit wem?

FRAU BUCHNER, *halb weinend*. Mit Ihrem guten, alten, armen, gemißhandelten Vater.

ROBERT *sucht sie festzuhalten*. Um Himmels willen, mit wem wollen Sie...?

FRAU BUCHNER. Lassen Sie mich! ich muß, muß. *Ab durch den Treppenausgang.*

ROBERT, *ihr nachrufend*. Frau Buchner! *Sich wendend*: Hysterie, verdammte!

*Er zuckt mit den Achseln und durchmißt den Raum; mehrmals noch nimmt er plötzlich einen Anlauf, wie um ihr nachzueilen, ändert aber jedesmal seinen Entschluß, gibt ihn schließlich ganz auf und beruhigt sich gewaltsam bis zu einem Stadium scheinbaren Gleichmuts. In diesem Stadium beschäftigt ihn anfänglich seine Tabakspfeife: er klopft sie aus, füllt sie mit neuem Tabak, den er einem Beutel entnimmt, setzt sie in Brand und scheint mehrere Augenblicke dem Genuß des Rauchens ganz allein hingegen. Sein Interesse fängt in der Folge an, sich dem Christbaum und den Geschenken auf der Tafel zuzuwenden: breitbeinig davorstehend und alles überblickend, lacht er, die Pfeife im Munde, wiederholt bitter auf. Plötzlich stutzt er dann und beugt sich, nachdem er die Pfeife in die Hand genommen, tief über die Tafel. Sich aufrichtend, scheint er jetzt erst die Entdeckung zu machen, daß er allein ist. Scheu wie ein Dieb umherblickend,*

*beugt er sich abermals, ergreift mit Hast die gelbseidne Geldbörse, führt sie den Augen näher und mit einer jähem, leidenschaftlichen Bewegung an die Lippen. Dieser Moment zeigt das Aufblitzen einer unheimlichen, krankhaften Leidenschaftlichkeit. Ein Geräusch stört ihn. Augenblicklich liegt die Börse an ihrem alten Platz. Auf den Zehen gehend, sucht Robert sich davonzuschleichen. Im Begriff, durch die erste Seitentür links zu verschwinden, bemerkt er, wie durch die Nebentür seine Mutter, Frau Scholz, eintritt, und steht seinerseits still.*

FRAU SCHOLZ *geht schwerfällig, aber eilig quer durch den Saal bis zum Treppenausgang; hier horcht sie.*

ROBERT, *sich zurückwendend.* Sag mal, Mutter! — was will denn eigentlich diese Frau?

FRAU SCHOLZ *erschrickt.* O Gottogottogott!! Du erschreckst ein'n aber auch.

ROBERT. Was, w... was beab... Was die Buchner hier eigentlich beabsichtigt, möchte ich gern wissen.

FRAU SCHOLZ. Wenn ich lieber wüßte, was der Vater... Was will er denn eigentlich? Ja, sag mir! was, will er?

ROBERT. Na, die Unterkunft wirst du ihm doch wohl nicht verweigern wollen?

FRAU SCHOLZ, *halb weinerlich trotzend.* Ich seh' nicht ein, so lange hat er mich nich nötig gehabt. Man war doch wenigstens sei eigner Herr. Nu wird's wieder schön losgehen, das Gekujeniere. Nu wird man woll uf seine alten Tage noch wie e klennes Kind parieren müssen.

ROBERT. Du muß immer übertreiben! Es geht partout nicht anders: übertrieben muß werden.

FRAU SCHOLZ. Paß du nur uff, wenn er morgen das leere Glashaus sehen wird. Ich kann doch für den Prast nicht extra eenen Gärtner halten!?! Und die Ameisenkästen sind ooch weg. Meinswegen brauchen keene Blumen wachsen, man kriegt doch bloß Kopfschmerzen

davon. Und erschüt das Ungeziefer! ich weiß nich, was er daran bloß hat. Und deshalb muß man sich runterlumpen lassen. Das Hallo bloß! Ich ängst' mich schon zu Tode. — Ach, 's is nich mehr hibsch uf der Welt.

ROBERT *hat, während Frau Scholz noch redet, sich achselzuckend zum Gehen gewendet; nun steht er still und spricht zurück.* Ist's irgend früher mal hübscher gewesen?

FRAU SCHOLZ. Nun, das dächt' ich!

ROBERT. So? Na dann muß das wohl vor meiner Zeit gewesen sein. *Ab durch die erste Tür links.*

FRAU SCHOLZ, *schon wieder lauschend an dem Treppenausgang.* Wenn ich zurückdenke... Oben wird ja gesprochen. *Sie blickt auf, sieht sich allein, horcht abermals unruhig und verschwindet schließlich, die Hand am Ohr, mit einem Gesicht voll Gram, Kummer und Neugier durch den Treppenausgang.*

*Ida und Wilhelm durch die Glastür. Wilhelm: mittelgroß, kräftig, wohlaussehend. Blonder, kurzgeschorner Kopf. Kleidung gutsitzend, nicht geckenhaft. Paletot, Hut, Reisetasche. Sein linker Arm ist um die Schultern Idas gelegt, die ihn ihrerseits mit dem rechten Arm umfaßt hält und den leise Widerstrebenden vorwärtsdrängt.*

IDA. Siehst du, nu bist du drin! Die Hauptsache ist nu schon überstanden.

Wilhelm, *schwer aufseufzend.* O nein, du!

IDA. Du kannst mir glauben, deine Mutter freut sich sehr, sehr auf dich. Auch Gustchen. *Sie zieht ihm die Winterhandschuhe ab.* Wo hast du denn die her?

WILHELM. Du kennst also nun meine Mutter?

IDA. Alle, Schatz! Seit heute duzen wir uns sogar.

WILHELM. Wie bist du mit ihnen zufrieden?

IDA. Seelensgute Menschen, das weißt du ja selbst.

WILHELM, *von jetzt ab befangener mit jedem Augenblick, gedehnt und wie im Selbstgespräch redend.* Merk-

würdig. *Seine Augen haften an dem Christbaum; in den Anblick desselben versinkend, ist er unwillkürlich stehen geblieben.*

IDA, *ihm den Paletot aufknöpfend.* Aber Schatz! das ist doch nicht der erste Christbaum, den du...

WILHELM. Hier, ja, und du kannst, kannst mir nicht nachfühlen, wie sonderbar...

IDA, *ihm, was er mechanisch geschehen läßt, den Paletot abziehend.* Bitte, bitte, Willy! *Den Paletot überm Arm, Hut und Reisetasche in der Hand, vor ihm stehend:* Willy! sieh mich an! *Anfeuernd:* stark! *Einen Augenblick steht sie straff aufgerichtet, dann legt sie die Sachen schnell beiseite und kehrt zu Wilhelm zurück.* Du hast mir versprochen...

WILHELM. Hast du mal, Ida! hast du mal ein Gruftgewölbe mit Kränzen und...

IDA, *erschrocken.* Aber Wilhelm! *Ihn stürmisch umarmend, außer sich.* Das ist böse! das ist wirklich böse! das ist wirklich sehr, sehr böse.

WILHELM, *sie sanft zurückdrängend, mit unterdrückter Bewegung.* Ach, dabei ist ja gar nichts. *Kühl, abwesend.* Sei gut, sei gut!

IDA. Ach, wie du doch bist!

WILHELM, *den Baum durchmusternd.* Sonst alles beim alten... Ida! das mußt du mir wirklich anrechnen!

IDA. Mir wird auf einmal so bange, Willy. Ob es am Ende nicht besser gewesen wäre... Mutter hat ja gewiß nicht gewußt, daß es dir so, so schwer werden würde, und ich, ich dachte ja nur, weil es Mutter sagte... ich wollte es ja gar nicht. Aber nun, nun bist du einmal so weit, nun sei auch... hörst du? tu mir die Liebe... Ach! *Sie umarmt ihn.*

WILHELM, *von Idas Armen ein wenig weiter hereingezogen, mit Zeichen tiefer, innerer Erschütterung.* Jeder Schritt vorwärts... was hab' ich hier nicht alles durchlebt!

IDA. Nur nicht aufwühlen! nicht das Alte aufwühlen!

WILHELM. Sieh mal! jetzt wird mir doch klar. — Deine Mutter hätte mir das nicht raten sollen. Sie ist immer so zuversichtlich, so... Ich hab's ja gewußt, ich sagte es ihr. Aber diese naive, felsenfeste Zuversicht. Hätt' ich mich doch nur nicht verblenden lassen! —

IDA. Ach, wie du doch alles schwer nimmst, Wilhelm! Glaub mir, du wirst morgen anders sprechen, wenn du sie erst alle wiedergesehen hast! Du bist dann doch wenigstens vor dir selbst gerechtfertigt. Du hast bewiesen, daß es dir ernstlich darum zu tun war, mit deiner Familie in Frieden zu leben.

WILHELM. Wenn man so alles widersieht, die alten Plätze alle, alles tritt so heraus — so hervor, weißt du! Die Vergangenheit kommt einem so nah, so aufdringlich nah; man kann sich... förmlich wehrlos ist man.

IDA, *ihn weinend umhalsend*. Wenn ich dich so sehe, Wilhelm... ach glaub nur ja nicht... glaub doch nur um Himmels willen nicht etwa, ich hätte dich dazu gedrängt, wenn ich... wenn ich auch nur geahnt hätte... glaub doch das nur nicht! Du tust mir ja so furchtbar leid.

WILHELM. Ida! zu dir gesagt, ich kann dich versichern, daß ich hier fort muß. Offenbar! Ich bin diesem Ansturm nicht gewachsen, offenbar! — Es ruiniert mich möglicherweise auf immer. Du bist ja ein Kind, ein süßes, reines Kind, Ida; was weißt du — Gott sei ewig Dank, daß du nicht einmal ahnen kannst, was mich... was der Mensch neben dir zu dir gesagt — Haß! Galle! schon als ich hereintrat...

IDA. Wollen wir gehen? Wollen wir augenblicklich von hier fortgehen?

WILHELM. Ja, denn in dieser Umgebung — selbst du! Ich unterscheide dich kaum mehr von den andern. Ich verliere dich! Es ist ein Verbrechen von mir, schon allein, daß du hier bist.

IDA. Wenn du doch nur deutlich sein könntest, Wilhelm! Es muß doch hier etwas Furchtbares passiert sein, was. . .

WILHELM. Hier? Ein Verbrechen! um so furchtbarer, weil es nicht als Verbrechen gilt. Man hat mir hier mein Leben gegeben, und hier hat man mir dasselbe Leben, zu dir gesagt, fast möchte ich sagen: systematisch verdorben; bis es mich anwiderte, bis ich daran trug, schleppte, darunter keuchte wie ein Lasttier; mich damit verkroch, vergrub, versteckte, was weiß ich. Aber man leidet namenlos — Haß, Wut, Reue, Verzweiflung — kein Stillstand! Tag und Nacht dieselben ätzenden, fressenden Schmerzen — *deutet auf die Stirn*: da! . . . *deutet aufs Herz*: und auch da!

IDA. Was soll ich nur tun, Wilhelm? Ich getraue mir gar nicht mehr, dir etwas zu raten. Ich bin so. . .

WILHELM. Ihr hättet zufrieden sein sollen, daß ich glücklich so weit war, wie ich war. Es war ja alles glücklich so weit abgeblaßt, jetzt erst erkenne ich, wie weit — *überwältigt von Erregung bricht er auf einen Stuhl zusammen*.

IDA, *mit unterdrücktem Aufschrei*. Wilhelm!

FRAU BUCHNER, *in fliegender Hast durch den Treppenhofen; auf Wilhelm zustürzend*. Wilhelm, hören Sie mich, Wilhelm! jetzt denken Sie an das, was wir gesprochen haben. Jetzt, wenn ich Ihnen so viel gelte. . . Ich beschwöre Sie. Jetzt zeigen Sie. . . Ja ich fordre, ich verlange von Ihnen als Mutter meines Kindes. . . Wilhelm! Es liegt nur an Ihnen, an Ihnen allein. Wilhelm, Sie haben furchtbar gefehlt! Sie haben eine furchtbare Schuld. Sie werden wieder froh werden. Ich hab' es getan, ich habe mit Ihrem Vater geredet. Er. . .

WILHELM, *steif in die Höhe schnellend, mit starrem Ausdruck und lallender Stimme*. Vater? — Wie? — m. . . mit meinem Vater? *Er wankt, taumelt wie ein Blödsinniger und sucht seine Sachen zu ergreifen*.

IDA, tief erschrocken. Wil... W...

WILHELM gibt durch Zeichen zu verstehen, man soll ihn nicht zurückhalten.

IDA. Ach, Mutter, Wilhelm — du... du hättest ihm das nicht gleich sagen sollen.

FRAU BUCHNER. Wilhelm! sind Sie ein Mann?! Sie können uns doch nicht belogen haben. Wenn Sie noch einen Funken Liebe für uns, für Ida... Ich fordre Sie auf... Ich, eine Frau.

IDA wirft sich Wilhelm, der schon seine Sachen ergriffen hat, entgegen und hält ihn, indem sie ihn umschlingt, fest. Du darfst nicht fort, oder ich... Mutter! wenn er geht — ich gehe mit ihm!

WILHELM. Warum habt ihr mir das verschwiegen?

IDA. Nichts... du mußt doch nicht gar so schlecht von uns... Wir haben dir nichts verschwiegen.

FRAU BUCHNER. Wir alle, Ihre Mutter, Ihre Schwester, wir waren alle ahnungslos, ebenso ahnungslos wie Sie. Vor wenigen Minuten ist er angekommen, ohne sich vorher anzumelden; und, sehen Sie, da dachte ich gleich...

WILHELM. Wer hat Ihnen das mitgeteilt?

FRAU BUCHNER, unter Tränen seine Hand ergreifend. Sie haben furchtbar, furchtbar gefehlt.

WILHELM. Sie wissen also —?

FRAU BUCHNER. Ja, jetzt...

WILHELM. Alles?

FRAU BUCHNER. Ja, alles; und sehen Sie, daß ich recht hatte, daß Sie noch etwas mit sich herumschleppten? Das war das Geheimnis.

WILHELM. Sie wissen, daß ich...? Frau Buchner nicht bejahend. Und Ida? Soll sie einem Menschen zum Opfer fallen, wie... wie ich bin, des... Weiß sie's? ... Weißt du's, Ida, auch?

IDA. Nein, Wilhelm, aber ob ich das weiß oder nicht; das ist ja wirklich ganz gleichgültig.

WILHELM. Nein. Diese Hand, die du... die dich oft... diese Hand hat... *Zu Frau Buchner:* Ist es das? *Frau Buchner nickt bejahend.* WILHELM *zu Ida:* Wie schändlich hab' ich dich betrogen! Ich bring's nicht über mich. Später!...

FRAU BUCHNER. Wilhelm! Ich weiß, was ich verlange, aber ich... Sie müssen sich vor Ihrem armen Vater erniedrigen. Erst dann werden Sie sich wieder ganz frei fühlen. Rufen Sie ihn an! Beten Sie ihn an! Ach, Wilhelm! das müssen Sie tun! Seine Knie müssen Sie umklammern, und wenn er Sie mit dem Fuße tritt, wehren Sie sich nicht! Reden Sie kein Wort! geduldig wie ein Lamm! Glauben Sie mir, einer Frau, die Ihr Bestes will.

WILHELM. Sie wissen nicht... Sie wissen doch nicht, was Sie von mir... O Sie müssen Gott dankbar sein, Frau Buchner, daß er Ihnen Ihre eigene Grausamkeit verborgen hat. Ruchlos mag das sein. Was ich getan habe, mag ruchlos sein. Aber was ich durchgemacht habe, da! innerlich durchgekämpft, durchlitten — diese furchtbaren Peinigungen... Er hat alles auf mich geladen — und am Ende zu allem noch diese verfluchte Schuld. Aber dennoch...! *Nach einem langen, tiefen Blick in Idas Augen sich aufringend bis zu einem festen Entschluß:* Vielleicht gelingt es mir dennoch!

## ZWEITER AKT

*Der Raum ist leer. Sein Licht erhält er zum Teil von einer im Treppenhof angebrachten roten Ampel, dann aber, und zwar hauptsächlich, durch die offenen Türen linker Hand aus dem Seitengemach. Hier sitzt man, wie das Klängen der Gläser, das Klappern und Klirren von Tellern und Bestecks verrät, bei Tafel.*

*Ida, gleich darauf Wilhelm aus dem Nebengemach.*

IDA. Endlich! *Einschmeichelnd*: Du mußt doch nun an Vater denken, Willy! Sei mir nicht böse, aber wenn du Vater etwas abzubitten hast, dann mußt du doch nicht warten, bis er zu dir herunter...

WILHELM. Wollte Vater zu Tisch runterkommen?

IDA. Versteht sich! Mama hat ihn...

WILHELM *umschlingt und preßt Ida plötzlich mit impulsiver Leidenschaft stürmisch an sich.*

IDA. Ei... ach du, wenn jemand... mein Haar wird ja...

WILHELM *läßt die Arme schlaff an ihr heruntergleiten, faltet die Hände, senkt den Kopf und steht, jäh ernüchtert, wie ein ertappter Verbrecher vor ihr.*

IDA, *ihr Haar ordnend.* Was für ein stürmisches Menschenkind du doch bist.

WILHELM. Stürmisch nennst du das. Ich nenne es ganz anders...

IDA. Aber Willy! warum denn nun auf einmal wieder so niedergeschlagen? Unverbesserlich bist du doch.

WILHELM, *ihre Hand krampfhaft fassend, den Arm um ihre Schulter legend, zieht sie hastigen Schrittes mit sich durch den Saal.* Unverbesserlich. Ja, siehst du! das eben... ich fürchte ja nichts so sehr, als daß ich... als daß all deine Mühen um mich vergebens sein könnten. Ich bin so entsetzlich wandelbar! *Auf die Stirn deutend.* Dahinter ist kein Stillstand! Schicksale

in Sekunden! Mich selbst fürcht' ich. Vor sich selbst auf der Flucht sein: kannst du dir davon einen Begriff machen? Siehst du, und so fliehe ich mein Leben lang.

IDA. Am Ende... ach nein, das paßt nicht —

WILHELM. Sag doch!

IDA. Manchmal... ich hab' mir nur schon manchmal gedacht... wirklich, es ist mir manchmal so vorgekommen, als ob — sei nicht böse —, als ob gar nichts da wäre, wovor du fliehen müßtest. Ich habe selbst schon...

WILHELM. O du, das glaube nicht! Hast du Robert beobachtet, hast du gesehen?

IDA. Nein — was?

WILHELM. Hast du bemerkt, wie er mich begrüßte? Der, siehst du, der weiß, daß ich vor mir fliehen muß; der kennt mich. Frage den nur, der wird dich aufklären! Damit droht er mir nämlich. Du, du, das weiß ich besser. Gib nur acht, wie er mich immer anblickt! Ich soll Angst kriegen, ich soll mich fürchten. Ha ha ha, nein, lieber Bruder, so erbärmlich sind wir denn doch nicht. Und nun siehst du wohl ein, Ida, daß ich das nicht zulassen darf, ich meine, du darfst dir keine Illusionen machen über mich. Es gibt nur eine Möglichkeit: ich muß offen sein gegen dich. Ich muß es so weit bringen. Ich ringe darnach. Wenn du mich ganz kennst, dann... Ich meine, wenn du mich dann noch erträgst... oder wenn du mich noch lieben kannst, dann... das wäre ein Zustand, dann würde etwas in mich kommen, was Mutiges, Stolzes, sag' ich dir... dann lebte doch einer, und wenn sie mich alle verachteten... *Ida, voller Hingebung, schmiegt sich an ihn.* Und jetzt, jetzt werde ich dir auch, bevor ich zu Vater hinaufgehe... du weißt, was ich meine?!

IDA *nickt.*

WILHELM. Jetzt sollst du... Ich muß es über mich gewinnen, dir zu sagen, was mich mit meinem Vater... Ja, Ida, ich will's tun. *Arm in Arm schreitend.* Stelle

dir vor! Ich war hier zu Besuch... nein, so kann ich nicht anfangen. Ich muß weiter zurückgehen. Du weißt ja, als ich mich damals schon eine lange Zeit selbst durchgeschlagen... das hab' ich dir wohl noch gar nicht erzählt?

IDA. Nein! aber ruhig... nur ja nicht unnötig... rege dich nur nicht auf, Willy!

WILHELM. Siehst du, das ist wieder so ein Fall: ich bin feig! Ich habe es bis jetzt nicht gewagt, dir von meiner Vergangenheit zu erzählen. Auf jeden Fall ist es auch ein Wagnis. Man wagt etwas — auch vor sich selbst. Einerlei! Wenn ich das nicht mal über mich brächte, wie sollt' ich's dann fertigbringen, zu Vater hinaufzugehen?!

IDA. Ach du! quäle dich nicht! Jetzt stürmt so vielerlei auf dich ein.

WILHELM. Du hast wohl Furcht? wie? du fürchtest wohl Dinge zu hören...?

IDA. Pfui, pfui, so mußst du nicht sprechen!

WILHELM. Nun also, dann stelle dir vor: hier oben wohnte Vater. Bis er Mutter nahm, hatte er einsam gelebt, und so wurde es bald wieder; er führte sein einsames Sonderlingsleben weiter. Mit einem Mal verfiel er dann auf uns, Robert und mich, um Auguste hat er sich gar nicht bekümmert. Volle zehn Stunden täglich hockten wir über Büchern... Wenn ich das Kerkerloch sehe, heutigen Tags noch... es stieß an sein Arbeitszimmer. Du hast's ja gesehen!

IDA. Der große Saal oben —?

WILHELM. Ja, der. — Wenn wir in diesen Raum eintraten, da mochte die Sonne noch so hell zum Fenster reinscheinen, für uns war es dann Nacht. Na siehst du, da, da liefen wir eben zur Mutter. Wir liefen ihm einfach fort, und da spielten sich Szenen ab — Mutter zog mich am linken, Vater am anderen Arm... Es kam so weit: Friebe mußte uns hinauftragen. Wir wehrten

uns, wir bissen ihn in die Hände; natürlich half das nichts, unser Dasein wurde nur noch unerträglicher. Aber widerspenstig blieben wir, und nun, weiß ich, fing Vater an uns zu hassen. Wir trieben es so lange, bis er uns eines Tages die Treppe hinunterjagte. Er konnte uns nicht mehr ertragen, unser Anblick war ihm ekelhaft.

IDA. Aber dein Vater — das gibst du doch zu? —, eine gute Absicht hat er doch gehabt mit euch. Ihr solltet eben viel lernen, wie...

WILHELM. Bis zu einem gewissen Grade mag er ja auch damals eine gute Absicht vielleicht gehabt haben. Aber wir waren ja zu der Zeit erst Jungens von neun oder zehn Jahren; und von da ab hört die gute Absicht auf. Im Gegenteil: damals hat er die Absicht gehabt, uns total verkommen zu lassen. Ja, ja! Mutter zum Possen... Fünf Jahre lang waren wir im verwegesten Sinne uns selbst überlassen. Banditen und Tagediebe waren wir. Ich hatte noch etwas, ich verfiel auf die Musik. Robert hatte nichts. Aber wir verfielen noch auf ganz andere Dinge, deren Folgen wir wohl kaum jemals verwinden werden... Schließlich schlug Vater wohl das Gewissen. Es gab fürchterliche Szenen mit Mutter. Am Ende wurden wir doch aufgepackt und in einer Anstalt untergebracht. Und als ich mich an das Sklavenleben dort nicht mehr gewöhnen konnte und davonlief, ließ er mich einfangen und nach Hamburg schaffen: der Taugenichts sollte nach Amerika. Der Taugenichts lief natürlich wieder davon. Ich ließ Eltern Eltern sein und hungerte und darbte mich auf meine eigene Faust durch die Welt. Robert hat ungefähr die gleiche Karriere hinter sich. Aber Taugenichtse sind wir deshalb in Vaters Augen doch geblieben. Später war ich einmal so naiv, eine Unterstützung von ihm zu fordern, nicht zu bitten! Ich wollte das Konservatorium besuchen. Da schrieb er mir auf einer offenen Postkarte zurück: Werde Schuster! — Auf diese Weise,

Ida! sind wir so eine Art selfmade men. Aber wir sind nicht besonders stolz darauf.

IDA. Wahrhaftig, Willy, ich kann wahrhaftig nicht anders... ich fühle dir wirklich alles nach; aber ich kann augenblicklich nicht ernst... Sieh mich nicht so fremd an, bitte, bitte!

WILHELM. O du, das ist bitter — und nicht zum Lachen.

IDA, *ausbrechend*. 's ist ein Jubelgefühl, Wilhelm! Ich muß dir sagen — es mag selbstsüchtig sein —, aber ich freue mich so furchtbar, daß du das so brauchen kannst... Ich will dich ja so liebhaben, Wilhelm! Ich sehe so mit einem Mal Zweck und Ziel. Ach, ich bin ganz konfus! Ich bedaure dich ja so sehr. Aber je mehr ich dich bedaure, je mehr freue ich mich. Verstehst du, was ich meine? Ich meine... ich bilde mir ein, ich könnte dir vielleicht alles, was du entbehrt hast, alle Liebe, die du entbehrt hast, mein' ich, könnte ich dir vielleicht reichlich...

WILHELM. Wenn ich's nur verdiene, du! denn nun kommt etwas, was mich allein betrifft... Vor Jahren... nein, es ist... Ich kam nämlich später hie und da besuchsweise zur Mutter. Mach dir mal klar, Ida! wenn ich so das ganze Elend wiedersah... mach dir mal klar, wie mir da zumute werden mußte.

IDA. Deine Mutter litt wohl sehr?

WILHELM. In manchen Dingen denk' ich ja heut anders über Mutter. Immerhin, die Hauptschuld trägt Vater doch. Damals kam mir's vor, als ob er Mutter widerrechtlich hier gefangen hielte. Ich wollte geradezu, sie sollte sich von ihm trennen.

IDA. Aber das konnte deine Mutter gar nicht, das —

WILHELM. Sie folgte mir ja auch nicht. Sie hatte nicht den Mut. Nun, mit welchen Augen ich Vater ansah, nun, das kannst du dir vielleicht denken.

IDA. Sieh mal, Wilhelm! Du warst vielleicht doch nicht ganz gerecht gegen deinen Vater. Ein Mann...

WILHELM, *ohne Idas Einwurf zu beachten.* Einmal beging ich die Torheit, einen Freund von mir... Unsinn: Freund... flüchtiger Bekannter, ein Musiker... Ich brachte ihn also mit hierher. Das war eine Auffrischung für Mutter. Sie spielte nämlich, eine Woche lang, täglich mit ihm vierhändig... Da also, haarsträubend... so wahr ich vor dir stehe: kein Schatten einer Möglichkeit! und am Ende der Woche schrien es ihr die Dienstboten ins Gesicht.

IDA. Verzeih! Ich... Um was —?

WILHELM. Mutter! Mutter sollte... Meine Mutter sollte... Sie sollte — denke dir! Sie wagten es ihr offen vorzuwerfen, daß sie ein schlechtes Verhältnis mit ...das heißt, ich stellte die Person zur Rede... frech... der Kutscher hätte es ihr gesagt. Ich zum Kutscher, und der, der, der will es... der sagt mir geradezu, er habe es vom Herrn... vom Herrn selber. Natürlich, wo werde ich ihm denn so was glauben?! — oder wenigstens — sträubte ich mich, bis ich ein Gespräch belauschte, das Vater im Stall, im Pferdestall, mit dem Burschen hatte, und du kannst mir glauben: die Hände starben mir ab, wie ich ihn da über meine Mutter reden hörte.

IDA. Sei doch nur... Laß dich doch nur... reg dich doch bloß nicht so furchtbar auf. Du bist ja ganz...

WILHELM. Ich weiß nicht mehr. Ich weiß nur... Es steckt etwas in uns Menschen... der Wille ist ein Strohhalme. Man muß so etwas durchmachen. Es war wie ein Einsturz. Ein Zustand wie... und in diesem Zustand befand ich mich plötzlich in Vaters Zimmer. Ich sah ihn. Er hatte irgend etwas vor, ich kann mich nicht mehr besinnen, was. — Und da hab' ich ihn buchstäblich mit diesen beiden Händen abgestraft. *Er hat Mühe sich aufrecht zu halten.*

IDA; *ihre Augen stehen voll Tränen, die sie trocknet;*

bleich und erschüttert starrt sie einige Augenblicke auf Wilhelm hin, dann küßt sie still weinend seine Stirn.

WILHELM. Du Barmherzige.

*Man hört die Stimme des Doktors von der Treppe her.*

WILHELM. Und nun — wenn je! Er rafft sich auf, Ida küßt ihn nochmals. Er hat krampfhaft ihre Hand gefaßt. Wie die Stimme des Doktors schweigt, hört man fröhliches Gelächter aus dem Nebenzimmer.

WILHELM, mit Bezug auf das Lachen wie auch auf das Kommen des Doktors, den man die Treppe heruntersteigen hört. Ihr habt eine wunderbare Macht! Ein Händedruck beiderseitiger Ermutigung, dann trennt sich Ida von Wilhelm. Bevor sie abgeht, kehrt sie noch einmal um, faßt Wilhelms Hand und sagt: Sei tapfer! Ab.

DOKTOR SCHOLZ, noch auf der Treppe. Ah! großer Unsinn!... rechts, Friebe! — äh! Ellbogen... nicht halten, nicht halten! Donnerwetter!

WILHELM; je weiter der Doktor herunterkommt, um so aufgeregter erscheint Wilhelm. Seine Farbe wechselt er oft, er fährt sich durch die Haare, atmet tief, macht die Bewegungen des Klavierspielens mit der Rechten usw. Hierauf ist deutlich wahrzunehmen, wie Strömungen für und wider in ihm kämpfen, wie er in seinem Entschluß wankend wird. Er scheint fliehen zu wollen, da bannt ihn das Hervortreten des Doktors. Er hat eine Stuhllehne gefaßt, um sich zu stützen, und steht zitternd und bleich da. Der Doktor ist ebenfalls, zu seiner vollen, imponierenden Größe aufgerichtet, stehengeblieben und mißt seinen Sohn mit einem Blick, der nacheinander Schreck, Haß und Verachtung ausdrückt. Es herrscht Stille; Friebe, der, den Doktor stützend und ihm vorleuchtend, ebenfalls eingetreten ist, benützt dieselbe, um sich davonzuschleichen, ab in die Küche. Wilhelm scheint einen Seelenkampf physisch durchzuringen. Er will reden, die Kehle scheint ihm zu versagen, es kommt nur zu lautlosen Bewegungen der Lippen. Er nimmt die Hand von der

*Stuhllehne und schreitet auf den Alten zu. Er geht unsicher, er taumelt, er kommt ins Wanken, steht, will aufs neue reden, vermag es aber nicht, schleppt sich weiter und bricht, die Hände gefaltet, zu des Alten Füßen nieder. In des Doktors Gesicht hat der Ausdruck gewechselt: Haß, Staunen, erwachendes Mitgefühl, Bestürzung.*

DOKTOR SCHOLZ. Junge, mein lieber Junge! mein... *Er sucht ihn bei den Händen zu heben. Steh doch nur auf!... Er faßt Wilhelms Kopf, der schlaff hängt, zwischen beide Hände und kehrt ihn sich zu. Sieh mich, Junge... sieh mich doch mal an. Ach, was ist denn mit...?*

WILHELM *bewegt die Lippen.*

DOKTOR SCHOLZ, *mit bebender Stimme.* Was? was sagst du zu mir? Ich...

WILHELM. Vater — ich...

DOKTOR SCHOLZ. Wie meinst du?

WILHELM. Ich hab' dich... habe dich... h... h...

DOKTOR SCHOLZ. Unsinn, Unsinn! jetzt nicht von solchen...

WILHELM. Ich bin an dir zum Verbrecher...

DOKTOR SCHOLZ. Unsinn, Unsinn! Ich weiß gar nicht, was du willst? Alte Sachen sind alte Sachen. Tu mir die einzige Liebe, Junge!...

WILHELM. Nun nimm's von mir! nimm die Last von mir!

DOKTOR SCHOLZ. Vergeben und vergessen, Junge! vergeben und vergessen...

WILHELM. Dank... *Er atmet tief auf, das Bewußtsein verläßt ihn.*

DOKTOR SCHOLZ. Junge! was machst du mir denn für Sachen! was...

*Er hebt und schleppt den Ohnmächtigen allein bis in einen in der Nähe stehenden Lehnstuhl. Bevor er ihn niedergesetzt hat, kommen Ida, Robert, Auguste, Frau Scholz und Frau Buchner hastig aus dem Nebengemach, Friebe aus der Küche.*

DOKTOR SCHOLZ. Wein! schnell etwas Wein!

IDA geht und ist sogleich mit Wein zurück.

FRAU SCHOLZ. O Gottogottogott! Wasser!... gleich mit Wasser besprengen!

DOKTOR SCHOLZ flößt ihm Wein ein.

AUGUSTE. Was war denn?

IDA, bleich und in Tränen, legt ihre Wangen an die Wilhelms. Wie eiskalt er sich anfühlt.

FRAU SCHOLZ. Über was hat sich denn der Junge bloß so aufgeregt, das möcht' ich bloß wissen... das ist mir doch rein...

ROBERT, ihre Hände fassend und zugleich ihre Rede abschneidend, verweisend. Mutter!!

FRAU BUCHNER. Besprengen, besprengen, Herr Doktor!

DOKTOR SCHOLZ. Pst, pssst, habt ihr... haben Sie vielleicht Eau de Cologne?

FRAU BUCHNER. Ja, — sie gibt ihm ein Flakon — bitte.

DOKTOR SCHOLZ. Danke. Er bestreicht dem Ohnmächtigen die Stirn.

IDA, zum Doktor. Es ist doch hoffentlich nicht wahr? nur... Sie bricht in Schluchzen aus. Ach, er sieht so schrecklich rührend aus, wie... wirklich wie tot sieht er aus.

ROBERT tröstet Ida.

FRAU SCHOLZ. Wie der Junge bloß schwitzt! Sie wischt ihm die Stirn.

WILHELM gähnt.

DOKTOR SCHOLZ. Pst. Er und alle blicken mit Spannung auf Wilhelm.

WILHELM räuspert sich, dehnt sich, öffnet und schließt die Augen wie ein Schlaftrunkener, legt den Kopf wie zum Schlaf zurück.

DOKTOR SCHOLZ, hörbar. Gott sei Dank!  
Wilhelm richtet sich auf, wischt sich die Stirn mit dem

Taschentuch und mustert gerührt und halb verlegen seine Umgebung. Ida ist ihrer Mutter unter Lachen und Weinen um den Hals gefallen. Robert steht, kaum Herr seiner Bewegung, mit gefalteten Händen da und läßt seine Blicke abwechselnd über alle Anwesenden hingleiten. Auguste geht, das Taschentuch zusammengeballt vor dem Munde, hastig auf und ab und hält jedesmal im Vorübergehen einen Augenblick vor Wilhelm inne, um ihn forschend zu betrachten. Friebe geht auf den Zehenspitzen ab. Des Doktors Blick trifft den seiner Frau. Schüchtern und gerührt wagt sie sich näher, faßt leise seine Hand und klopft ihm auf den Rücken.

FRAU SCHOLZ. Alterchen!

AUGUSTE ahmt die Mutter nach, umarmt und küßt dann den Vater, was dieser geschehen läßt, ohne seine Hand aus der seiner Frau zu nehmen.

AUGUSTE, an seinem Halse. Mein Herzensväterchen!

ROBERT, plötzlich entschlossen, tritt auf seinen Vater zu und schüttelt ihm die Hand.

FRAU SCHOLZ gibt des Doktors Hand frei und führt ihm Ida zu.

DOKTOR SCHOLZ blickt erst Ida, dann Wilhelm an und richtet einen fragenden Blick auf Frau Buchner.

FRAU BUCHNER nickt bejahend.

DOKTOR SCHOLZ macht eine Gebärde, die etwa ausdrückt: ich will nichts verreden, ich kann mich vielleicht täuschen. Hierauf streckt er dem Mädchen seine Hand entgegen.

IDA kommt, nimmt seine Hand, beugt sich darauf nieder und küßt sie.

DOKTOR SCHOLZ zieht seine Hand gleichsam erschreckt zurück.

WILHELM seufzt tief auf. Alle erschrecken.

AUGUSTE, in der Tür zum Nebengemach, winkt Frau Scholz, dann ab.

FRAU SCHOLZ macht dem Doktor Zeichen, die besagen:

*man wolle sich ins Nebengemach begeben des Patienten wegen.*

DOKTOR SCHOLZ *nickt bestätigend und entfernt sich Hand in Hand mit Frau Scholz behutsam.*

FRAU BUCHNER, *der Ida bedeutet hat, sie solle bei Wilhelm bleiben, ebenfalls ab ins Nebenzimmer.*

ROBERT, *leise.* Fräulein Ida, würden Sie... möchten Sie mir wohl die Wache diesmal überlassen?

IDA, *freudig überrascht.* Herzlich gern! *Händedruck, ab ins Nebengemach.*

ROBERT *rückt einen Stuhl neben den Wilhelms und läßt sich, den Schlafenden beobachtend, darauf nieder. Nach einem Weilchen zieht er seine Tabakspfeife aus der Tasche, um sie in Brand zu setzen, erinnert sich aber zur rechten Zeit der Gegenwart des Patienten und steckt sie sogleich wieder ein.*

WILHELM *seufzt, streckt die Glieder.*

ROBERT, *leise und behutsam.* Wilhelm.

WILHELM *räuspert sich, schlägt die Augen fremd und verwundert auf und sagt nach einer Weile, als hätte ihn die Anrede Roberts erst jetzt getroffen.* Ja!

ROBERT. Wie ist dir denn jetzt?

WILHELM, *nachdem er Robert eine Weile nachdenklich angeblickt hat, mit schwacher Stimme.* Robert? nicht?

ROBERT. Ja, ich bin's... Robert... wie geht's dir denn?

WILHELM. Gut — *räuspert sich* — ganz gut jetzt. *Er lächelt gezwungen, macht einen schwachen Versuch sich zu erheben, der fehlschlägt.*

ROBERT. Oh, du! das ist doch wohl noch ein bißchen gar zu zeitig, nicht?

WILHELM *nickt bejahend, seufzt, schließt erschöpft die Augen...* Pause. *Wilhelm schlägt die Augen groß und ruhig auf und spricht leise, aber klar.* Was ist denn eigentlich passiert? — hier?

ROBERT. Ich glaube, Wilhelm, es wird das beste

sein, wir lassen das vorläufig auf sich beruhen... Die Versicherung geb' ich dir: etwas... ich jedenfalls hätte es niemals für möglich gehalten.

WILHELM, *vergeistigt*. Ich auch nicht.

ROBERT. Wie soll man denn auch... äh! Kohl! das war ja auch absolut nicht vorauszusehen! Aber es ist eben doch vorgefallen.

WILHELM. Ja, nun fällt mir nach und nach... es war — lieblich! *Seine Augen füllen sich mit Tränen.*

ROBERT, *mit leisem Beben in der Stimme*. Ein sentimentales Weibsbild ist man doch, so viel steht wieder mal bombenfest: man hat wieder mal so ins Blaue n'ein verdammt. Gekannt haben wir den Alten doch nicht, das können wir doch wohl nicht gerade behaupten.

WILHELM. Vater? — nein! wir sind ja alle so blind, so blind!

ROBERT. Das weiß Gott! — sind wir...

WILHELM. Wie mir das vorkommt! wunderfremd. Er liebt uns ja! Der alte Mann ist ja so himmlisch gut!

ROBERT. Das kann er sein, und das wußte ich bis jetzt nicht.

WILHELM. Mir dämmert manches!

ROBERT. Mit dem Verstande und so — sieh mal — hatt' ich das ja längst erfaßt. Alles ist geworden. Verantwortlich hab' ich Vater nicht gemacht. Heißt das, schon seit Jahren nicht mehr. Nicht für mich, überhaupt für keinen von uns. Aber heut hab' ich's gefühlt; und das ist, kannst du glauben, noch ganz was andres... Ehrlich, mich hat's geradezu aus dem Gleichgewicht gebracht. Als ich ihn so sah, so um dich bemüht, förmlich wie ein Schlag war mir da! Und nun muß ich mir immer sagen: warum ist denn das nun nicht... na, warum denn nicht? Es ist doch jetzt in uns lebendig geworden, es war doch also in uns, warum ist es nicht schon früher hervorgebrochen? In Vater, in dir und in mir wahrhaftigen Gott auch? Es war doch in uns!

Und nun hat er das so in sich hineingewürgt — Vater, mein' ich — na, und wir ja auch, so viele Jahre lang...

WILHELM. Das ist mir nun aufgegangen: ein Mensch kehrt nicht nur jedem seiner Mitmenschen eine andere Seite zu, sondern er ist tatsächlich jedem gegenüber von Grund aus anders...

ROBERT. Warum muß denn das so sein zwischen uns? Warum müssen denn wir uns nur immer und ewig abstoßen?

WILHELM. Das will ich dir sagen: Herzensgüte fehlt uns! Nimm zum Beispiel Ida! Was du dir erklügelst hast, das lebt in ihr. Sie sitzt nie zu Gericht. Alles greift sie so weich, so mitleidig an, die zartesten Dinge. Das schont so, verstehst du! das... und das, glaub' ich, ist es...

ROBERT, *sich erhebend*. Wie ist dir jetzt so? —

WILHELM. Recht frei ist mir doch jetzt...

ROBERT. Äh, was nutzt das alles!... Ja, was ich wollte — sagen? Vielleicht wird's doch gut mit euch!

WILHELM. Was denn?

ROBERT. Na, wie denn? Du und... na, und Ida natürlich.

WILHELM. Vielleicht! Die beiden haben eine Macht — auch Frau Buchner — aber doch Ida hauptsächlich. Ich habe gedacht, das könnte mich retten. Zuerst wehrte ich mich ja...

ROBERT, *gedankenvoll*. Das haben sie! — sie haben eine Macht, und deshalb... anfänglich, offen gesagt, hab ich's dir verübelt.

WILHELM. Das fühlte ich wohl.

ROBERT. Na, nimm mal an: ich hörte von einer Verlobung, und nun sah ich Ida; treppauf, treppab sang sie, und so fröhlich — ohne eine Idee von...

WILHELM *erhebt sich*. Ich verstand dich ja auch; ich gab dir ja sogar recht, was willst du!

ROBERT. Nu ja doch! — ich bin ja auch... es ist

ja auf diese Weise ganz was anderes. Ich muß ja zugeben, wie gesagt... überhaupt... Ganz frisch schon?

WILHELM. Vollkommen.

ROBERT. Dann kommst du wohl also bald?

WILHELM. Ich will nur noch... geh doch einsteilen du!

ROBERT. Schön! *Geht, kommt zurück.* Hör mal, du! ich kann nicht anders, ich muß dir sagen, deine ganze Handlungsweise — Vater gegenüber — und auch überhaupt, ist hochachtungswert. — Ich hab' dich auch so überfallen förmlich mit meiner verfluchten Borniertheit. Man... hol's der Teufel! Ich habe seit langer Zeit wieder zum ersten Male so'ne Art unabweisbares Bedürfnis, verstehst du! mich selbst anzuspucken. Das genügt dir doch, wie? — Na, du wirst mir doch nun auch die Liebe tun und, wenn ich dich... jawohl, gekränkt habe ich dich ununterbrochen, seit du hier bist. Also es tut mir leid! hörst du!

WILHELM. Bruder! *Sie schütteln sich mit Rührung die Hände.*

ROBERT *zieht ruhig die Hand aus der Wilhelms, bringt seine Tabakspfeife hervor, entzündet sie, paßt und sagt dabei vor sich hin.* Akrobatenseele! — pf! pf! na item. *Hierauf wendet er sich zum Gehen. Bevor er die Türe des Seitengemaches aufklinkt, spricht er über die Schultern zu Wilhelm:* Ich will sie dir herausschicken!

WILHELM. Ach du, laß doch!... na, wenn du...

ROBERT *nickt bejahend, verschwindet in der Tür. Ab.*

WILHELM *atmet befreit auf. Volle Freude über das Geschehene bemächtigt sich seiner.*

IDA *kommt aus dem Nebenzimmer, fliegt in seine Arme.* Willy!

WILHELM. Jetzt, jetzt... du... ihr... ihr beiden goldnen Seelen habt mich losgekämpft. Jetzt — ein ganz neues Leben! Du glaubst nicht, wie mich das hebt! Ordentlich groß stehe ich vor mir da! O du! das

merke ich jetzt erst, das hat doch furchtbar auf mir gelastet... Und nun fühl' ich auch Kraft! Kraft fühle ich, du! — Verlaß dich drauf, ich erreiche es nun doch noch! Ich werd's ihm zeigen, was der Taugenichts kann! Ich werde Vater den Beweis liefern. Ich werde ihm beweisen, daß etwas in mir lebt: eine Kraft, eine Kunst, vor der sie sich beugen sollen. Die starrsten Köpfe werden sich beugen, ich fühl's! — Das hat mich nur niedergeknebelt, glaubst du! Es kribbelt mir in den Fingerspitzen, glaubst du!... Ich möchte schaffen, schaffen!

IDA. Siehst du, so ist's recht! Nun endlich hast du dich wiedergefunden. — Liebster, ich möchte jauchzen. Jauchzen möcht' ich, jubeln... Siehst du, wie ich recht hatte: nichts ist erstorben in dir! Es schlief nur! Es wacht alles wieder auf, sagte ich dir immer. Es ist aufgewacht, siehst du nun!...

*Sie umarmen, küssen sich und schreiten dann ineinander verschlungen in stummer Glückseligkeit durch den Saal.*

WILHELM bleibt stehen, schaut mit glücklichem Staunen in die Augen seiner Braut, dann läßt er den Blick weiterschweifen, ringsherum durch den Raum, und sagt: In diesen eiskalten Mauern... wie Frühlingszauber ist das!

*Einige Küsse; eng verschlungen, stumm im Glück, schreiten sie weiter.*

IDA singt piano mit schelmischer Beziehung auf etwas in der Vergangenheit; etwas wie: nun siehst du, wie recht ich hatte.

Wenn im Hag der Lindenbaum  
wieder blüht,

huscht der alte Frühlingstraum...

FRAU SCHOLZ tritt ein, gewahrt die beiden, will sich schnell wieder entfernen.

IDA hat es bemerkt, bricht ihr Lied ab, fliegt auf Frau Scholz zu. Nicht fortlaufen, Schwiegermutterchen!

FRAU SCHOLZ. I warum nich gar! Ihr könnt mich ja gar nich brauchen.

WILHELM *umarmt und küßt seine Mutter und hilft sie mit hereinziehen.*

FRAU SCHOLZ, *launig.* Du bist wohl nich recht gescheit. Ihr seid wohl... Ihr reißt mir ja...

WILHELM. Ach was, Mutter! das ist ja jetzt alles einerlei, Mutter! Du siehst einen anderen Menschen vor dir. *Zwischen Mutter und Braut, beider Hände haltend.* Komm, altes Mamachen! — Seht euch in die Augen! Sol gebt euch die Hände!

FRAU SCHOLZ. Närr'scher Kerl!

WILHELM. Küßt euch!

FRAU SCHOLZ, *nachdem sie sich mit der Schürze über den Mund gefahren.* Na, dummer Kerl! — das... da ist doch weiter nichts dabei... da brauchst du uns doch nich, gelt, Ida? *Sie küssen sich lachend.*

WILHELM. Und nun Friede!

FRAU SCHOLZ. Nich berufen, Junge!

FRIEBE, *eine dampfende Punschterrinen tragend, aus der Küche in das Nebengemach.*

WILHELM. Oho! — na dann also... Friebe! ist er gut?

FRIEBE, *im Vorübergehen.* I, von det Zeich kenn'n Se mer dreiste wat vorsetzen, da bring ick ooch noch keen'n Schluck nich ieber de Lippen.

WILHELM. Nicht möglich, Friebe!

FRIEBE. Frierher, ja — jetzt bin ick längst abgeschmissen. Jetzt trink ick nur mehrschtenteele — b — bitt'ren Schnaps. *Ab.*

IDA *hat Wilhelm die Krawatte in Ordnung gebracht und den Rock zurechtgerückt.* So, nu...

WILHELM. Schon gut, du! — Ist Vater heiter?

FRAU SCHOLZ. Er erzählt so. — Manchmal versteht man's gar nich.

WILHELM. Das Herz pocht mir doch wieder!

FRAU SCHOLZ. Wenn nur Robert nich so viel tränke.

WILHELM. Ach Mutter, heut... heut ist das alles ja einerlei! heut...

IDA. Nun komm schnell, eh dir erst wieder...

WILHELM, zu Frau Scholz. Gehst du mit?

FRAU SCHOLZ. Geht nur, geht!

*Ida und Wilhelm ab ins Nebenzimmer.*

FRAU SCHOLZ steht, sinnt nach, streicht sich mit der Hand die Stirne und begibt sich zufolge eines plötzlichen Einfalls an die Tür des Nebengemachs, wo sie lauscht.

FRIEBE tritt durch ebendieselbe Tür ein. Man merkt nun deutlich, er ist angeheitert. Frau Dokter!

FRAU SCHOLZ. Was wollen Sie?

FRIEBE, pfiffig geheimnisvoll. Ma hat sei Wunder, Frau Scholzen.

FRAU SCHOLZ, zurückschreckend. Sie haben zu viel getrunken! Sie...

FRIEBE. Ick lauer schon uf alle Arten, det ick... det ick und ick wollte Sie wat mitteilen.

FRAU SCHOLZ. Na ja, ja, ja! Sagen Sie nur schnell, was Sie zu sagen haben.

FRIEBE. Na, ick meen man bloß...

FRAU SCHOLZ. So reden Sie doch nur, Friebe!

FRIEBE. Ick meen man bloß: det is doch nich taktmäßig. In diese F... Funktion — da sind ooch all noch ville Sachen, wo ick ooch verschweigen muß... ick meen man bloß — Ihr Mann, der kann't unmeejlich mehr lange machen...

FRAU SCHOLZ. O Jesis, Jesis, Friebe! Hat er denn... o Jesis! hat er denn geklagt? Is er denn krank?

FRIEBE. Na, uf so wat — versteh ick mir doch?!

FRAU SCHOLZ. Über was klagt er denn?

FRIEBE. Ick sollt' ja aber nich sagen.

FRAU SCHOLZ. Is es denn ernst? *Friebe nickt bestätigend.* Er kann doch aber nich vom Tode gesprochen haben?

FRIEBE. Er hat sich sogar noch mehr so'ne Sachen bedient, aber...

FRAU SCHOLZ. Na, nu drücken Sie sich doch endlich deutlich aus. Trinkt der Mensch...!

FRIEBE, *aufgebracht*. Ja ick... na Järtner -- un Schuhwichser... un was da allens voffallen dut... nee! — Ick brauch mir det nich... in jede Funktion... das... in diese Funktion kommt allens vor — aber nee! ... da haben se — det Janze... klar... Punkt!...  
*Er macht kehrt, ab in die Küche.*

FRAU SCHOLZ. Der Mensch ist verrückt geworden.

IDA, *im Hintergrund durch die Türe des Nebenzimmers, diese hinter sich zudrückend. Sie ein klein wenig wieder öffnend, ruft sie ins Gemach zurück. Warten, Herrschaften! ruhig und folgsam warten!*

WILHELM, *sich hereindrängend*. Ich will dir ja nur helfen.

IDA. Aber sonst niemand! *Ida und Wilhelm entzünden die Christbaumlichte.*

FRAU SCHOLZ. Du! hör mal! Wilhelm!

WILHELM, *beschäftigt*. Gleich, Mutterchen! — wir sind gleich fertig. *Der Christbaum, die Girandolen und der Kronleuchter stehen im Licht. Ida nimmt eine große Decke, welche über die Geschenke auf der Tafel gebreitet war, von diesen herunter. Wilhelm tritt zur Mutter.*

IDA *ruft durch die Türe des Speisezimmers. Jetzt!*

FRAU SCHOLZ *ist im Begriff, Wilhelm etwas mitzuteilen, als sie durch den Eintritt des Doktor Scholz gestört wird. Es folgen nun Auguste, Robert und Frau Buchner.*

DOKTOR SCHOLZ; *vom Trinken gerötetes Gesicht. Mit affektiertem Staunen. Ah! ah!*

FRAU BUCHNER. Feenhaft!

AUGUSTE, *befangen lächelnd.*

ROBERT *umgeht, die Pfeife im Mund, erst befangen, dann mehr und mehr ironisch lächelnd, den Raum.*

IDA *hat Wilhelm, der darob äußerst betreten ist, zu*

dem Platze geführt, wo seine Geschenke liegen. Lach mich nicht aus, Willy! Sie hält ihm die Börse hin.

WILHELM. Nein, aber Ida! — ich hab' dich doch gebeten...

IDA. Ich hatte sie mal für Vater gehäkelt. Das letzte Jahr vor seinem Tode hat er sie viel getragen. Da dacht' ich...

WILHELM *unter den Blicken der Beobachter mit steigender Verlegenheit*. Jawohl... so, so... vielen Dank, Ida!

ROBERT. Die Dinger müßten nur praktischer sein.

FRAU SCHOLZ, *durch Frau Buchner ebenfalls an den Tisch geführt*. Aber was machst du denn nur für Geschichten? Ich kann euch ja gar nichts... ich hab' ja gar nichts für euch — *vor einem gehäkelten Tuche*: — nein, nein... nee du, tu m'r die Liebe! Das hast du für mich gehäkelt? Nee, sag m'r nur — fer mich alte Frau? Na, da dank' ich dir auch vielmals schön. Sie *küssen sich*.

FRAU BUCHNER. Ach, ich freu' mich nur, wenn dir's gefällt.

FRAU SCHOLZ. Prachtvoll! wundervoll, wunderschön! Wie viele Zeit und Mühe! Nee!...

IDA. Auch für Sie hätt' ich was, Herr Robert! Sie dürfen mich aber nicht auslachen!

ROBERT, *über und über rot werdend*. Ah, zu was denn!

IDA. Ich hab' mir gedacht — Ihre Tabakspfeife — die wird Ihnen nächstens die Nasenspitze verbrennen — und da hab' ich mich Ihrer erbarmt und noch gestern schnell... *Sie zieht eine neue Tabakspfeife, die sie auf dem Rücken gehalten, hervor und überreicht sie ihm*. Da ist das Prachtstück! *Allgemeine Heiterkeit*.

ROBERT, *ohne die Pfeife abzunehmen, entrüstet*. Sie scherzen, Fräulein!

IDA. Na ja! aber mit dem Schenken ist's mir bitter ernst.

ROBERT. Ach nein doch, nein doch, das glaub' ich nicht!

FRAU SCHOLZ, *entrüstet, leise zu Wilhelm.* Robert ist unausstehlich!

IDA. Aber nein, wirklich.

ROBERT. Sehen Sie, dies Ding da... ich habe mich so dran gewöhnt... i, und Sie scherzen ja auch wirklich nur!

IDA, *die Augen voll Tränen; ihren Schmerz bemeisternd und mit zitternder Stimme.* Nun ja, wenn Sie meinen. *Sie legt das Geschenk auf den Tisch zurück.*

FRAU BUCHNER *hat während des letzten Gesprächs mehrmals leise Ida zugerufen; nun eilt sie auf sie zu.* Idchen, hast du denn vergessen?

IDA. Was denn, Mama?

FRAU BUCHNER. Du weißt doch! *Zu den übrigen:* Nun sollen Sie noch etwas zu hören bekommen.

*Ida, froh, auf diese Weise ihre Bewegung verbergen zu können, folgt ihrer Mutter, die sie an der Hand gefaßt hat, ins Nebenzimmer.*

FRAU SCHOLZ, *zu Robert.* Warum hast du ihr denn die Freude verdorben?

WILHELM *geht, die Enden seines Schnurrbartes nervös kauend, unruhig umher und wirft ab und zu drohende Blicke auf Robert.*

ROBERT. Was denn? wie denn? Ich weiß gar nicht, was du willst?

AUGUSTE. Na, freundlich war das allerdings nicht gerade.

ROBERT. Laßt mich doch zufrieden! und überhaupt: was soll ich denn damit!

*Gesang und Klavierspiel, aus dem Nebenzimmer dringend, unterbricht die Sprechenden. Alle blicken einander erschrocken an.*

IDAS Stimme:

Ihr Kinderlein, kommet,  
o kommet doch all!  
Zur Krippe her kommet  
in Bethlehems Stall,  
und seht, was in dieser  
hochheiligen Nacht  
der Vater im Himmel  
für Freude uns macht!

DOKTOR SCHOLZ ist über das Verhalten Roberts immer finsterer geworden. Bei Beginn des Gesanges blickt er scheu — wie jemand, der einen Angriff fürchtet — umher und sucht einen gewissen Abstand zwischen sich und den Anwesenden möglichst unauffällig festzuhalten.

FRAU SCHOLZ, bei Beginn des Gesanges. Ach, wie schön! Einen Augenblick lauscht sie hingeeben, dann bricht sie in Schluchzen aus.

ROBERT bewegt sich langsam, macht, wie der Gesang anhebt, ein Gesicht wie: na nu hört's auf, schreitet weiter, lächelt ironisch und schüttelt mehrmals den Kopf. Im Vorübergehen sagt er halblaut etwas zu Auguste.

AUGUSTE, halb und halb gerührt, platzt nun laut heraus.

WILHELM hat bisher, ein Spiel widersprechender Empfindungen, an die Tafel gelehnt — auf der Platte nervös Klavier spielend — gestanden; nun steigt ihm die Röthe der Entrüstung ins Gesicht.

ROBERT scheint gegen Ende des Gesanges unter den Tönen physisch zu leiden. Die Unmöglichkeit, sich dem Eindruck derselben zu entziehen, scheint ihn zu foltern und mehr und mehr zu erbittern. Unmittelbar nach Schluß des Verses entfährt ihm — gleichsam als Trümmerstück eines inneren Monologes — unwillkürlich das Wort. Kinderkomödie! in einem beißenden und wegwerfenden Tone. Alle, auch der Doktor, haben das Wort gehört und starren Robert entsetzt an.

FRAU SCHOLZ und AUGUSTE, gleichzeitig. Robert!

DOKTOR SCHOLZ *unterdrückt eine Aufwallung von Jähzorn.*

WILHELM *macht in bleicher Wut einige Schritte auf Robert zu.*

FRAU SCHOLZ *stürzt sich ihm entgegen, umarmt ihn.*  
Wilhelm! — tu mir die einzige Liebe!

WILHELM. Gut! Mutter!

*Er geht, sich überwindend, erregt umher. In diesem Augenblick hebt der zweite Vers an. Kaum berühren die ersten Töne sein Ohr, so erzeugt sich in ihm ein Entschluß, infolgedessen er auf die Thür des Seitengemaches zuschreitet.*

Da liegt es, ach Kinder,  
auf Heu und auf Stroh;  
Maria und Josef  
betrachten es froh,  
die redlichen Hirten  
knien betend davor,  
hochoben schwebt jubelnd  
der Engelein Chor.

FRAU SCHOLZ *stellt sich ihm in den Weg.* Wilhelm!  
was machst du denn!

WILHELM, *ausbrechend.* Sie sollen aufhören zu singen.

AUGUSTE. Du bist wohl nicht bei Trost.

WILHELM. Laßt mich zufrieden! Ich sage, sie sollen aufhören.

FRAU SCHOLZ. Aber sei doch... du bist ja wirklich...  
na gutt, dann siehst du mich diesen Abend nicht mehr.

ROBERT. Bleib doch, Mutter! Laß ihn doch machen!  
Es ist ja seine Privatsache!

WILHELM. Robert! treib's nicht zu weit! Nimm meinen Rat an! Du hast mir vorhin eine Rührszene vorge-  
macht, das macht dich nur noch widerwärtiger.

ROBERT. Sehr richtig: Rührszene. — Bin selbst  
der Meinung...

WILHELM *geht abermals auf das Seitengemach zu.*

FRAU SCHOLZ, *ihn abermals zurückhaltend.* O Gott-

ogottogott, Junge, warum willst du sie denn...? *Der zweite Vers ist beendet.*

WILHELM. Weil ihr es alle miteinander nicht wert seid.

ROBERT, *dicht an Wilhelm herantretend, mit einem frechen, vielsagenden Blick in seine Augen.* Du vielleicht?

FRAU SCHOLZ. O Jesis nee, ihr treibt's doch wieder so weit. *Der dritte Vers hebt an.*

Manch Hirtenkind trägt wohl  
mit heiterem Sinn  
Milch, Butter und Honig  
nach Bethlehem hin,  
ein Körbchen voll Früchte,  
das purpurrot glänzt,  
ein schneeweißes Lämmchen,  
mit Blumen bekränzt.

WILHELM. Sie sollen aufhören!

FRAU SCHOLZ, *ihn wiederum festhaltend.* Junge!!

WILHELM. Einfach unter aller Würde. Es ist Blasphemie! Es ist ein Verbrechen an diesen Menschen, wenn wir sie... ich... ja auf Ehre, ich werde schamrot für euch alle!

AUGUSTE, *pikiert.* Na, so ganz besonders schlecht und verächtlich sind wir am Ende doch wohl auch nicht.

WILHELM. Augustel! — mich ekelt's!

AUGUSTE. Mag's doch: — ja, ja; nu auf einmal ist man hinten runtergerutscht. Nu gibt's auszusetzen an der Schwester an allen Ecken und Enden. Da is das nich recht, da is jen's nich recht. Aber das Fräulein Ida...

WILHELM, *außer sich, sie unterbrechend.* Sprich nicht den Namen aus!

AUGUSTE. Na, so was! Ich werd' doch wohl von Ida...

WILHELM. Laß den Namen aus dem Spiel, sag' ich dir.

AUGUSTE. Du bist wohl verrückt geworden? Ich werd' doch... die is doch wahrhaftig auch kein Engel vom Himmel.

WILHELM, *schreiend*. Schweig still, sag' ich!

AUGUSTE *wendet ihm den Rücken*. Ach was denn, du bist einfach verliebt.

WILHELM, *Auguste unsanft an der Schulter packend*. Frauenzimmer, ich...!

ROBERT *packt Wilhelms Arm, spricht kalt und jedes Wort betonend*. Wilhelm! hast du etwa wieder Absichten...?

WILHELM. Teufel!

AUGUSTE. Das sagst du? — pfui, du?! der die Hand gegen seinen eigenen Vater erhoben hat.

DOKTOR SCHOLZ, *mit zornbebender Stimme in absolut befehlendem Tone*. Auguste! du wirst dich entfernen! augenblicklich!

AUGUSTE. Na, ich möchte wissen...

DOKTOR SCHOLZ. Du wirst dich augenblicklich entfernen!

FRAU SCHOLZ. O du lieber Gott, warum nimmst du mich denn nicht zu dir! *Weinerlich*. Auguste! Du hörst! — folge dem Vater!

ROBERT. I, Mutter! das würd' ich ihr denn doch sehr verdenken. Sie ist doch kein kleines Kind mehr. Die Zeiten haben sich doch wahrhaft'gen Gott sehr verändert.

DOKTOR SCHOLZ. Aber ich habe mich nicht verändert. Ich bin der Herr im Hause. Ich werde euch das beweisen.

ROBERT. Lachhaft!

DOKTOR SCHOLZ, *schreiend*. Räuber und Mörder —!! Ich enterbe euch! Ich werfe euch auf die Straße!

ROBERT. Das ist ja direkt komisch.

DOKTOR SCHOLZ *bemeistert einen furchtbaren Zornesausbruch und spricht mit unheimlicher Ruhe und Festig-*

*keit.* Du oder ich, einer von uns verläßt das Haus, augenblicklich.

ROBERT. Ich natürlich, mit Herzensfreude.

FRAU SCHOLZ, *halb befehlend, halb bittend.* Robert, du bleibst.

DOKTOR SCHOLZ. Er geht.

FRAU SCHOLZ. Fritz! hör mir zu! Er ist der einzige... in den langen, einsamen Jahren hat er uns nicht vergessen, er...

DOKTOR SCHOLZ. Er oder ich —!

FRAU SCHOLZ. Gib nach, Fritz, tu mir die Liebe!

DOKTOR SCHOLZ. Laß mich zufrieden! Er oder ich!

FRAU SCHOLZ. Ach, — ihr braucht ja meinswegen einander nicht begegnen, es geht ja ganz gut einzu-richten... aber...

DOKTOR SCHOLZ. Gut, ich weiche. — Dir und deiner Meute weiche ich! — Du und deine Meute, ihr habt von jeher den Sieg behalten!

WILHELM. Bleib, Väterchen! oder wenn du gehst, laß mich diesmal mit dir gehn.

DOKTOR SCHOLZ, *unwillkürlich zurückfahrend, zwischen Zorn und Entsetzen.* Laß mich zufrieden, Taugenichts! *Gedankenlos nach seinen Sachen suchend.* Banditen und Tagediebe! — Taugenichtsel!

WILHELM, *aufwallend.* Vater! — so nennst du uns... und du bist es doch gewesen, der uns... Ach, Väterchen, nein, nein, das will ich ja gar nicht sagen! Laß mich mit dir gehn, ich will bei dir bleiben, laß mich alles wieder gutmachen, was ich... *Er hat seine Hand auf des Vaters Arm gelegt.*

DOKTOR SCHOLZ, *vor Schreck und Entsetzen wie gelähmt, retiriert.* Laß los, ich sage dir — die Ränke der Verfolger werden zufällig... werden zuverlässig zuschanden werden. Sind das diese Leute — diese Mächtigen —, und diese mächtigen Menschen, sind das Männer? Einen Mann, der wie ich einige Schuld

hat, aber im übrigen dennoch ganz und gar — und — durch und durch — und kurz und gut...

WILHELM. Vater! Vater! Väterchen! komm zu dir, komm doch zu dir!

DOKTOR SCHOLZ, *sich im Rhythmus der Worte bewegend, halblaut*. Und kurz und gut und... ganz und gar...

WILHELM, *ihn umarmend, mit der instinktiven Absicht, seinen Aktionsdrang zu hemmen*. Faß dich! nimm dich zusammen!

DOKTOR SCHOLZ, *sich wehrend wie ein kleines Kind*. Ach, schlag mich nicht! Ach, straf mich nicht!

WILHELM. Aber um Gottes Himmels...

DOKTOR SCHOLZ. Nicht schlagen! Nicht wieder schlagen! *Er macht krampfhaftige Anstrengungen, sich aus Wilhelms Umarmung zu befreien*.

WILHELM. Abfaulen soll mir die Hand -- Väterchen, glaub doch nicht... Väterchen, denk doch nicht...

DOKTOR SCHOLZ *hat sich befreit, flieht hilferufend, von Wilhelm gefolgt*.

WILHELM. Schlag mich du! schlag du mich!

DOKTOR SCHOLZ. Bitte, bitte, bitte... Hilfe!

IDA, *aus der Thür des Seitengemaches, totenbleich*.

WILHELM *ereilt den Vater, umarmt ihn aufs neue*. Schlag du mich...

DOKTOR SCHOLZ, *unter Wilhelms Umarmung auf einen Stuhl zusammenbrechend*. Ich... a... ah! a — ah! ich glaube, es geht zu Ende mit mir.

WILHELM. Vater!!!

*Frau Scholz und Auguste sind einander entsetzt in die Arme gesunken. Robert, totenbleich, hat sich nicht von der Stelle bewegt; sein Gesicht hat den Ausdruck unerschütterlicher Festigkeit.*

## DRITTER AKT

*Im Saale herrscht Halbdunkel. Die Lichter sind verlöscht bis auf einige auf dem Kronleuchter und ein einziges auf dem Christbaum. Vorn in der Nähe des Ofens am Tisch, den Rücken dem Nebenzimmer zugewendet, sitzt Wilhelm, die Ellbogen aufgestützt, sichtlich versunken in dumpfe, trostlose Grübeleien. Robert und Frau Scholz betreten gleichzeitig die Halle, aus dem Nebenzimmer kommend.*

FRAU SCHOLZ, *mit Zeichen der Erschöpfung, in gedämpftem Tone redend.* Nee, Jungel! mach ock nich Geschichten! Jetzt — ma weeiß nich hin, nich her. — Wenn's nu was Schweres is, was d'nn dann?

ROBERT. Du bist ja doch nicht allein, Mutter!

FRAU SCHOLZ. Aber sag m'r nur! das kann doch nich dein richt'ger Ernst sein! Das ist ja überspannt! Wo willst du denn jetzt mitten in der Nacht bloß hin?

ROBERT. Wenn's weiter nichts is! Alle Augenblicke gehen Züge — und fort muß ich! — Diesmal kann ich's wirklich nicht mehr aushalten — überhaupt, 's ist für uns alle das beste!

FRAU SCHOLZ, *weinerlich.* 's war immer so hibsich in den letzten Jahren. Ich sag' schon — nu missen die wieder kommen! Seit die Buchners hier sind, is 's wieder mal reen verdreht, alles.

ROBERT. Sei froh, daß du die hast, Mutter!

FRAU SCHOLZ. I, das hätt' ich ganz gutt selber machen können.

ROBERT. Ich denke, er leidet niemand von uns um sich — Vater?!

FRAU SCHOLZ, *weinend.* Akkurat, als wenn ich ihm was Böses getan hätte. — Und dabei bin ich doch gewiß immer diejenige gewesen... ich hab' gewiß immer mei Bestes getan — sei mal gerecht, Robert! — Ich

hab' ihm sein schönes Essen gekocht — er hat seine warmen Strümpfe gehabt...

ROBERT. Ach laß das doch, Mutter! — Was hilft das endlose Lamentieren?!

FRAU SCHOLZ. Ja, das sagst du! — Du hast gut reden! — aber wenn man sich abgerackert hat sei Leben lang — man hat sich e Kopf zerbrochen, wie man's und wie man's bloß recht macht — und nu kommen fremde Menschen, und die werden vorgezogen!

ROBERT. Ida ist immer noch bei ihm?

FRAU SCHOLZ. Eine wildfremde Person — ach, ich möchte schon lieber gar nicht mehr leben. — Und dieser Lump! — dieser Friebe! — dieser Lump! — wie der sich bloß aufspielt! — Gustel hat's ihm aber gesteckt! — Auguste hat ihm die Wahrheit aber ordentlich gesagt! — Dieser Kerl erdreistet sich — er hat sie geradezu aus dem Zimmer hinausgedrängt. Das Mädcl war außer sich. — Und das is nu seine Tochter... ne... wißt'r, Kinder: was ich in meinem Leben schon ausgestanden habel — ich mecht's keenem wünschen.

ROBERT, *unwillkürlich, mit einem kleinen Seufzer*. Vater auch.

FRAU SCHOLZ. Was —?

ROBERT. Nichts. Vater auch, sagte ich nur.

FRAU SCHOLZ. Wie denn?

ROBERT. Na, Vater hat doch auch manches ausgestanden.

FRAU SCHOLZ. Na, meinswegen gewiß nich. Mich hat er nich sehr gemerkt. Ich bin gewiß anspruchslos!

ROBERT, *skeptisch*. Tja! tja! tja!

FRAU SCHOLZ. Wart nur, wenn ich wer im Grabe liegen — dann werd ihr schon einsehen...

ROBERT. Ach, Mutter, laß doch nur! — das hab' ich ja schon hundertmal gehört.

FRAU SCHOLZ. Mag's doch! Ihr werd'ts schon noch emal einsehen — und paß uf, in gar nich langer Zeit.

ROBERT. Ach, Mutter, ich bestreite ja doch gar nicht, daß du mancherlei gelitten hast — unter Vater — ihr habt eben beide gelitten. Ich begreife gar nicht, weshalb du mir das...

FRAU SCHOLZ. Dummes Gerede! — was hat ihm denn gefehlt, möcht' ich wissen?

ROBERT, *unüberlegt*. Wenn du's durchaus wissen willst: Verständnis!

FRAU SCHOLZ. Ich kann mich nicht klüger machen, wie ich bin.

ROBERT. Das hat ja auch kein Mensch verlangt. — Überhaupt... es ist ja überhaupt Unsinn, noch viel davon zu reden.

FRAU SCHOLZ. Na nu hört's ganz uff — *weinend*: Nu bin ich am Ende gar noch schuld, daß er krank darniederliegt, nu...

ROBERT. Das sag' ich ja gar nicht.

FRAU SCHOLZ. Das hast du wohl gesagt.

ROBERT. Ach Mutter...! Ich gehe lieber — ich... Mutter, ich kann wirklich nicht mehr...

FRAU SCHOLZ. Nein! ich möchte wissen, was ich mir vorzuwerfen hätte — ich habe ein gutes Gewissen.

ROBERT. Das magst du behalten! Das magst du auch meinethalben in Gottes Namen behalten! — *abwehrend*: Bitte, nicht mehr!

FRAU SCHOLZ. Die Geschichte mit dem Gelde meinst du wohl?

ROBERT. Ich meine gar keine Geschichte.

FRAU SCHOLZ. Meine Eltern haben's sauer verdient — welche Frau wird sich das gefallen lassen? Dein Vater schmiß es geradezu zum Fenster naus.

ROBERT. Aber dein Onkel betrog dich drum.

FRAU SCHOLZ. Das konnte man nich wissen.

ROBERT. Und Vater war gut zum Wiederverdienen?!

FRAU SCHOLZ. Er hätte sich ebensogut verspekulieren können.

ROBERT *lacht bitter.*

FRAU SCHOLZ. Ich bin eben 'ne einfache Seele — der Vater war eben zu vornehm für mich. Seine Mutter hatte ooch so was Vornehmes. Aber mei Vater war früher bluttarm — in mir steckt eben das Armutsblutt! Ich kann mich nich anders machen. Na, meinswegen — die paar Jahre wird's wohl noch gehen. Der liebe Gott wird mich schon beizeiten erlösen.

ROBERT. Von Gott erlöst sein möchte man lieber!

FRAU SCHOLZ. Pfui! das is e Halunke, der das sagt. Ach: von Gott erlöst sein — da nähm' ich mir 'ne Nadel und stäch m'r se — hier — ins Herze, in die Rippen. Wie scheußlich is das: von Gott erlöst sein! Wo wär' ich bloß geblieben, wenn ich meinen Gott nich gehabt hätte. — Willst du d'nn wirklich fortgehn, Robert?

ROBERT, *schon auf der Treppe.* Ach, schweig schon, Mutter! Ruhe brauch' ich — Ruhe. *Ab.*

FRAU SCHOLZ. Je, ja! — je, ja! — Ihr macht ein'n 's Leben nicht leicht! *Zu Wilhelm, der wie am Anfang noch immer anteillos am Tische brütet.* Nu denk dir bloß an — :Robert will fort!

WILHELM. Meinethalben!

FRAU SCHOLZ. Sag m'r nur: was sitzt du denn immer so? Das nutzt ja nischt, du! — Sei doch nur vernünftig.

WILHELM *seufzt tief auf.* Ach, ja!

FRAU SCHOLZ. Das Seufzen nutzt gar nichts! Sieh mich an! — Ich bin alt. — Wenn ich mich hinsetzen wollte wie du... Was geschehn ist, ist geschehn. Das is nu mal nich zu ändern. Hörst du! lies was! — Steh auf, nimm dir 'n Buch und zerstreu dich!

WILHELM *seufzt.* Ach, Mutter! — laß mich doch nur machen! Ich störe ja doch niemand!... Ist Friebe vom Arzt zurück?

FRAU SCHOLZ. Nein, eben nicht. Ich sag' ja schon, wenn man mal 'n Arzt nötig hat, da is gewiß keiner zu finden.

WILHELM. Es ist bedenklich, nicht? — Ob es überhaupt noch mal werden wird?

FRAU SCHOLZ. Gott, ja! wer kann das wissen!

WILHELM *starrt seine Mutter an, läßt plötzlich wild aufschluchzend die Stirn auf die Hände sinken.*

FRAU SCHOLZ. Ja, ja, mein Junge, wer hätte das gedacht?! Ich will ja nicht sagen... ich will ja niemand die Schuld zuschieben, aber zanken hättet ihr euch doch heute nich gerade wieder brauchen. — Na — ma muß eben 's Beste hoffen. Er phantasiert ja nu wenigstens nich mehr. — Wenn Ida doch nur ja nichts versähe! — Unsereins hat doch hundertmal mehr Erfahrung. Warum kann er denn zu Ida freundlich sein!? — Ich beiße doch ooch nich! ... Ida is ja sonst 'n sehr 'n liebes Mädcl is sie ja wirklich. — Und du nu erst! *Ihm auf den Scheitel klopfend.* Du kannst dem lieben Gott schon danken, da kannst du lange warten, bis du wieder eine wie Ida findest!... *Vorsichtig, vertraulich:*... Sag doch mal, sind die Buchners gut situiert?

WILHELM, *aufbrausend.* Ach, laß mich zufrieden! — Wie soll ich das wissen! — Was geht mich das an!

FRAU SCHOLZ. Was is denn da weiter?! — Ma wird doch mal fragen können, Brumbär du!

WILHELM. Ach, Mutter — verschon mich! — Wenn du eine Spur von Mitleid mit mir hast, verschon mich! ... Bekümmere dich nicht um mich, verschon mich.

FRAU SCHOLZ. Na ja doch, ja! — Ich bin euch eben überall im Wege. — So'ne alte Frau, die is höchstens noch gutt zum Anranzen.

*Auguste und Frau Buchner hastig aus dem Nebenzimmer.*

AUGUSTE. Mutter!

FRAU SCHOLZ. O Gott! was denn?

AUGUSTE. Friebe ist eben gekommen.

FRAU BUCHNER. Friebe hat keinen Arzt mitgebracht.

AUGUSTE. Der Vater hat ihn gefragt, und da hat er gesagt...

FRAU BUCHNER. Er will keinen Arzt!!

AUGUSTE. Er schimpft so furchtbar — er will ihn zur Türe rauswerfen.

FRAU BUCHNER. Friebe will nicht noch mal gehen.

AUGUSTE. Sprich du doch nur noch mal mit Friebe!

FRAU BUCHNER. Ja, sprich du mit ihm! Es ist doch dringend nötig, daß...

AUGUSTE. Ein Arzt muß kommen — sonst lauf' ich selbst. Ich fürchte mich nicht, und wenn ich bis Friedrichshagen laufen muß.

FRAU SCHOLZ. I warum nich gar! jetzt mitten in der Nacht. — Wart nur, wart, laß mich nur machen!

*Frau Scholz, Frau Buchner und Auguste hastig zurück ins Nebenzimmer.*

*Frau Buchner, kaum verschwunden, erscheint wieder. Schon bevor sie abging, hat sie ihren Blick verstohlen und kummervoll mehrmals auf Wilhelm gerichtet, der immer noch stumm und düster auf seinem Platze verharrt. Ein Blick überzeugt Frau Buchner, daß außer Wilhelm und ihr selbst niemand zugegen ist. Hastig zuerst, dann mehr zögernd nähert sie sich Wilhelm.*

WILHELM hat ihre Annäherung bemerkt, hebt den Kopf. Was w... wollen Sie? Ich habe Ihnen ja doch alles vorhergesagt.

FRAU BUCHNER. Aber ich wollte es Ihnen nicht glauben. Ich konnte mir das nicht vorstellen.

WILHELM. Und jetzt glauben Sie es?!

FRAU BUCHNER. Ich weiß nicht...

WILHELM. Weshalb belügen Sie mich? Sagen Sie doch getrost ja. Daß es so kommen mußte, war ja, es war ja so lächerlich selbstverständlich. Wie habe ich mich nur so können verblenden lassen!

FRAU BUCHNER, mit Feuereifer. Wilhelm! ich halte Sie heute wie damals für einen guten und edlen Menschen. Ich versichere Sie: nicht einen Augenblick lang habe

ich an Ihnen gezweifelt. Auch jetzt, wo mir auf einmal so angst und bange wird...

WILHELM *erhebt sich, holt tief Luft ein wie jemand, der Beklemmungen fühlt.* Es ist mir nur... ich wußte es ja längst, und doch...

FRAU BUCHNER. Ich komme zu Ihnen, Wilhelm! Ich sage Ihnen offen, es ist auf einmal so über mich gekommen. Ich Sorge mich auf einmal so entsetzlich um Ida.

WILHELM. Ich muß gestehen... nur gerade jetzt —

FRAU BUCHNER. Ich weiß ja, Sie lieben das Kind. Es kann sie auch niemand inniger lieben! Ich weiß, Sie werden mit allen Kräften streben, meine Tochter glücklich zu machen. An Ihrem Willen wird es nicht fehlen, aber nun, nun habe ich so mancherlei... nun habe ich so viel gesehen hier und erfahren. Da ist mir vieles, vieles von dem, was Sie mir früher gesagt haben, erst verständlich geworden. Ich verstand Sie nicht. Ich hielt Sie für einen Schwarzseher. Ich nahm vieles gar nicht einmal ernst. Mit einem festen, frohen Glauben kam ich hierher. Ich schäme mich förmlich. Was habe ich mir zugetraut! Solche Naturen wollte ich lenken, ich schwache, einfältige Person! Nun wankt alles. Ich fühle auf einmal meine furchtbare Verantwortung: für mein Kind, für meine Ida bin ich doch verantwortlich. Jede Mutter ist doch verantwortlich für ihr Kind. Reden Sie mir zu, Wilhelm! Sagen Sie mir, daß alles noch gut werden wird! Sagen Sie mir: Wir werden glücklich: Sie und Ida. Beweisen Sie mir, daß ich unnütz Furcht und Sorge habe, Wilhelm!

WILHELM. Warum haben Sie's so weit kommen lassen? Ich habe Sie gewarnt und gewarnt. Was habe ich Ihnen gesagt? Ich habe gesagt: wir alle, wir Geschwister, daß wir unheilbar kranken... vor allem ich... daß wir an uns schleppen. Binden Sie Ihre Tochter nicht an einen Krüppel, habe ich Ihnen gesagt. Warum haben Sie mir nicht glauben wollen?

FRAU BUCHNER. Ich weiß nicht. Ich weiß das selbst nicht.

WILHELM. Nun haben Sie mich eingeschläfert, mein Gewissen beschwichtigt, und jetzt — halb toll bin ich geworden vor Glück. Ich habe Augenblicke durchlebt — durchkostet! und auch andere wieder... Die furchtbarsten Kämpfe meines Lebens — und nun verlangen Sie... Nun, man muß zusehen, vielleicht, ja vielleicht...

FRAU BUCHNER. Wilhelm! ich verehere Sie! Ich weiß, daß Sie am Ende doch jedes Opfer bringen. Aber Ida... wenn es für sie zu spät ist, wenn sie daran zugrunde geht!

WILHELM. Warum haben Sie mir denn nur nicht glauben wollen? Sie wissen nicht, was mich das jetzt kostet. Stufe um Stufe mühsam gebaut habe ich mir, ach, so mühsam! so mühsam! Dies Haus hier lag hinter mir. Gerettet war ich fast. Nun hat es mich wieder hineingerissen. Warum mußten Sie es nur so weit kommen lassen? Warum...

FRAU BUCHNER, *unter Tränen*. Ich weiß nicht! Ich weiß das selbst nicht! Ich habe das Kind erzogen. Es ist mir alles in allem gewesen; an seinem Glücke zu arbeiten ist auf der Welt mein einziger Beruf gewesen. Nun kamen Sie in unser Haus. Ich gewann Sie lieb. Ich dachte auch an Ihr Glück, ich... Das hätte ich vielleicht nicht tun sollen... Ich dachte vielleicht ebensosehr an Ihr Glück — und wer weiß? — am Ende — zuallermeist — an Ihr Glück. *Einen Augenblick lang starren beide einander bestürzt in die Augen.*

WILHELM. Frau Buchner!!

FRAU BUCHNER, *das Gesicht mit den Händen bedeckend wie jemand, der sich schämt, weinend ab durch den Treppenausgang.*

WILHELM *tut mechanisch ein paar Schritte hinter ihr drein, steht still, sucht seiner inneren Bewegung Herr zu werden, muß sich aber plötzlich, von Weinen geschüttelt, an der Wand stützen. Ida kommt herein.*

IDA; *ihr Gesicht ist bleich, ihre Mienen drücken Ernst und Besorgnis aus. Sie tritt leisen Schrittes zu Wilhelm, umfaßt ihn und drückt ihre Wange an die seine.* Ach, Willy! sieh mal: es kommen trübe, und es kommen — nicht, Willy? — es kommen auch wieder helle Tage. Wer wird sich gleich so, so ganz und gar mutlos machen lassen!

WILHELM, *leidenschaftlich stammelnd.* Ida! Einzige!! Liebstel! Süße! wie soll ich denn nur, wie sollt' ich denn nur jetzt leben ohne dich? Deine Stimme, deine Worte, dein ganzes süßes, wunderbares Wesen, deine Hände... deine milden, treuen Hände.

IDA. Denkst du, ich? Denkst du, ich möchte leben ohne dich? Nein, du! Wir wollen uns umschlingen und nicht loslassen — fest, fest —, und so lange es so ist...

WILHELM. Ja, ja! — aber wenn's nun mal anders würde?

IDA. Ach, sprich nicht so!

WILHELM. Ich meine ja nur, man kann doch nie wissen; eins kann sterben...

IDA. Ach, wir sind jung.

WILHELM. Wenn auch. — Einmal kommt's doch auch, alt werd' ich so wie so nicht.

IDA, *heiß.* Dann umarm' ich dich — dann drück' ich mich an dich — dann geh' ich mit dir.

WILHELM. Ida! das sagt man so. Das tust du doch nicht.

IDA. Das tue ich!

WILHELM. Du denkst dir das jetzt so; du weißt nicht, wie schnell man vergißt.

IDA. Ich könnte nicht atmen ohne dich!

WILHELM. Das bildet man sich ein...

IDA. Nein, nein, nein, Wilhelm!...

WILHELM. So zu lieben wäre aber sogar eine Torheit. Man wird doch nicht alles auf eine Karte setzen.

IDA. Ich versteh' dich nicht ganz.

WILHELM. Nur so... ich... sieh mal... *In ärgerlichem Tone.* Ach du! das Thema ist unerquicklich! Wie geht es Vater?

IDA. Er schläft jetzt; aber was hast du denn nur?

WILHELM, *umhergehend.* Das kommt so, man weiß nicht, wie. *Plötzlich knirschend.* Es gibt Momente, sag' ich dir...! Wenn einen die Wut der Verzweiflung übermannt, in solchen Augenblicken kann ich mir denken, in solchen Augenblicken kommt's dazu, daß Menschen sich fünf Stock hoch — den Kopf zuerst — auf das Pflaster stürzen; förmlich wollüstig wird einem diese Vorstellung.

IDA. Gott behüte! — Solchen Vorstellungen mußst du nicht nachhängen, Willy!

WILHELM. Warum denn nicht, möchte ich wissen? Warum sollen Kerls wie ich zwischen Himmel und Erde herumschmarotzen? Nichtsnutzige Geschöpfe! Sich selbst ausmerzen, das wäre doch noch was, dann hätte man doch einmal etwas Nützliches getan.

IDA. Es ist ja im Grunde nicht zu verwundern: du bist überreizt und abgespannt...

WILHELM, *in schroffem, abweisendem Ton.* Laß mich zufrieden du, das verstehst du nicht! *Über sich selbst erschrocken, verändert:* Ach, du! du mußt mir's nicht übelnehmen. Geh doch lieber jetzt! Ich möchte dich nicht verletzen. Und wie mir nun mal zumute ist, kann ich nicht einstehen für mich.

IDA *küßt Wilhelm auf den Mund, dann ab in das Seitengewach.*

WILHELM *blickt ihr nach, geht, steht still, zeigt ein Gesicht voll Schreck und Staunen und faßt sich an die Stirn, wie jemand, der sich auf bösem Wege ertappt hat. Während dies geschieht, ist Robert durch den Treppenhof eingetreten.*

ROBERT, *den Hut in der rechten Hand, überm Arm den Überzieher und eine Reisedecke, in der Linken einen*

*Plaidriemen, begibt sich bis an den Tisch, wo er die Sachen ablegt.*

WILHELM *bemerkt ihn und sagt, nachdem er ihn eine Weile beobachtet.* Wohin willst du?

ROBERT. Fort.

WILHELM. Jetzt?

ROBERT. Warum nicht? *Den Plaidriemen ausbreitend.* Ich habe genug, über und über sogar! Mutter wird künftig... wird künftig die Weihnachtstage ohne, ohne mich auskommen müssen. *Nach dem Ofen umblickend.* Es ist kalt hier.

WILHELM. Draußen friert's.

ROBERT, *die Reisedecke rollend.* So! Um zehn taute es doch.

WILHELM. Es ist umgeschlagen.

ROBERT. Wie wird man nur den Berg runterkommen bei der Glätte?

WILHELM. Der Mond scheint ja!

ROBERT. Wenn auch...

WILHELM. Er phantasiert nicht mehr.

ROBERT. So, so!

WILHELM. Er will keinen Arzt.

ROBERT. So, so!

WILHELM. Es ist so plötzlich gekommen, man —

ROBERT. Hm — ja, ja!

WILHELM. Es muß doch in ihm gesteckt haben.

ROBERT. Natürlich, sonst wäre er doch wohl nicht nach Hause gekommen...

WILHELM. Mir graut, was daraus werden soll?!

ROBERT. Was soll man machen?!

WILHELM. Meiner Seele, ich weiß nicht, was ich anfangen, wenn er einmal stirbt... Mit meinem Bewußtsein! Mit dem, was ich jetzt erkannt habe! Ich wüßte wirklich nicht; und nun noch die Reue, die Gewissensbisse, äh! — Was da! was liegt schließlich daran?!

ROBERT. I, du! da hätte man viel zu tun. Der Alte

ist ein bißchen anders — na ja — unsere Vorstellung stimmt nicht ganz. Gott, ja! aber das ändert doch nichts an der Sache.

WILHELM. Ich sage dir — es ist mir heiliger Ernst —, mit Wollust würde ich heut verzichten auf das ganze elende bißchen Leben, wenn es ihm zugute käme.

ROBERT, *den Überrock anziehend*. Das hat wenig Sinn, du — meiner Ansicht nach. Sieh mal, ich gehe jetzt in ein kleines, geheiztes Comptoirchen, setze mich mit dem Rücken an den Ofen, kreuze die Beine unter dem Tisch, zünde mir diese selbe Pfeife hier an und schreibe, in aller Gemütsruhe hoffentlich, solche... na, du weißt schon, solche Scherze, solche Reklamescherze: Afrikareisender, nahe am Verschmachten, na... und da laß ich denn gewöhnlich eine Karawane kommen, die unsern Artikel führt. Mein Chef ist sehr zufrieden, es geht durch den Inseratenteil aller möglichen Zeitungen; und was die Hauptsache ist: wenn ich da so sitze, siehst du, und die Gasflamme den ganzen Tag so über mir fauchen höre, von Zeit zu Zeit so'n Blick in den Hof — so'n Fabrikhof ist nämlich was Wunderbares! was Romantisches, sag' ich dir!... mit einem Wort, da summt mich keine Hummel an.

WILHELM. Dann lieber gleich tot sein.

ROBERT. Geschmacksache! Für mich ist es ein idealer Winkel geradezu. Soll man sich denn immerfort aus dem Gleichgewicht bringen lassen, soll man sich denn kopfverwirrt machen lassen? Ich werde sowieso zwei bis drei Tage brauchen, um mich auf mein bißchen Lebensweisheit zu besinnen.

WILHELM. Sag, was du willst: das nenn' ich feig.

ROBERT. Na item, nenn es so. Früher oder später kommst du doch auf meinen Standpunkt. Vater ist auch zuletzt auf diesen Standpunkt gekommen. Vater und du, ihr ähnelt einander zum Verwechseln. Ihr seid dieselben Idealisten. Anno achtundvierzig hat Vater

auf den Barrikaden angefangen, und als einsamer Hypochonder macht er den Schluß. Man muß sich an die Welt und an sich selbst beizeiten gewöhnen, du! eh man sich die Hörner abgelaufen hat.

WILHELM. Oder aber an sich arbeiten, um anders zu werden.

ROBERT. Das sollte mir einfallen. Ich bin, wie ich bin. Ich habe ein Recht, so zu sein, wie ich bin.

WILHELM. Dann fordere dein Recht auch offen!

ROBERT. Ich werde mich hüten, denn ich will zu meinem Rechte kommen. Die Moralphilister sind nun mal in der Mehrheit. Übrigens, ich muß nun doch gehen; also, und wenn ich dir raten soll, du: nimm dich vor den sogenannten guten Vorsätzen in acht!

WILHELM, *kalt*. Wie meinst du denn das?

ROBERT. Ganz einfach: man muß nicht Dinge leisten wollen, die man seiner ganzen Naturanlage nach nun mal nicht leisten kann.

WILHELM. Zum Beispiel?

ROBERT. I! Zu mir kommen zum Beispiel manchmal solche Kerls, die mir den Kopf wer weiß wie heiß machen, von Idealen schwatzen. Man müsse für die menschheitlichen Ideale kämpfen, was weiß ich! Ich und für andere kämpfen! Fabelhafte Zumutung! Und für was und zu was denn? Na, aber wie ich dich kenne, dich beruhigt so was; du würdest herumlaufen wie einer, der gestohlen hat. Was bin ich für ein Jammerkerl! würdest du dir in einem fort sagen. Hab' ich nicht recht? Na, und dann käme schließlich der gute Vorsatz, und der drückt einen dann, das kenne ich. Ich bin auch früher mit hunderterlei solcher Vorsätze herumgelaufen. Jahrelang — und das ist kein Vergnügen, sag' ich dir!

WILHELM. Ich weiß nicht recht, auf was du hinaus willst?

ROBERT. Etwas Bestimmtes habe ich auch durchaus nicht im Auge: die Unruhe, an der du jetzt laborierst,

hat ja auch noch andre Ursachen... Ich jedenfalls, wenn ich früher merkte, in früheren Zeiten habe ich ja auch Ähnliches durchgemacht — aber sobald ich merkte, daß die Geschichte über meine Kräfte ging, habe ich ihr gewöhnlich kurz entschlossen den Rücken gewandt.

WILHELM. Soll das ein Wink sein?

ROBERT. Wink! Ich wüßte nicht... Also nochmals, laß dir's gut gehen und...

WILHELM. Sag mir doch mal, du, rein objektiv, es hat ein gewisses Interesse für mich, es ist nur, weil...

ROBERT. Bitte, was wünschst du zu hören?

WILHELM. Du hast selbst vorhin etwas gesagt.

ROBERT. Wann vorhin?

WILHELM. Als wir über Vater sprachen.

ROBERT. Ach richtig, ja, was soll ich denn da gesagt haben?

WILHELM. Du sagtest, es würde vielleicht doch gut werden mit Ida und mir.

ROBERT. Ja so, euer Verhältnis, — das hätte ich gesagt?

WILHELM. Das hast du gesagt.

ROBERT. Nu ja, ich habe da manches gesagt.

WILHELM. Das heißt so viel als: du bist von manchem, was du da gesagt hast, zurückgekommen?

ROBERT. Ganz recht, das bin ich.

WILHELM. Auch was die... diese selbe Sache anbelangt?

ROBERT. Euer Verhältnis?

WILHELM. Ja.

ROBERT. Ist dir das denn wichtig?

WILHELM. Ja, vielleicht.

ROBERT. Ja.

WILHELM. Du bist also nicht mehr der Ansicht, daß wir...

ROBERT. Nein.

WILHELM. Schön, ich danke dir, du bist offen;

ich danke dir. Aber nehmen wir mal an — setzen wir den Fall, ich kehrte der ganzen Sache den Rücken — sehen wir zunächst mal ganz davon ab, was das für mich bedeuten würde — angenommen also, ich ginge auf der Stelle mit dir, was sollte dann aus Ida werden?

ROBERT. Hm. Ida? Ida? *Zuckt die Achseln.* Hm ja, ja, das läßt sich nicht so schnell... das heißt, besorgen würde mich das wirklich nicht so sehr.

WILHELM. Du!! Das ist deine alte Perfidie! Das kenne ich.

ROBERT. Perfid? Wieso denn? Nein, da täuschest du dich! Um perfid zu sein, ist mein Interesse doch nicht ausreichend; mein Interesse an der Sache, mein' ich. Ich glaube wirklich nicht...

WILHELM. Das weiß ich besser, du. Du wirst mich doch nicht dieses Mädchen kennen lehren wollen?! Es ist nun mal so, verlaß dich darauf! sie hat nun mal ein Gefühl für mich, ich kann's nicht ändern, ich bilde mir nichts ein darauf. Was wird also aus ihr werden, wenn ich davonlaufe?

ROBERT. Hm! machst du dir also wirklich ernstlich darüber Gedanken?

WILHELM. Allerdings, ja allerdings.

ROBERT. Antworte mir doch gefälligst erst mal darauf: wenn ihr euch heiratet, was wird dann aus Ida?

WILHELM. Das kann kein Mensch wissen.

ROBERT. O doch, du! Das weiß man: Mutter.

WILHELM. Als ob Ida mit Mutter zu vergleichen wäre!

ROBERT. Aber du mit Vater.

WILHELM. Jeder Mensch ist ein neuer Mensch.

ROBERT. Das möchtest du gern glauben. Laß gut sein! Da verlangst du zu viel von dir. Die fleischgewordene Widerlegung bist du ja doch selbst.

WILHELM. Das möchte ich wissen.

ROBERT. I, das weißt du sehr genau.

WILHELM. Schließlich kann man sich darüber hinaus entwickeln.

ROBERT. Wenn man danach erzogen ist nämlich.

WILHELM. Ach, es hat keinen Sinn, weiterzureden.

ROBERT. Durchaus meine Ansicht.

WILHELM. Das kann ja doch zu nichts führen. *Ausbrechend, außer sich.* Ihr wollt mich zugrunde richten! Ich bin das Opfer eines Komplotts! Ihr habt euch gegen mich verschworen, ihr wollt mich abtun! Ihr wollt mich endgültig abtun!

ROBERT. Das war Vaters zweites Wort.

WILHELM. Das ist lächerlich, deine Bemerkungen sind einfach lächerlich! Habe ich nicht etwa Grund, das zu sagen? Wollt ihr mich etwa nicht von Ida trennen? Es ist — aufrichtig gesagt — mir fehlen die Worte... es liegt eine so fabelhafte Anmaßung, eine Brutalität liegt darin, über alle Begriffe geradezu! Mit Ida soll ich Mitleid haben! Wer hat denn mit mir Mitleid, sag mal? Nenn mir einen Menschen! Wer denn?

ROBERT. Selbstverständlich! wenn du so sprichst, selbstverständlich!

WILHELM. Man verlangt Opfer von mir. Auf einmal soll ich die unsinnigsten Opfer bringen! Ich soll...

ROBERT. Du kannst dir jedes Wort getrost sparen. Unter solchen Verhältnissen selbstverständlich. Es ist dein gutes Recht, das Mädchen festzuhalten.

WILHELM. Unter solchen Verhältnissen? Unter was für Verhältnissen? sag mir doch, bitte!

ROBERT. Du sprachst von Ida vorhin, meines Wissens...

WILHELM. Nun ja, also was?

ROBERT. Jetzt sprichst du von dir, es kam so heraus — na — mit einem Wort: wenn es dir gleichgültig ist, was aus dem Mädchen wird, wenn du die nötige Dosis... nun sagen wir meinetwegen Rücksichtslosigkeit auf

Lager hast... wenn du sie so nimmst... so wie einen neuen Rock oder Hut oder so was...

WILHELM. Robert! so durch und durch herzlos, wie du bist, du hast doch diesmal recht. Ich gehe mit dir, hier aus dem Hause — heißt das — gehe ich mit dir, ein Stück, nicht weit, und nun, nun bin ich fertig mit euch allen. — Ja, ja, jetzt bin ich — rede nicht erst! —, jetzt bin ich wirklich fertig, ganz und gar...

ROBERT *sieht ihn erstaunt an und zuckt dann mit den Achseln.*

WILHELM, *mit steigender Heftigkeit.* Du, du! gib dir keine Mühe, es gelingt dir nicht; mich kannst du nicht täuschen mit deiner harmlosen Ruhe. Recht hast du allerdings, aber was dich auf den rechten Gedanken gebracht hat, das sag' ich dir ins Gesicht, das ist jämmerlicher Neid... das ist einfach tief klägliche Mißgunst! Du weißt sehr gut, daß ich ehrlich kämpfen würde, doch ihrer schließlich einigermaßen würdig zu werden. Du weißt sehr gut, wie dieses Mädchen mit ihrer Reinheit mich reinigt. Aber du willst es nicht! Du willst mich nicht gereinigt wissen. Warum willst du es nicht? Nun, weil... weil du selbst so bleiben muß, wie du bist; weil sie mich liebt und nicht dich! Und deshalb hast du mir diesen ganzen Abend mit deinem Polzeiblick aufgelauert... hast mir immer und immer wieder zu erkennen gegeben, daß du etwas von mir weißt — jawohl! Du hast ganz recht! Ich bin ein durch und durch lasterhafter Mensch. Nichts ist mehr rein an mir. Besudelt, wie ich bin, gehöre ich nicht neben diese Unschuld, und ich bin auch entschlossen, kein Verbrechen zu begehen. Aber du, Robert! du wirst dadurch nicht reiner; ein Glück für dich, daß du dich nicht mehr schämen kannst!

ROBERT *hat während des letzten Drittels von Wilhelms Rede seine Sachen genommen und ist dem Ausgang zugeschritten. Die Klinke in der Hand, bleibt er stehen,*

als ob er reden wollte, besinnt sich eines anderen, zuckt resigniert mit den Achseln und entfernt sich sehr ruhig.  
Ab.

WILHELM, dem Davongegangenen nachrufend. Robert! — Robert!

IDA, aus dem Nebenzimmer eintretend. Wen rufst du denn?

WILHELM. Ach, du bist hier.

IDA. Der Arzt ist drin, Wilhelm, er sagt, es sei doch ernst, es...

Stimme der FRAU SCHOLZ, jammernnd. Mein lieber, guter Mann, ach!... ach! mein lieber, guter Mann!

WILHELM. Was habe ich getan! Was habe ich nun wieder getan!

IDA. Es drückt mir das Herz ab. Ich möchte dich gern... nicht fragen, ich... aber es muß etwas... du hast etwas, Willy!

WILHELM. Gar nichts habe ich; in die Einsamkeit möchte ich wieder, dort ist unser Platz, Ida.

IDA. Weshalb? Ich verstehe gar nicht.

WILHELM, barsch und heftig. Ja, ja, ja! das ist ja die alte Leier: ich versteh' dich nicht, ich versteh' dich nicht! Mutter und Vater haben auch ihr Leben lang verschiedene Sprachen gesprochen; du verstehst mich nicht! Du kennst mich nicht! Du hast platte Backfischillusionen, und da habe ich nichts weiter zu tun, als mich zu verstecken vor dir und zu verstecken, bis ich ganz und gar zum elendesten Betrüger und Schurken werde.

IDA hat Wilhelm bestürzt angeblickt, nun weint sie.

WILHELM. Da siehst du nun: dies ist mein wahres Gesicht. Und ich brauche nur einen Augenblick lang zu vergessen, was ich dir gegenüber für eine Rolle spiele, da kommt es auch schon hervor. Du kannst mein wahres Gesicht nicht ertragen. Du weinst, und du würdest Jahre hindurch weinen, wenn ich nicht Mitleid

mit dir hätte. Nein, Ida, es darf zwischen uns nichts werden... Ich bin zu dem festen Entschluß gekommen.

IDA, *an seinen Hals fliegend*. Das ist nicht wahr! — das ist nun und nimmermehr wahr!

WILHELM. Denk an das, was du hier gesehen hast! Sollen wir es von neuem gründen? sollen wir dieses selbe Haus von neuem gründen?

IDA. Es wird anders werden! Es wird besser werden, Wilhelm!

WILHELM. Wie kannst du das sagen?

IDA. Das fühle ich.

WILHELM. Aber du stürzt dich blindlings ins Verderben, Ida! Ich reiße dich ins Verderben!

IDA. Ich habe keine Furcht, davor habe ich keine Furcht. Wilhelm! hab nur wieder Vertrauen! Gib mir nur wieder deine Hand! Dann werd' ich dir etwas sein können, stoß mich nur nicht von dir. Ich werde nicht mehr weinen, ich verspreche dir...

WILHELM. Gib mich frei! Zum erstenmal liebst du! Du liebst eine Illusion. Ich habe mich weggeworfen, wieder und wieder. Ich habe dein Geschlecht in andern geschändet. Ich bin ein Verworfenener. —

IDA, *jauchzend und weinend ihn umhalsend*. Du bist mein! Du bist mein!

WILHELM. Ich bin deiner nicht wert!

IDA. O sage das nicht! Vor dir bin ich klein, ach, wie klein! wie eine kleine, kleine Motte bin ich nur. Wilhelm, ich bin nichts ohne dich! Ich bin alles durch dich. Zieh deine Hand nicht von mir armseligem Geschöpfe!

WILHELM. Ida!! ich dir? Ida, ich?... *Umarmen und küssen sich unter Lachen und Weinen*. Ich soll meine Hand nicht von dir ziehen? — Ja, was sagst du denn da, was sagst du denn nur da, du Böse...

IDA. Nun versprichst du mir, nun...

WILHELM. Ich schwöre dir — jetzt... *Ein markdurchdringender Aufschrei aus dem Nebenzimmer schnei-*

*det die Rede ab. Betroffen und entsetzt starren Ida und Wilhelm einander in die Augen.*

STIMME DER FRAU SCHOLZ. Mein Mann stirbt ja! Mein guter, lieber Mann stirbt ja doch. Mein Mann...  
*Lautes Weinen.*

WILHELM. Gott! mein Gott, was? — Vater!! Vater!!  
*Will sich ins Nebenzimmer stürzen; halbwegs kommt Ida ihm zuvor.*

IDA. Wilhelm! komm zu dir selbst! — und geh nicht ohne mich!

*Friebe kommt, von Schluchzen geschüttelt, aus dem Nebenzimmer und verschwindet in der Küche.*

AUGUSTE folgt Friebe auf dem Fuße. Vor Wilhelm stehenbleibend, stößt sie mühsam hervor: Wer trägt nun die Schuld? wer? wer? Sie bricht am Tisch zusammen, ein dumpfes und hohles Stöhnen entringt sich ihrer Brust. Das laute Weinen der Frau Scholz ist noch immer hörbar.

WILHELM *will ausbrechen.* Auguste!

IDA, *an Wilhelms Brust, beschwichtigend, mit bebenden Lauten.* Wilhelm, ich glaube, dein Vater ist nicht mehr.

*Wilhelm will aufs neue ausbrechen, wird abermals durch Ida beschwichtigt, kämpft seinen Schmerz nieder, sucht und findet Idas Hand, die er krampfhaft in seiner drückt, und geht Hand in Hand mit dem Mädchen aufrecht und gefaßt auf das Nebengemach zu.*

# DER APOSTEL

Geschrieben im Frühjahr 1890 in Charlottenburg. Erstveröffentlichung in der Zeitschrift „Moderne Dichtung“ 1890.

Spät am Abend war er in Zürich angelangt. Eine Dachkammer in der „Taube“, ein wenig Brot und klares Wasser, bevor er sich niederlegte: das genügte ihm.

Er schlief unruhig wenige Stunden. Schon kurz nach vier Uhr erhob er sich. Der Kopf schmerzte ihn. Er schob es auf die lange Eisenbahnfahrt vom gestrigen Tage. Um so etwas auszuhalten, mußte man Nerven wie Seile haben. Er haßte diese Bahnen mit ihrem ewigen Gerüttel, Gestampf und Gepolter, mit ihren jagenden Bildern; — er haßte sie und mit ihnen die meisten anderen sogenannten Errungenschaften dieser sogenannten Kultur.

Durch den Gotthard allein... es war wirklich eine Tortur, durch den Gotthard zu fahren: dazusitzen, beim Scheine eines zuckenden Lämpchens, mit dem Bewußtsein, diese ungeheure Steinmasse über sich zu haben. Dazu dieses markdurchschütternde Konzert von Geräuschen im Ohr. Es war eine Tortur, es war zum Verrücktwerden! In einen Zustand war er hineingeraten, in eine Angst, kaum zu glauben. Wenn das nahe Rauschen so zurücksank und dann wieder daherkam, daherfuhr wie die ganze Hölle und so tosend wurde, daß es alles in einem förmlich zerschlug... Nie und nimmer würde er nochmals durch den Gotthard fahren!

Man hatte nur einen Kopf. Wenn der einmal aufgestört war — der Bienenschwarm dadrinne —, da mochte der Teufel wieder Ruhe schaffen: alles brach durch seine Grenzen, verlor die natürlichen Dimensionen, dehnte sich hoch auf und hatte einen eigenen Willen.

Die Nacht hatte es ihn noch geplagt, nun sollte es damit ein Ende haben. Der kalte, klare Morgen mußte das Seinige tun. Übrigens würde er von hier ab nach Deutschland hinein zu Fuß reisen.

Er wusch sich und zog die Kleider über. Als er die Sandalen unterband, tauchte ihm flüchtig auf, wie er zu dem Kostüm, das er trug und das ihn von allen übrigen

Menschen unterschied, gekommen war: die Gestalt Meister Dieffenbachs ging vorüber. — Dann war es ein Sprung in frühere Jahre: er sah sich selbst in der sogenannten Normaltracht zur Schule gehen — der Glatzkopf des Vaters blickte hinter dem Ladentische der Apotheke hervor, die Tracht des Sohnes milde bespöttelnd. Die Mutter hatte doch immer gesagt, er sei kein Hypochonder. Der Glatzkopf und das junge Frauengesicht schoben sich nebeneinander. Welch ein ungeheurer Unterschied! Daß er das früher nie bemerkt hatte.

Die Sandalen saßen fest. Er legte den Strick, der die weiße Frieskutte zusammenhielt, um die Hüften und eine Schnur rund um den Kopf.

Auf dem Hausflur der Herberge war ein alter Spiegel angebracht. Einen Augenblick im Vorübergehen hielt er inne, um sich zu mustern. Wirklich! — er sah aus wie ein Apostel. Das heilige Blond der langen Haare, der starke, rote, keilförmige Bart, das kühne, feste und doch so unendlich milde Gesicht, die weiße Mönchskutte, die seine schöne, straffe Gestalt, seinen elastischen, soldatisch geschulten Körper zu voller Geltung brachte.

Mit Wohlgefallen spiegelte er sich. Warum sollte er es auch nicht? Warum sollte er sich selbst nicht bewundern, da er doch nicht aufhörte, die Natur zu bestaunen in allem, was sie hervorbrachte? Er lief ja durch die Welt von Wunder zu Wunder, und Dinge, von anderen nicht beachtet, erzeugten in ihm religiöse Schauer. Übrigens nahm sie sich gut aus — die Neuerung dieses Morgens: man konnte ja denken, diese Schnur um den Kopf habe den Zweck, das Haar zusammenzuhalten. Daß sie einem Heiligenscheine ähnelte, hatte nichts auf sich. Heilige gab es nicht mehr, oder besser: der Heiligenschein kam jedem Naturerzeugnis, auch dem kleinsten Blümchen oder Käferchen, zu, und dessen Auge war ein profanes

Auge, der nicht über allem solche Heiligenscheine schweben sah.

Auf der Straße war noch niemand: einsamer Sonnenschein lag darauf; hie und da der lange, ein wenig schräge Schatten eines Hauses. Er bog in ein Seitengäßchen, das bergan stieg, und klomm bald zwischen Wiesen und Obstgärten hin aufwärts.

Bisweilen ein hochgiebliches, altväterisches Häuschen, ein enges, mit Blumen vollgepfropftes Hausgärtchen, dann wieder eine Wiese oder ein Weinberg. Der Ruch des weißen Jasmins, des blauen Flieders und des dunkelbrennenden Goldlacks erfüllte stellenweise die reine und starke Luft, daß er sie wohligh in sich sog wie einen gewürzten Wein.

Er fühlte sich freier nach jedem Schritt.

Wie wenn ein Dorn aus seinem Herzen sich löste, war ihm zu Sinn, als es ihm das Auge so still und unwiderstehlich nach außen zog. Das Dunkel in ihm ward aufgesogen von all dem Licht. Die Köpfchen des gelben Löwenzahns, gleich unzähligen kleinen Sonnen in das sprießende Grün des Wegrandes gelegt, blendeten ihn fast. Durch den schweren Blütenregen der Obstbäume schossen die Sonnenstrahlen schräg in den wiesigen Grund, ihn mit goldigen Tupfen überdeckend. So honigsüß dufteten die Birken. Und so viel Leben, Behaglichkeit und Fleiß sprach aus dem verlorenen Sumsen früher Bienen.

Sorgfältig vermied er im Aufsteigen, irgend etwas zu beschädigen oder gar zu vernichten, was Leben hatte. Das kleinste Käferchen wurde umgangen, die zudringliche Wespe vorsichtig verscheucht. Er liebte die Mücken und Fliegen brüderlich, und zu töten — auch nur den allergewöhnlichsten Kohlweißling — schien ihm das schwerste aller Verbrechen.

Blumen, halbwelk, von Kinderhänden ausgerauft, hob er vom Wege auf, um sie irgendwo ins Wasser zu



werfen. Er selbst pflückte niemals Veilchen oder Rosen, um sich damit zu schmücken. Er verabscheute Sträuße und Kränze; er wollte alles an seinem Ort.

Ihm war wohl und zufrieden. Nur daß er sich selbst nicht sehen konnte, bedauerte er. Er selbst mit seinem edlen Gange, einsam in der Frühe auf die Berge steigend: das hätte ein Motiv abgegeben für einen großen Maler —; und das Bild stand vor seiner Phantasie.

Dann sah er sich um, ob nicht vielleicht irgendeine menschliche Seele bereits wach sei und ihn sehen könne. Niemand war zu erblicken.

Übrigens fing das merkwürdige Schwatzen — im Ohr oder gar im Kopf drinnen, er wußte nicht, wo — wieder an. Seit einigen Wochen plagte es ihn. Sicherlich waren es Blutstockungen. Man mußte laufen, sich anstrengen, das Blut in schnelleren Umlauf versetzen.

Und er beschleunigte seine Schritte.

Allmählich war er so über die Dächer der Häuser hinausgekommen. Er stand ruhend still und hatte alle Pracht unter sich. Eine Erschütterung überkam ihn. Ein Gefühl tiefer Zerknirschung brannte in ihm angesichts dieser wundervollen Tiefe. — Lange ließ er das verzückte Auge umherschwelgen — über alles hin: zu der Spitze des jenseitigen Berges, dessen schründige Hänge zartes, wolliges Grün umzog; hinunter, wo die veilchenfarbne Fläche des Sees den Talgrund ausfüllte, wo die weichen, grasigen Uferhügel daraus hervorstiegen, grüne Polster, überschüttet, soweit die Sehkraft reichte, mit Blüten und wieder Blüten. Dazwischen Häuschen, Villen und Dörfer, deren Fenster elektrisch aufblitzten, deren rote Dächer und Türme leuchteten.

Nur im Süden, fern, verband ein grauer, silberiger Duft See und Himmel und verdeckte die Landschaft; aber über ihm, fein und weiß leuchtend, auf das blasse Blau der Luft gelegt, schemenhaft tauchten sie auf —

einem ungeheuren Silberschatz vergleichbar — in langer sich verlierender Reihe: die Spitzen der Schneeberge.

Dort haftete sein Blick — starr — lange. Als es ihn losließ, blieb nichts Festes mehr in ihm. Alles weich, aufgelöst. Tränen und Schluchzen.

Er ging weiter.

Von oben her, wo die Buchen anfangen, traf das Geschrei des Kuckucks sein Ohr: jene zwei Noten, die sich wiederholen, aussetzen, um dann wieder und wieder zu beginnen. Er ging weiter, nunmehr für sich und grüblerisch.

Mysteriöse Rührungen waren ihm angesichts der Natur nichts Ungewöhnliches; so stark und jäh wie diesmal indes hatten sie ihn noch niemals befallen. — Es war eben sein Naturgefühl, das stärker und tiefer wurde. Nichts war begreiflicher, und es tat nicht not, sich darüber hypochondrische Gedanken zu machen. Übrigens fing es an, sich in ihm zu verdichten, zu gestalten, zu erbauen. Kaum daß Minuten vergingen, und alles in ihm war gebunden und fest.

Er stand still, wieder schauend. Nun war es die Stadt unten, die ihn anzog und abstieß. Wie ein grauer, widerlicher Schorf erschien sie ihm, wie ein Grind, der weiter fressen würde, in dies Paradies hineingeimpft: Steinhaufen an Steinhaufen, spärliches Grün dazwischen. Er begriff, daß der Mensch das allergefährlichste Ungeziefer sei. Jawohl, das stand außer Zweifel: Städte waren nicht besser als Beulen, Auswüchse der Kultur. Ihr Anblick verursachte ihm Ekel und Weh.

Zwischen den Buchen angelangt, ließ er sich nieder. Lang ausgestreckt, den Kopf dicht an der Erde, Humus- und Grasgeruch einziehend, die transparenten, grünen Halme dicht vor den Augen, lag er da. Ein Behagen erfüllte ihn so, eine schwellende Liebe, eine taumelnde Glückseligkeit. Wie Silbersäulen die Buchenstämme. Der wogende und rauschende, sonnengolddurchschlagene,

grüne Baldachin darüber, der Gesang, die Freude, der eifrige und lachende Jubel der Vögel. Er schloß die Augen, er gab sich ganz hin.

Dabei stieg ihm der Traum der Nacht auf: eine fremde Stimmung zuerst, ein Herzklopfen, eine Gehobenheit, die eine Vorstellung mitbrachte, über deren Ursprung er grübeln mußte. Endlich kam die Erinnerung —: Zwischen Tag und Abend. Eine endlose, staubige italienische Landstraße, noch erhitzt, flimmernde Wärme ausströmend. Landleute kommen vom Felde, braun, bunt, zerlumpt. Männer, Weiber und Kinder, mit schwarzen, stechenden und glaubenskranken Augen. Ärmliche Hütten schräg drüben. Über sie her einfältiges, katholisches Aveglocken-Gebimmel. Er selbst bestaubt, müde, hungernd, dürstend. Er schreitet langsam, die Leute knieen am Wegrand, sie falten die Hände, sie beten ihn an. Ihm ist weich, ihm ist groß.

Er lag und hing an dem Bilde. Fieber, Wollust, göttliche Hoheitsschauer wühlten in ihm. Er erhob sich Gott gleich.

Nun war er bestürzt, als er die Augen auftat. Wie eine Säule aus Wasser brach es zusammen und verrann.

Sich selbst fragend und zur Rede stellend, drang er ins Waldinnere. Er machte sich Vorwürfe über sein verzücktes Träumen; es kam wider seinen Willen und Entschluß. Die Wucht seiner Gefühle machte ihn bange, dennoch aber: es konnte sein, daß seine nagende Angst ohne Grund war.

Übrigens wuchs die Angst, obgleich es ihm jetzt gerade ganz klar wurde, daß sie grundlos war.

Sie hatten ihn wirklich verehrt, die Italiener, deren Dörfer er zu Fuß durchzogen hatte. Sie waren gekommen, um ihre Kinder von ihm segnen zu lassen. Warum sollte er nicht segnen, wenn andere Priester segnen durften? Er hatte etwas — er hatte mehr mitzuteilen als sie. Es gab ein Wort, ein einziges, wundervolles

Wortjuwel: Friede! Darin lag es, was er brachte, darin lag alles verschlossen — alles — alles.

Blutgeruch lag über der Welt. Das fließende Blut war das Zeichen des Kampfes. Diesen Kampf hörte er toben, unaufhörlich, im Wachen und Schlafen. Es waren Brüder und Brüder, Schwestern und Schwestern, die sich erschlugen. Er liebte sie alle, er sah ihr Wüten und rang die Hände in Schmerz und Verzweiflung.

Mit der Stimme des Donners reden zu können, wünschte er glühend. Angesichts der tosenden Schlacht, auf einem Felsblock, allen sichtbar, stehend, mußte man rufen und winken. Zu warnen vor dem Bruder- und Schwestermord, hinzuweisen auf den Weg zum Frieden war eine Forderung des Gewissens.

Er kannte diesen Weg. Man betrat ihn durch ein Tor mit der Aufschrift: Natur.

Mut und Eifer hatten die Angst seiner Seele allmählich wieder verdrängt. Er ging, nicht wissend wohin, predigend im Geiste und bei sich selbst zu allem Volke redend: Ihr seid Fresser und Weinsäufer. Auf euren Tafeln prangen kannibalisch Tierkadaver. Laßt ab vom Schlemmen! Laßt ab vom ruchlosen Morde der Kreaturen! Früchte des Feldes seien eure Nahrung! Eure seidenen Betten, eure Polster, eure kostbaren Möbel und Kleider, tragt alles zusammen, werft die Fackeln hinein, daß die Flamme himmelan schlage und es verzehre! Habt ihr das getan, dann kommt — kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid, und folgt mir nach! In ein Land will ich euch führen, wo Tiger und Büffel nebeneinander weiden, wo die Schlangen ohne Gift und die Bienen ohne Stachel sind. Dort wird der Haß in euch sterben und die ewige Liebe lebendig werden.

Ihm schwoll das Herz. Wie ein reißender Strom stürzte der Schwall strafender, tröstender und ermahnender Worte. Sein ganzer Körper bebte in Leidenschaft. Mit hinreißender Stärke überkam ihn der Drang, seine

ganze Liebe und Sehnsucht auszuströmen. Als müsse er den Bäumen und Vögeln predigen, war ihm zumut. Die Kraft seiner Rede mußte unwiderstehlich sein. Er hätte das Eichhorn, welches in Bogensprüngen zwischen den Stämmen hinuschte, mit einem einzigen Worte bannen und zu sich rufen können. Er wußte es, wußte es sicher, wie man weiß, daß der Stein fällt. Eine Allmacht war in ihm: die Allmacht der Wahrheit.

Plötzlich hörte der Wald auf. Fast erschreckt, geblendet, wie jemand, der aus einem tiefen Schacht aufsteigt, sah er die Welt. Aber es hörte nicht auf in ihm zu wirken. Mit eins kam Richtung in seine Schritte. Er stieg niederwärts, den abschüssigen Weg laufend und springend.

Wie ein Soldat, der stürmt, das Ziel im Auge, kam er sich nun vor. Einmal im Laufen, war es schwer, sich aufzuhalten. Die schnelle, heftige Bewegung aber weckte etwas: eine Lust, eine Art Begeisterung, eine Tollheit.

Das Bewußtsein kam, und mit Grausen sah er sich selbst in großen Sätzen bergab eilen. Etwas in ihm wollte hastig hemmen, Einhalt tun, aber schon war es ein Meer, das die Dämme durchbrochen hatte. Ein lähmender Schreck blieb geduckt im Grunde seiner Seele und ein entsetztes, namenloses Staunen dazu.

Sein Körper indes, wie etwas Fremdes, tobte entfesselt. Er schlug mit den Händen, knirschte mit den Zähnen und stampfte den Boden. Er lachte — lachte lauter und lauter, ohne daß es abriß.

Als er zu sich kam, zitterte er. Fast gelähmt vor Entsetzen, hielt er den Stamm einer jungen Linde umklammert. Nur mit Vorsicht und stets in Angst vor der Wiederkehr des Unbekannten, Fürchterlichen ging er dann weiter. Aber er wurde doch wieder frei und sicher, so daß er am Ende über seine Angst lächeln konnte.

Nun, unter dem festen Gleichmaß seiner Schritte, angesichts der ersten Häuser, kam die Erinnerung seiner

Soldatenzeit. Wie oft, das Herz mit dem tauben Hochgefühl befriedigter Eitelkeit zum Bersten gefüllt, hatte er als Leutnant, an der Seite der Truppe, unter klingendem Spiele Einzug gehalten. Er dachte es kaum, und schon hatte in seinem Kopfe die markige, feurige Marschmusik eingesetzt, durch die er so oft fanatisiert worden war. Sie klang in seinem Ohr und bewirkte, daß er die Füße in Takt setzte und Kopf und Brust ungewöhnlich stolz trug. Sie legte das sieghafte Lächeln um seine Lippen und den lebendigen Glanz in seine Augen. So marschierend, lauschte er zugleich in sich hinein, verwundert, daß er so jeden Ton, jeden Akkord, jedes Instrument scharf unterschied, bis auf das Nachschüttern des Zusammenschlags von Pauke und Becken. Er wußte nicht, sollte ihn die Stärke seiner Vorstellungskraft beunruhigen oder erfreuen. Ohne Zweifel war es eine Fähigkeit. Er hatte die Fähigkeit zur Musik. Er würde sicher große Kompositionen geschaffen haben. Wie viele Fähigkeiten mochten überhaupt in ihm erstickt worden sein! Übrigens war das gleichgültig. Alle Kunst war Unsinn, Gift. Es gab andere, wichtigere Dinge für ihn zu tun.

Ein Mädchen in blauem Kattun, mit einem rosa Brusttuch, eine Kanne aus Blech in der Hand, welches augenscheinlich Milch austrug, kam ihm entgegen. Er hatte sie mit dem Blick gestreift und bemerkt, wie sie erstaunt über seinen Anblick still stand und groß auf ihn blickte. Sie grüßte dann kleinlaut mit ehrfürchtiger Betonung, und er ging gemessen und ernst dankend an ihr vorüber.

Sofort war alles in ihm verstummt. Weit hinaus wuchs er im Augenblick über seine bisherigen kleinen Vorstellungen. Wenn er noch etwas wie Musik in seinem Ohre trug, so war es jedenfalls keine irdische Melodie. Mit einer Empfindung schritt er, wie wenn er trockenen Fußes über Wasser ginge. So hehr und groß kam er

sich vor, daß er sich selbst zur Demut ermahnte. Und wie er das tat, mußte er sich an Christi Einzug in Jerusalem erinnern und schließlich der Worte: Siehe, dein König kommt zu dir, sanftmütig.

Noch eine Zeitlang fühlte er den Blick des Mädchens sich nachfolgen. Aus irgendwelchem Grunde hielt er im Gehen möglichst genau die Mitte des Fahrdamms inne, auch als er eine Biegung machte in eine breite, weiße, sich abwärtssenkende Straße hinein. Dabei, wie unter einem Zwange stehend, mußte er immer und immer wiederholen: Dein König kommt zu dir.

Kinderstimmen sangen diese Worte. Sie lagen ihm noch ungeformt zwischen Gaumen und Zunge. Aus dem unartikulierten Geräusch seines Atems konnte er sie heraushören. Dazwischen Hosianna, rauschende Palmenwedel, Jauchzen, bleiche, verzückte Gesichter. Dann wieder jähe Stille — Einsamkeit.

Er sah auf, voll Verwunderung. Wie leere Kulissen alles. Häuser aus Stein rechts und links, stumm, nüchtern, schläfrig. Nachdenklich prüfte er. Allmählich, da es feststand, begann sein Inneres sich daran zu ordnen. So wurde er klein, einfach und fing an nüchtern zu schauen.

Hier und da war ein Fenster geöffnet. Der Kopf eines Hausmädchens wurde sichtbar, man klopfte einen Betteppich aus. Ein Student, schwarzhaarig mit wulstigen Lippen, augenscheinlich ein Russe, drehte auf dem Fensterbrett seine Frühstückszigarette. Und schon wurde es lebendiger auf der Straße. Die Augen auf den Boden geheftet, unterließ er es doch nicht, verstohlen zu beobachten. Oft sah er mitten hinein in ein breites, freches Lachen. Oft bemerkte er, wie Staunen den Spott bannte. Aber hinter seinem Rücken befreite sich dann der Spott, und dreiste Reden, spitz und beißend, flogen ihm nach.

Mit jedem Schritt unter so viel Stichen und Schlägen

wurde ihm alltäglicher zu Sinn. Ein Krampf saß ihm in der Kehle. Der alte bittere, hoffnungslose Gram trat hervor. Wie eine Mauer, dick, unübersteiglich, richtete sie sich auf vor ihm, die grausame Blindheit der Menschen.

Nun schien es ihm auf einmal, als ob alles Leugnen unnütz sei. Er war doch wohl nur eine eitle, kleine, flache Natur. Ihm geschah doch wohl nur recht, wenn man ihn verhöhnte und verspottete. So empfand er minutenlang die Pein und Scham eines entlarvten Hochstaplers und den Wunsch, von aller Welt fortzulaufen, sich zu verkriechen, zu verstecken oder auf irgendeine Weise seinem Leben überhaupt ein Ende zu machen.

Wäre er jetzt allein gewesen, würde er den Strick um seinen Kopf, der wie ein Heiligenschein aussah, heruntergerissen und verbrannt haben. Wie unter einer Narrenkrone aus Papier, halb vernichtet vor Scham, ging er darunter.

In enge, labyrinthische Gäßchen ohne Sonne hatte er eingelenkt. Ein kleines Fensterchen voller Backware zog ihn an. Er öffnete die Glastür und trat in den Laden. Der Bäcker sah ihn an, die Bäckersfrau — er wählte ein kleines Brot, sagte nichts und ging.

Vor der Tür hatte sich eine Schar Neugieriger angesammelt: eine alte Frau, Kinder, ein Schlächtergeselle, die Mulde mit roten Fleischstücken auf der Schulter. Er überflog ihre Gesichter, es war nichts Freches darin, und ging mitten durch sie hin seines Weges.

Mit welchem Ausdruck sie ihn alle angeblickt hatten! Erst die Bäckersleute. Als ob er des kleinen Brotes nicht zum Essen bedürfe, sondern vielmehr, um damit ein Wunder zu tun. Und weshalb warteten die Leute auf ihn vor den Türen? Es mußte doch einen Grund haben. Und nun gar das Getrappel und Geflüster hinter ihm drein. Weshalb lief man ihm nach? Weshalb verfolgte man ihn?

Er horchte gespannt und wurde bald inne, daß er ein Gefolge von Kindern hinter sich hatte. Durch Kreuz- und Quergehen über kleine Plätze mit alten Brunnen darauf, absichtlich umkehrend und die Richtung wechselnd, vergewisserte er sich, daß der kleine Trupp nicht von ihm abließ.

Warum verfolgten sie ihn und ließen sich nicht genügen an seinem Anblick? Erwarteten sie mehr von ihm? Hofften sie in der Tat, von ihm etwas Neues, Außergewöhnliches, Wundervolles zu sehen? Es kam ihm vor, als spräche aus der eintönigen Hast der Geräusche ihrer Füße ein starker Glaube, ja mehr als dies: eine Gewißheit. Und plötzlich ging es ihm hell auf, weshalb Propheten, wahrhaftige Menschen voll Größe und Reinheit, so oft am Schluß zu gemeinen Betrügern werden. Er empfand auf einmal eine brennende Sucht, einen unwiderstehlichen Trieb, etwas Wundervolles zu verrichten, und die größte Schmach würde ihm klein erscheinen sein im Vergleiche zu dem Eingeständnis seiner Unkraft.

Bis an den Limmatquai war er inzwischen gelangt, und noch immer folgten ihm die Kleinen. Einige trabten, die größeren machten unmäßig lange Schritte, um ihm nachzukommen. In abgebrochenen Worten, mit dem feierlichen Flüsterton der Kirche vorgebracht, bestand ihre Unterhaltung. Es war ihm bisher nicht gelungen, etwas von dem, was sie sprachen, zu verstehen. Plötzlich aber — er hatte es ganz deutlich gehört — wurden die Worte „Herr Jesus“ ausgesprochen.

Die Wirkung eines Zaubers lag in diesen Worten. Er fühlte sich aufgehoben durch sie, gestärkt, wieder hergestellt.

Jesus war verhöhnt worden: man hatte ihn geschlagen, angespien und ans Kreuz genagelt. In Verachtung und Spott bestand der Lohn aller Propheten. Sein eigenes bißchen Leiden kam nicht in Betracht. Kleine, feige

Nadelstiche hatte man ihm versetzt. Ein Zärtling, der daran zugrunde ging!

Zum Kampf war man da. Wunden bewiesen den Krieger. Spott und Hohn der Menge. . . wo gab es höhere Ehrenzeichen?! Die Brust damit geschmückt, durfte man stolz und frei blicken. Und überdies: aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob zugerichtet.

Vor einer Frau, die Orangen feilbot, blieb er stehen. Sogleich hielten auch die Kleinen im Laufen inne, und ein Haufe Neugieriger staute sich auf dem Bürgersteig. Er hätte seine Früchte gern ohne alles Reden gekauft. Mit einer Spannung warteten die Leute auf sein erstes Wort, die ihn befangen und scheu machte. Ein sicheres Gefühl sagte ihm, daß er eine Illusion zu schonen hatte, daß es von der Art, wie er sprach, abhing, ob seine Hörer ihm weiter folgten oder enttäuscht davonschlichen. Aber es war nicht zu vermeiden, die Höckerfrau fragte und schwatzte zu viel, und so mußte er endlich reden.

Er war beruhigt und zufrieden, sobald er seine eigene Stimme vernahm; etwas Singendes und Getragenes lag darin, eine feierliche und gleichsam melancholische Würde, die, wie er überzeugt war, Eindruck machen mußte. Er hatte sich kaum je so reden hören, und indem er sprach, wurde ihm das Reden selbst zum Genuß, wie dem Sänger der Gesang. Auf der Brücke, unter die hinein der blaugrüne See seine Wellen schlug, hielt er abermals an. Über das Geländer gebeugt, nahm er aufs neue Licht, Farbe und Frische des Morgens in sich auf. Der ungestüme, stärkende Wind, der den See herauf fuhr, wehte ihm den Bart über die Schulter und umspülte ihm Stirn und Brust wie ein kaltes Bad.

Und nun, aus der mutigen Aufwallung seines Innern, stieg es auf als ein fester Entschluß. Die Zeit war gekommen. Etwas mußte geschehen. In ihm war eine Kraft, die Menschheit aufzurütteln. Jawohl! und sie

mochten lachen, spotten und ihn verhöhnen, er würde sie dennoch erlösen, alle, alle!

Nun fing er an, tief und verschlossen zu grübeln. Daß es geschehen würde, stand nun fest; wie es geschehen würde, mußte erwogen werden. Man feierte heute Pfingsten, und das war gut. Um Pfingsten hatten die Jünger Jesu mit feurigen Zungen geredet. Die Feierstimmung bedeutete Empfänglichkeit. Einem erschlossenen Acker gleichen die Seelen der Menschen an Feiertagen.

Tiefer und tiefer ging er in sich hinein, bis er in Räume eindrang, weit, hoch, unendlich. Und so ganz versunken war er mit allen Sinnen in diese zweite Welt, daß er wie ein Schlafender nur willenlos sich fortbewegte. Von allem, was ihn umgab, drang nichts mehr in sein Bewußtsein außer dem Getrappel der Kinderfüßchen hinter ihm.

Gleichmäßig eine Zeitlang, schwoll es allmählich an, wie wenn den wenigen, die ihm folgten, andere sich angeschlossen hätten. Und stärker und stärker immer, als ob aus einzelnen hunderte, aus hunderten tausende geworden wären.

Ganz plötzlich wurde er aufmerksam, und nun war es, als ob hinter ihm drein Heeresmassen sich wälzten.

In seinen Füßen bis in die Knöchel hinauf spürte er ein Erzittern des Erdreiches. Er vernahm hinter sich starkes Atmen, heißes, hastiges Geflüster. Er vernahm Frohlocken, kurz abgerissen, halb unterdrückt, das sich weit zurück fortpflanzte und erst in tiefen Fernen echohaft erstarb.

Was das bedeutete, wußte er wohl. Daß es so überraschend schnell kam, hatte er nicht erwartet. Durch seine Glieder brannte der Stolz eines Feldherrn, und das Bewußtsein einer unerhörten Verantwortung lastete nicht schwerer auf ihm als der Strick auf seinem Kopfe. Er war ja der, der er war. Er wußte ja den Weg, den

er sie führen mußte. Er spürte ja aus dem Lachen und Drängen seiner Seele, daß es ihm nahe war, jenes Endglück der Welt, wonach die blinden Menschen mit blutenden Augen und Händen so viele Jahrtausende vergebens gesucht hatten.

So schritt er voran — er — er — also doch er! und in die Stapfen seiner Füße stürzten die Völker wie Meereswogen. Zu ihm blickten sie auf, die Milliarden. Der letzte Spötter war längst verstummt. Der letzte Verächter war eine Mythe geworden.

So schritt er voran, dem Gebirge entgegen. Dort oben war die Grenze, dahinter lag das Land, wo das Glück im Arme des Friedens ewig ruhte. Und schon jetzt durchdrang ihn das Glück mit einer Wucht und Gewalt, die ihm bewies, daß man athletische Muskeln nötig hatte, um es zu ertragen.

Er hatte sie, er hatte athletische Muskeln. Sein Leben, sein Dasein war jetzt nur ein wollüstiges, spielendes Kraftentfalten.

Eine Lust kam ihn an, mit Felsen und Bäumen Fangball zu spielen. Aber hinter ihm rauschten die seidenen Banner, drängte und dröhnte unaufhaltsam die ungeheure Wallfahrt der Menschen.

Man rief, man lockte, man winkte; schwarze, blaue, rote Schleier flatterten; blonde offene Frauenhaare; graue und weiße Köpfe nickten; Fleisch bloßer, nerviger Arme leuchtete auf; begeisterte Augen, zum Himmel blickend oder flammend auf ihn gerichtet, voll reinen Glaubens: auf ihn, der voranschritt.

Und nun sprach er es aus, ganz leise, kaum hörbar, das heilige Kleinodwort: — Weltfriede! Aber es lebte und flog zurück von einem zum andern. Es war ein Gemurmel der Ergriffenheit und Feierlichkeit. Von ferne her kam der Wind und brachte weiche Akkorde beginnender Choräle. Gedämpfte Posaunenklänge, Menschenstimmen, welche zaghaft und rein sangen; bis etwas

brach, wie das Eis eines Stromes, und ein Gesang empor-  
schwoll wie von tausend brausenden Orgeln. Ein Gesang,  
der ganz Seele und Sturm war und eine alte Melodie  
hatte, die er kannte: Nun danket alle Gott.

Er kam zu sich. Sein Herz hämmerte. Er war nahe  
am Weinen. Vor seinen Augen schwammen weiße  
Punkte durcheinander. Seine Glieder waren wie zer-  
schlagen.

Er setzte sich auf eine Bank nieder, die am See stand,  
und fing an das Brot zu essen, das er sich gekauft hatte.  
Dann schälte er die Orange und drückte die kalte Schale  
an seine Stirn. Mit Andacht, wie der Christ die Hostie,  
genoß er die Frucht. Noch war er damit nicht zu Ende,  
als er müde zurücksank. Ein wenig Schlaf würde ihm  
willkommen gewesen sein. Ja, wenn das so leicht wäre:  
ausruhen. Wie soll man ruhen, wenn es im Kopfe drinnen  
endlos wühlt und gärt? Wenn das Herz herauswill,  
wenn es einen zieht ins Unbestimmte — wenn man eine  
Mission hat, die verlangt, daß man sich ihr unterziehe —  
wenn die Menschen draußen warten und sich die Köpfe  
zerbrechen? Wie soll man ruhen und schlafen, wo es not  
tut zu handeln?

Es war ein peiniger Zustand, wie er so dalag.  
Fragen und Fragen und nie eine Antwort. Graue,  
quälende Leere, mitunter schmerzende Stockungen. An  
einen Ziehbrunnen mußte er denken. Man steht, zieht  
mit aller Kraft am Seil, aber das Rad, worüber es geht,  
dreht sich nicht mehr. Man läßt nicht nach mit Zerren  
und Stemmen. Der Eimer soll herauf. Man dürstet zum  
Verschmachten. Das Rad gibt nicht nach. Weder vor-  
noch rückwärts schiebt sich das Seil. — Eine Plage war  
das, eine Qual — beinahe ein physisches Leiden. Als  
er Schritte vernahm, freute er sich der Ablenkung. Ja,  
du lieber Gott! Was war das überhaupt für ein Gedanke  
gewesen, jetzt schlafen zu wollen! Er stand auf, ver-  
wundert, daß er sich in seiner Kammer befand, und

öffnete die Tür nach dem Flur. Seine Mutter, wie er wußte, stand auf dem Gange, und er mußte sie hereinlassen. Sie kam, sah ihn an mit strahlender Bewunderung, ihre Lippen zitterten, und sie faltete in Ehrfurcht ihre Hände. Er legte ihr die Hände aufs Haupt und sprach: Stehe auf! — und — die Kranke erhob sich und konnte gehen. Und wie sie sich aufrichtete, erkannte er, daß es nicht seine Mutter war, sondern er, der Dulder von Nazareth. Nicht nur geheilt hatte er ihn; er hatte ihn lebendig gemacht. Noch wehten die Grabtücher um Jesu Leib. Er kam auf ihn zu und schritt in ihn hinein. Und eine unbeschreibliche Musik tönte, als er so in ihn hineinging. Den ganzen geheimnisvollen Vorgang, als die Gestalt Jesu in der seinigen sich auflöste, empfand er genau. Er sah nun die Jünger, die den Meister suchten. Aus ihnen trat Petrus auf ihn zu und sagte: „Rabbi!“ — „Ich bin es“, gab er zur Antwort. Und Petrus kam näher, ganz nahe, berührte seinen Augapfel und begann ihn zu drehen: der Jünger drehte den Erdball. Die Stunde war da, sich dem Volke zu zeigen. Auf den Balkon des Saales, den er bewohnte, trat er hinaus. Unten wogte die Menge, und in das Brausen und Wogen sang eine einzige dünne Kinderstimme: „Christ ist erstanden.“

Sie hatte kaum begonnen, als das Eisen des Balkons nachgab. Er erschrak heftig, wachte auf, rieb sich die Augen und wurde inne, daß er auf der Bank eingeschlafen war. —

Gegen Mittag mochte es sein. Er wollte wieder hinauf in den Buchenwald, um seine Zeit abzuwarten. Die Sonne sollte ihn weihen dort oben.

Noch immer kühle und reine Luft, wie er den Berg hinanstieg. Hymnen der Vögel. Der Himmel wie eine blaßblaue, leere Kristallschale. Alles so makellos. Alles so neu.

Auch er selbst war neu. Er betrachtete seine Hand, es war die Hand eines Gottes; und wie frei und rein war

sein Geist! Und diese Ungebundenheit der Glieder, diese völlige innere Sicherheit und Skrupellosigkeit. Grübeln und Denken lag ihm nun weltfern. Er lächelte voll Mitleid, wenn er an die armen Philosophen dieser Welt zurückdachte. Daß sie mit ihrem Grübeln etwas ergründen wollten, war so rührend, wie wenn etwa ein Kind sich abmüht, mit seinen zwei bloßen Ärmchen in die Luft zu fliegen.

Nein, nein — dazu gehören Flügel, breite Riesenschwingen eines Adlers — Kraft eines Gottes!

Er trug etwas wie einen ungeheuren Diamanten in seinem Kopfe, dessen Licht alle schwarzen Tiefen und Abgründe hell machte: da war kein Dunkel mehr in seinem Bereich. . . . Das große Wissen war angebrochen.—

Die Glocken der Kirchen begannen zu läuten. Ein Gewühl und Gebrause von Tönen erfüllte das Tal. Mit einer erznen Zunge schien die Luft zu sprechen.

Er beugte sich vor und lauschte, als es zu ihm heraufkam. Er senkte das Haupt nicht, er kniete nicht nieder. Er horchte lächelnd wie auf eines alten Freundes Stimme, und doch war es Gottvater, der mit seinem Sohne redete.

# EINSAME MENSCHEN

DRAMA

Begonnen am 17. August 1890 in Flinsberg. Beendet am 23.  
November 1890 in Charlottenburg. Erstveröffentlichung in  
der Zeitschrift „Freie Bühne für modernes Leben“ 1891.  
Copyright 1925 by S. Fischer Verlag A.G. in Berlin.

## DRAMATIS PERSONAE

VOCKERAT  
FRAU VOCKERAT  
JOHANNES VOCKERAT  
KÄTHE VOCKERAT  
BRAUN  
ANNA MAHR  
PASTOR KOLLIN  
FRAU LEHMANN  
AMME  
HAUSMÄDCHEN  
HÖKERFRAU  
WAGENSCHIEBER VON DER BAHN

*Die Vorgänge dieser Dichtung geschehen in einem Landhause zu Friedrichshagen bei Berlin, dessen Garten an den Müggelsee stößt. In allen fünf Akten bleibt der Schauplatz derselbe: ein saalartiges Zimmer — Wohn- und Speiseraum —, gut bürgerlich eingerichtet. Ein Pianino ist da, ein Bücherschrank; um ihn gruppiert Bildnisse — Photographie und Holzschnitt — moderner Gelehrter (auch Theologen), unter ihnen Darwin und Haeckel. Über dem Pianino Ölbild: ein Pastor im Ornat. Sonst an der Wand mehrere biblische Bilder nach Schnorr von Carolsfeld. Links eine, rechts zwei Türen. Die Tür links führt ins Studierzimmer Johannes Vockerats. Die Türen rechts ins Schlafzimmer und auf den Flur. Der Raum hat eine mäßige Tiefe. Zwei Bogenfenster und eine Glastür der Hinterwand gestatten den Blick auf eine Veranda und einen Ausblick über den Garten, auf den See und die Müggelberge jenseits.*

*Zeit: Gegenwart.*

## ERSTER AKT

*Das Zimmer ist leer. Durch die nur angelegte Tür des Studierzimmers vernimmt man eine predigende Pastorenstimme, und als diese nach wenigen Sekunden verstummt, die Töne eines auf einem Harmonium gespielten Chorals. Während der ersten Takte wird die Tür vollends geöffnet, und es erscheinen: Frau Vockerat, Frau Käthe Vockerat und die Amme mit einem Kinde im Stekkissen, alle festlich geschmückt.*

FRAU VOCKERAT; *sie ist eine Matrone in den fünfziger Jahren. Schwarzes Seidenkleid. Wellenscheitel. — Nimmt und tätschelt Käthes Hand. Er hat doch sehr schön gesprochen! Nicht, Käthchen? Frau Käthe, zweiundzwanzig Jahre alt. Mittelgroß, zart gebaut, bleich, brünett, sanft. Späteres Rekonvaleszentenstadium. — Sie lächelt gezwungen, nickt mechanisch und wendet sich dem Kinde zu.*

DIE AMME. *Der kleene, liebe Kerl! Hä-hä! Sie wiegt ihn im Arm. Nun is er aber an't Einschlafen — ksss, ksss, ksss! Nu will er nich mehr von wissen sie beseitigt ein dem Kinde unbequemes Schleifenband so, so! — hm, hm, hm! Schlaf, du mein Putteken, schlaf. Sie singt mit geschlossenen Lippen die Melodie von „Schlaf, Kindchen, schlaf.“ Aber den Pastor hat er anjetrotzt: so! Sie ahmt es nach. Hä-hä! bis det Wasser kam, hä-hä! det war'n aber doch zu bunt. Sie dudelt: Vaterken mit's Röhreken, hau mir nich zu sehreken! — hä-hä! denn schrie er aber los, au weh! su, su, su! Schlaf, Kindchen, schlaf... Sie tritt mit dem Fuße den Takt.*

FRAU KÄTHE. *Herzliches, aber nervöses Lachen.*

FRAU VOCKERAT. *Ach, sieh bloß, Käthchen! wie niedlich! Was nur der Junge für lange Wimpern hat!*

DIE AMME. *Hä-Hä! det sin Maman ihre. Schlaf, Kindchen... Reene Troddeln sin det.*

FRAU VOCKERAT. *Nein wirklich, Käthchen: die ganze*

Mutter! *Frau Käthe schüttelt energisch abwehrend den Kopf.* Wirklich.

FRAU KÄTHE, *mit Zwang redend.* Ach, Mamachen, das wünsche ich mir gar nicht. Mir soll er gar nicht ähnlich werden. Mir — *Sie kommt nicht weiter.*

FRAU VOCKERAT *sucht abzuleiten.* Ein kräftiges Kind.

DIE AMME. 'n Staatskerl.

FRAU VOCKERAT. Sieh nur, Käthe, diese Fäuste.

DIE AMME. Fäuste hat der wie 'n Goliath. *Frau Käthe küßt das Kind.*

FRAU VOCKERAT. Gelt? ein solides Brustkästchen?

DIE AMME. Det könn Se jlooben, Frau Oberamtman, wie so 'n General. Ksss, ksss! Der nimmt et mal mit fünfen uff.

FRAU VOCKERAT. Na wissen Sie.. *Sie und Frau Käthe lachen.*

DIE AMME. Der hat jesundes Blut, ksss, ksss! Die Kinder leben ja vom Blute, ksss, kssss! *Halb singend:* So, so, so! Nu komm, nu komm! nu woll'n wir in die Nauni gehn, in die Nauni. Ja, ja! wir gehn jetzt in die Nauni, ksss, ksss, ksss! Schlaf, Kindchen... *Ab ins Schlafzimmer.*

FRAU VOCKERAT *hat die Tür hinter der Amme geschlossen, wendet sich, belustigt den Kopf schüttelnd.* Z, z! diese Person! aber recht tüchtig ist sie doch deshalb. Ich freu' mich, Käthchen, daß du's so gut getroffen hast.

FRAU KÄTHE. General — liebes Gottchen! *Sie lacht. Ihr Lachen wird krampfhaft, schießlich mehr Weinen als Lachen.*

FRAU VOCKERAT, *erschrocken.* Du! Du!!

FRAU KÄTHE *bezwingt sich.*

FRAU VOCKERAT *hält Käthe umarmt.* Kathinkerle!

FRAU KÄTHE. Mir ist ja wirklich nichts.

FRAU VOCKERAT. Jawohl ist dir was. 's ja weiter kein Wunder, du bist eben noch angegriffen, komm, leg dich 'n paar Minuten.

FRAU KÄTHE. 's ja schon wieder gut, Mama.

FRAU VOCKERAT. Aber so streck dich doch nur 'n Augenblickchen.

FRAU KÄTHE. Ach, bitte nein, bitte nein! Es muß ja auch gleich gegessen werden.

FRAU VOCKERAT, *am Tisch, wo Wein und Kuchen steht, ein Glas mit Wein füllend.* Da nimm wenigstens 'n Schluck. Koste mal! Es schmeckt süß. *Frau Käthe trinkt.* Das stärkt. Nicht?! — Liebes, gutes Kindchen, was machst de mir denn für Geschichten? Na, na! Du mußt dich eben noch schonen, weiter is nichts nötig. Und laß gut sein! Mach dir weiter keine unnötigen Sorgen! 's wird alles werden. Jetzt habt ihr den Jungen, nu wird alles anders werden. Johannes wird ruhiger werden...

FRAU KÄTHE. Ach, wenn nur, Mama!

FRAU VOCKERAT. Denk doch bloß, wie er sich gefreut hat, als der Junge kam. Und er ist doch überhaupt der reine Kindernarr. Verlaß dich drauf. Das ist immer so. 'ne Ehe ohne Kinder, das ist gar nichts. Das ist nichts Ganzes und nichts Halbes. Was hab' ich bloß den lieben Herrgott gebeten, er soll eure Ehe mit einem Kinde segnen. Sieh mal, wie war's denn bei uns: erst haben wir uns hingeschleppt, vier Jahre, ich und mein Mann — das war gar kein Leben. Dann erhörte der liebe Gott unsre Bitten und schenkte uns den Johannes. Da fing unser Leben erst an, Käthchen! Wart nur erst, wenn erst das dumme Vierteljahr wird vorüber sein, was du für Spaß haben wirst an dem Kinde! Nein, nein! Du kannst ganz zufrieden sein. Du hast deinen Jungen, du hast deinen Mann, der dich lieb hat. Ihr könnt ohne Sorgen leben. Was willst du denn mehr?

FRAU KÄTHE. Es is ja auch vielleicht Unsinn. Ich seh's ja ein. Ich mach' mir ja manchmal wirklich unnütze Sorgen.

FRAU VOCKERAT. Sieh mal! — du mußt mir aber nicht

böse sein! — du würdest viel mehr Frieden finden, Käthchen, viel mehr, wenn... Sieh mal, wenn ich mal so recht voller Sorgen bin, und ich habe mich dann so recht inbrünstig ausgebetet, hab' so alles dem lieben Vater im Himmel ans Herz gelegt, da wird mir so leicht, so fröhlich ums Herz...! Nein, nein! und da mögen meinetwegen die Gelehrten sagen, was sie wollen —: es gibt einen Gott, Käthchen! einen treuen Vater im Himmel, das kannst du mir glauben. Ein Mann ohne Frömmigkeit, das ist schon schlimm genug. Aber eine Frau, die nicht fromm ist... Sei mir nicht böse, Käthchen! Schon gut, schon gut. Ich rede ja nicht mehr davon. Ich bete ja so viel. Ich bitte Gott ja täglich. Er erhört meine Bitten schon noch, ich weiß es. Ihr seid ja so gute Menschen. Der liebe Gott wird euch auch noch zu frommen Menschen machen. *Sie küßt ihre Tochter. Der Choral ist zu Ende.* Ach, ich verplaudere mich.

FRAU KÄTHE. Wenn ich doch schon besser fort könnte, Mamachen. 's is mir schrecklich, so immer nur zuzusehen, wie du dich abmühst.

FRAU VOCKERAT, *in der Flurtür.* I, das wär' der Rede wert. Das sind ja Ferien hier bei euch. Wenn du ganz gesund sein wirst, lass' ich mich von dir bedienen. *Ab. Frau Käthe will ins Schlafzimmer. Bevor sie noch hinausgeht, kommt Braun aus dem Taufzimmer. Braun, sechsundzwanzig Jahre alt. Gesicht bleich. Müder Ausdruck. Umränderte Augen. Flaumiges Schnurrbärtchen. Kopf fast kahl geschoren. Kleidung modern, nahezu schäbiggentil. Braun ist phlegmatisch, meist unbefriedigt, deshalb übelgelaunt.*

BRAUN. So! Während er steht und seinem Etui eine Zigarette entnimmt: Der Schmerz wäre überstanden!

FRAU KÄTHE. Na, sehen Sie, Herr Braun, Sie haben's ganz gut ausgehalten!

BRAUN, *im Anrauchen.* Ich hätte lieber malen sollen.

Sünde und Schande, solches Wetter um die Ohren zu schlagen.

FRAU KÄTHE. Sie bringen's schon wieder ein.

BRAUN. Äh! wir sind alle durch die Bank Schlappiers! *Er läßt sich am Tisch nieder.* Übrigens, so'ne Taufe hat doch was!

FRAU KÄTHE. Haben Sie Johannes beobachtet?

BRAUN, *schnell.* Auffallend unruhig war er?! — Ich dachte immer, 's würde was geben. Ich hatte schon Angst, er würde dem Pastor in die Rede fallen. Ein Stuß war das aber auch, nicht zum Glauben.

FRAU KÄTHE. Aber nein, Herr Braun!

BRAUN. Das ist doch klar, Frau Käthe! Ich bin ja sonst ganz zufrieden. Vielleicht male ich sogar mal so was. Riesig feine Sache.

FRAU KÄTHE. Machen Sie ernst, Herr Braun?

BRAUN. Wenn ich das male, da muß einem aus dem Bild so 'n erinnerungsschwerer Duft entgegenschlagen. So 'n Gemisch, wissen Sie, von Weißwein, Kuchen, Schnupftabak und Wachskerzen, so 'n... So angenehm schwummrig muß ein'm zumute werden, so jugendduelig, so...

*Johannes Vockerat kommt aus dem Taufzimmer. Achtundzwanzigjährig. Mittelform, blond, geistvolles Gesicht. Reges Mienenspiel. Er ist voller Unruhe in seinen Bewegungen. Kleidung tadellos: Frack, weiße Halsbinde und Handschuhe.*

JOHANNES *seufzt, zieht die Handschuhe ab.*

BRAUN. Na, biste nu gerührt wie Apfelmus?

JOHANNES. Kann ich gerade nicht behaupten. Wie steht's mit dem Essen, Käthchen?

FRAU KÄTHE, *unsicher.* Draußen auf der Veranda, dacht' ich.

JOHANNES. Wie denn? Ist gedeckt draußen?

FRAU KÄTHE, *zaghaft.* Ist dir's nicht recht? Ich dachte...

JOHANNES. Käthel, nicht so zimmtig tun! Ich fress' dich nicht auf. Das ist mir wirklich schrecklich.

KÄTHER, *gezwungen fest*. Ich hab' draußen decken lassen.

JOHANNES. Na, ja! Natürlich! Es is ja sehr gut so. Als ob ich 'n Menschenfresser wäre!

BRAUN *brummt*. Äh! Schnauz nicht so!

JOHANNES, *Käthe umarmend, gutmütig*. 's is wirklich wahr, Käthe. Du tust immer so, als ob ich so 'n richtiger Haustyranne wäre. So 'n zweiter Onkel Otto oder so was. Das muß du dir wirklich abgewöhnen.

FRAU KÄTHER. Dir ist's doch manchmal nicht recht, Johannes...

JOHANNES, *aufs neue heftig*. Na, wenn auch, das ist doch kein Unglück. Trumpf mir doch auf! Wehr dich doch! Für meine Natur kann ich nichts. Laß dich doch nicht unterkriegen. Ich wüßte nicht, was mir so zuwider wäre, als wenn jemand so geduldig ist, so madonnenhaft...

FRAU KÄTHER. Na, reg dich nur nicht unnütz auf, Hannes! Es is ja nicht der Rede wert.

JOHANNES, *sich überstürzend*. Oh, oh, oh! Nee, da täuschst du dich gründlich. Ich bin keine Spur von aufgeregert, keine Ahnung. Es ist wirklich merkwürdig, wie ich immer gleich aufgeregert sein soll. *Braun will reden*. Na, schön! — Ihr wißt's ja besser. Schluß! Reden wir von was anderem... Ach, ja, ja!

BRAUN. Mit der Zeit wird's langweilig, das ewige Seufzen und Seufzen.

JOHANNES *faßt sich an die Brust, verzieht das Gesicht schmerzlich*. A...ach!

BRAUN. Na, was denn!

JOHANNES. Gar nichts weiter. — Eben die alte Geschichte. Stiche in der Brust.

BRAUN. Stich wieder, Hannes.

JOHANNES. Du, das ist wirklich nicht zum Scherzen. A...ach!

FRAU KÄTHE. Ach, Hannes, das darf dich nicht ängstigen. Das ist nichts Schlimmes.

JOHANNES. Na, wenn man zweimal die Lungenentzündung gehabt hat.

BRAUN. Das nennt sich nun Offizier der Reserve.

JOHANNES. Was ich mir dafür koofe.

BRAUN. Alter Hypochonder. Kohl nicht! Iß was! Die Predigt sitzt dir in den Knochen.

JOHANNES. Aufrichtig gestanden, Breo... du sprichst so von der Taufe... Wie ich zu der Sache stehe, weißt du. Jedenfalls nicht auf dem christlichen Standpunkt. Aber 's bleibt doch immer 'ne Sache, die so und so vielen heilig ist.

BRAUN. Aber mir nicht.

JOHANNES. Das weiß ich. Mir direkt auch nicht. Mir schließlich ebensowenig. Aber du wirst doch noch 'n Rest Pietät für 'ne Feier aufbringen, die noch vor...

BRAUN. Du mit deiner Pietät.

JOHANNES. Hätt'st du nur was davon.

BRAUN. Vor jedem Knüppel, der einem zwischen die Beine fliegt, möchte man Pietät haben. Gefühlsduselei einfach!

JOHANNES. Du, nimm mir's nicht übel, wenn ich ... 'n andermal vertrag' ich's vielleicht besser als gerade heute. *Ab auf die Veranda, wo man ihn heilgymnastische Übungen machen sieht. Braun erhebt sich verlegen, lacht unmotiviert.*

FRAU KÄTHE, *am Nähtisch stehend.* Sie haben ihn verletzt, Herr Braun.

BRAUN, *verlegen lächelnd, dann brüsk.* Kann mir nicht helfen, ich hasse nun mal alle Halbheit bis in den Tod.

FRAU KÄTHE, *nach einer Pause.* Sie tun ihm unrecht.

BRAUN. Aber wieso denn?

FRAU KÄTHE. Ich weiß nicht.. ich kann mich nicht ausdrücken. Jedenfalls... Hannes ringt ehrlich.

BRAUN. Seit wann ist er denn wieder so schrecklich reizbar, möchte ich wissen.

FRAU KÄTHE. Seit die Sache mit der Taufe schwebt. Ich war schon so froh. . . das hat ihm wieder alle Ruhe genommen. 's doch nur 'ne Form. Sollte man deshalb den alten Eltern einen so namenlosen Schmerz. . . nein — das ging ja gar nicht. Denken Sie doch mal, so fromme, strenggläubige Menschen. Das müssen Sie doch zugeben, Herr Braun!

JOHANNES *öffnet die Glastür und ruft herein.* Kinder, ich bin etwas gnatzig gewesen. Seid fidel! Ich bin's auch. *Ab in den Garten.*

BRAUN. Schaf. *Pause.*

FRAU KÄTHE. So rührend ist er mir manchmal. *Pause. Der alte Vockerat und Pastor Kollin sehr geräuschvoll aus dem Taufzimmer. Vockerat ist in den Sechzigern. Grauer Kopf, roter Bart, Sommersprossen auf Gesicht und Händen. Stark und breit, zur Korpulenz neigend. Er ist schon ein wenig gebeugt und geht mit kleinen Schritten. Er fließt über von Liebe und Freundlichkeit. Heiteres, naives, lebensfrohes Naturell. Pastor Kollin, dreiundsiebzigjähriger Greis, trägt Käppchen und schnupft.*

VOCKERAT, *den Pastor an der Hand hereinführend, mit weicher, schwach belegter Stimme redend.* Vielen, vielen Dank, Herr Pastor! Vielen Dank für die Erhebung, tja. Es war mir eine rechte Seelenstärkung, tja, tja. Da bist du ja, liebes Töchterchen. *Geht auf Käthe zu, umarmt und küßt sie herzlich.* Nun, meine liebe, liebe Käthe! Glück zu von ganzer Seele! *Kuß.* Der liebe Gott hat sich wieder mal in seiner großen Güte, tja. . . in seiner unendlichen Güte offenbart. *Kuß.* Seine Gnade und Güte ist unermesslich. Er wird nun auch, tja. . . er wird nun auch seine Vaterhand über den Schöbling, tja — halten, tja, tja! *Zu Braun:* Erlauben Sie, Herr Braun, daß ich Ihnen auch die Hand schüttle. *Johannes kommt herein, Vockerat ihm entgegen.* Nun, da bist du ja auch, Herzensjohannes. *Kuß. Starke Umarmung.*

*Fast lachend vor Rührung.* Ich freu' mich für dich. *Kuß.*  
Ich freu' mich wirklich. Ich weiß nicht, wie ich dem  
lieben Gott genug danken soll, tja, tja!

PASTOR KOLLIN, *ein wenig zittrig, kurzatmig, drückt  
feierlich Frau Käthes Hand.* Nochmals, Gottes reichen  
Segen! *Drückt Johannes' Hand.* Gottes reichen Segen!

VOCKERAT. Und nun, lieber Herr Pastor, dürfen wir  
Ihnen mit etwas dienen? Nicht? Oh!

JOHANNES. Ja, Herr Pastor — ein Glas Wein gewiß.  
Ich hole eine neue Flasche.

PASTOR KOLLIN. Keine Umstände, hören Sie nur!  
Keine Umstände.

JOHANNES. Darf ich Ihnen Weißen oder...

PASTOR KOLLIN. Wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen.  
Aber hören Sie nur! — Beileibe keine Umstände, wenn  
ich bitten darf. *Johannes ab.* Inzwischen will ich... *Er  
sucht nach seinen Sachen: Hut, Paletot, langer Umschlag-  
schal am Kleiderständer neben der Thür.*

VOCKERAT. Sie werden doch nicht schon gehen, Herr  
Pastor?

PASTOR KOLLIN. I, hören Sie nur! — Meine Predigt,  
tja. Wer soll denn morgen meine Predigt halten?

BRAUN *hält des Pastors Paletot zum Anziehen bereit.*

PASTOR KOLLIN, *in die Ärmel fahrend.* Danke —  
junger Mann!

FRAU KÄTHE. Würden Sie uns nicht die Ehre geben,  
Herr Pastor, ein einfaches Mittagbrot..?

PASTOR KOLLIN, *mit Anziehen beschäftigt.* Sehr  
schön, sehr schön, liebe Frau Vockerat! Aber...

VOCKERAT. Mein lieber Herr Pastor, das müssen  
Sie uns wirklich zuliebe tun.

PASTOR KOLLIN, *unsicher.* Aber, hören Sie nur! —  
Hören Sie nur...

VOCKERAT. Wenn wir Sie alle recht schön bitten?

PASTOR KOLLIN. Und das liebe Gotteswort, hehä?  
das ich morgen predigen soll? Jawohl, predigen, hören

Sie nur, Gottes Wort, morgen. *Johannes ist wieder gekommen, gießt Wein ein.*

VOCKERAT *nimmt ein Glas, kredenzt es.* Nun zunächst... Das werden Sie uns doch jedenfalls nicht abschlagen wollen.

PASTOR KOLLIN *übernimmt das Glas.* Das nicht, nein — hören Sie nur. Also ja, also auf das Wohl... auf das Wohl des Täuflings! *Es wird angestoßen.* Auf daß er ein echtes und rechtes Kind Gottes bleiben möge!

VOCKERAT, *still.* Das walte Gott!

JOHANNES *bietet dem Pastor Zigarren an.* Sie rauchen doch, Herr Pastor?

PASTOR KOLLIN. Danke, ja! *Nimmt Zigarre, schneidet ab.* Danke! *Nimmt Feuer von Johannes.* Pf, pf! *Er zieht mit großer Anstrengung. Endlich brennt die Zigarre.* *Sich umschauend:* Schön eingerichtet sind Sie, pf, pf! — sehr geschmackvoll, hören Sie nur! *Er sieht sich um, betrachtet die Bilder erst obenhin, dann genauer. Vor einem Bilde, das den Kampf Jakobs mit dem Engel darstellt.* Ich lasse dich nicht, du — pf, pf! — segnest mich denn. *Er brummelt befriedigt.*

FRAU KÄTHE, *ein wenig ängstlich.* Papachen, ich möchte dir vorschlagen — im Garten draußen ist's nämlich so reizend jetzt. Viel wärmer als im Zimmer. Vielleicht gehst du mit Herrn Pastor... Ich kann ja die Gläser rausbringen lassen.

PASTOR KOLLIN *ist bei den Gelehrtenporträts um den Bücherschrank gelangt.* Eine bunte Gesellschaft! Das sind wohl — pf, pf! — Ihre Lehrer, Herr Doktor? Hören Sie nur!

JOHANNES, *ein wenig verlegen.* Jawohl... das heißt... mit Ausnahme von Darwin natürlich.

PASTOR KOLLIN, *mit den Augen dicht an den Bildern.* Darwin? Darwin? — Ja, so! Darwin! Ach, ja! mhm! Hören Sie nur! *Er buchstabiert:* Ernst Haeckel. Auto-

gramm sogar! pf, pf! *Nicht ohne Ironie*: Der ist also Ihr Lehrer gewesen?

JOHANNES, *schnell, mit Feuer*. Ja, und ich bin stolz darauf, Herr Pastor.

VOCKERAT. Meine Tochter hat recht, lieber Herr Pastor. Es ist draußen viel wärmer. Wenn es Ihnen recht ist. Ich nehme die Gläser und den Wein.

PASTOR KOLLIN. Jawohl! pf, pf! schön! pf, pf! aber nur, hören Sie nur — auf ein paar Minuten, ja! *Während er mit Vockerat abgeht, pikiert*: Der Mensch, Herr Oberamtmann! der Mensch ist nämlich, pf, pf! ist nämlich kein Ebenbild Gottes mehr, hören Sie nur. Der Affe nämlich, pf, pf! wollte sagen, die Naturwissenschaft hat herausbekommen... *Ab auf die Veranda, von der beide Herren, lebhaft gestikulierend, in den Garten hinuntersteigen*.

BRAUN *lacht vor sich hin*.

JOHANNES. Weshalb lachst du denn?

BRAUN. Ich? Weshalb? Ich freue mich.

JOHANNES. Du freust dich?

BRAUN. Ja, soll ich nicht?

JOHANNES. Bitte, bitte! *Er geht umher, seufzt und sagt plötzlich zu Käthe, die sich entfernen will*. Sag mal, ich bin wohl etwas anzüglich gewesen?

FRAU KÄTHE. Bißchen, ja!

JOHANNES, *achselzuckend*. Tja, Kinder! — da kann ich ihnen nicht helfen. Das vertrag' ich nicht. Es hat alles 'ne Grenze. Wenn sie mich provozieren wollen...

FRAU KÄTHE. Na, es war ja immerhin zart.

JOHANNES. So.

FRAU KÄTHE. Wer weiß, ob er's überhaupt gemerkt hat.

JOHANNES *geht, kratzt sich in den Haaren*. 's is mir aber doch unangenehm.

BRAUN. Haste doch wieder was zu ärgern, Hannes.

JOHANNES, *plötzlich wütend*. Zum Donnerwetter, sie

sollen mich in Frieden lassen. Sie sollen's nicht zu weit treiben, sonst — wenn mir die Geduld reißt...

BRAUN. Wär' nit schlecht!

JOHANNES, *gegen Braun*. Gesinnungsprotzen seid ihr, weiter nichts. Was kann mir denn dran liegen, dem alten Manne die Wahrheit zu sagen, was denn? Siehst du, wenn du mir so kommst, dann heilst du mich augenblicklich von meinem Ärger. Da wird mir sofort klar, daß es einfach kindisch ist, sich über solche Leute irgendwie aufzuregen. Gerade so, als wenn ich mich darüber aufregen wollte, daß die Kiefer Nadeln und nicht Blätter hat. Objektiv muß man sein, lieber Sohn.

BRAUN. In der Wissenschaft vielleicht, aber nicht im Leben.

JOHANNES. Ach Kinder! Der ganze Kram ist mir so verhaßt... so verhaßt. Ihr könnt euch nicht denken, wie. *Läuft umher*.

BRAUN, *vom Ofen, an dem er gestanden, zum Tisch tretend, Zigarettenrest in den Aschenbecher legend*. Mir wohl nicht? Mir auch, oft genug. Aber wenn man deshalb ewig heulen und flennen sollte, Kreuzmillionenschockschwerenot!

JOHANNES, *verändert, lachend*. Nee, nee, ereifre dich beileibe nicht! Von ewig heulen und flennen ist gar nicht die Rede. Wenn man auch mal 'n bißchen seufzt. Das ist 'n bisschen Lufthunger, weiter nichts. Nee, nee, ich stehe überhaupt gar nicht so schlecht mit dem Leben, so bankerott wie du bin ich jedenfalls noch lange nicht.

BRAUN. Kann schon sein.

JOHANNES. Spielst du Charakter auf?

BRAUN. Nicht im geringsten.

JOHANNES. Ach bankerott, bankerott, was heißt überhaupt bankerott! Du bist ebensowenig bankerott wie ich. Wenn ich nur lieber dem Alten und dem Pastor die Laune nicht verdorben hätte!

FRAU KÄTHE, *Johannes umarmend.* Hannes, Hannes!  
Fidel, fidel!

JOHANNES. Und meine Arbeit liegt mir auch auf der Seele. Jetzt hab' ich wieder über vierzehn Tage nichts tun können.

BRAUN. Du bist feig! Du gestehst dir nicht ein, wie miserabel es ist...

JOHANNES *hat nicht gehört.* Was?

BRAUN. Wenn's regnet, is 's naß, wenn's schneit, is 's weiß, wenn's gefriert, is 's Eis.

JOHANNES. Schaf.

FRAU KÄTHE. Fidel, Hannes! Denk an Philippchen! Wir mummeln uns recht gemütlich ein hier im Winter. — Paß mal auf, wie du da arbeiten wirst.

JOHANNES. Weißt du schon, Breo, das vierte Kapitel ist fertig.

BRAUN, *interesselos.* So?

JOHANNES. Sieh mal: dies Manuskript! Zwölf Seiten Quellenangabe allein. Das ist Arbeit! Nicht? Ich sag' dir, da werden die Perücken wackeln.

BRAUN. Glaub's schon.

JOHANNES. Sieh mal, zum Beispiel hier. *Er blättert im Manuskript.* Hier greif' ich Du Bois-Reymond an.

BRAUN. Du... wahrhaftig, lies jetzt nicht. Ich bin jetzt in einer faulen Stimmung... 'n andermal.

JOHANNES, *resigniert.* Natürlich! nee! nee! Ich hatte ja gar nicht die Absicht. Ich...

FRAU KÄTHE. Es wird ja auch gleich gegessen.

JOHANNES. Natürlich! nee, nee! Ich dachte ja auch gar nicht dran, ich wollte ja nur. — Äh! *Er legt seufzend das Manuskript in den Bücherschrank zurück.*

FRAU KÄTHE. Hannes, fidel, fidel!

JOHANNES. Aber, Käthe, ich bin's ja!

FRAU KÄTHE. Nein, du bist's wieder nicht.

JOHANNES. Wenn nur ein Mensch in der weiten Welt etwas für mich übrig hätte. Es braucht ja nicht

viel zu sein. 'n klein bissel guter Wille. 'n klein bissel Verständnis für meine Arbeit.

FRAU KÄTHER. Du sollst vernünftig sein. Du sollst dir keine Schmerzen machen. Du sollst geduldig sein. Die Zeit wird schon kommen, wo sie einsehen werden...

JOHANNES. Und bis dahin? Glaubst du, daß das leicht ist so ganz ohne Beistand... Glaubst du, daß man's aushalten wird so lange?

FRAU KÄTHER. Das glaub' ich. Komm, Hannes, wenn Gedanken einem lästig werden, da muß man machen, daß man davon loskommt. Komm, sieh dir mal Philippchen an. Zu niedlich ist der Junge, wenn er schläft. So liegt er immer. *Sie ahmt die Stellung seiner Ärmchen nach.* Solche Fäustchen macht er immer. Zum Schießen lustig. Komm!

JOHANNES, *zu Braun.* Kommst du mal mit?

BRAUN. Ach nee, Hannes, ich hab' keenen Sinn für kleine Kinder. Ich geh' 'n bißchen in'n Garten. *Ab über die Veranda.*

JOHANNES. Sonderbarer Kerl.

FRAU KÄTHER *hat die Schlafzimmertür behutsam geöffnet.* Zu niedlich, sag' ich dir! — Psch...t, leisel ganz leise... *Beide ab auf den Zehenspitzen und Hand in Hand.*

*Frau Vockerat und ein Mädchen waren während des Vorhergehenden damit beschäftigt, den Tisch auf der Veranda zu decken. Plötzlich hört man mit großem Geräusch eine Menge Porzellan auf die Steine fallen und zerschellen. Ein kurzer Schrei wird ausgestoßen, und das Mädchen kommt bleich durch das Zimmer — von der Veranda nach dem Flur — gelaufen. Frau Vockerat erscheint ebenfalls, hinterdrein scheltend.*

FRAU VOCKERAT. Aber nein, Minna! Sie machen's auch wirklich zu bunt. Sie zerkrachen auch wirklich alle Tage was. Die schöne Mayonnaise! *Mädchen ab durch die Flurtür.* Na, bei mir dürfte so was nicht vor-

kommen. Da sollten die Mädchen was kennenlernen!

JOHANNES, *durch das Geräusch gelockt, aus dem Schlafzimmer.* Was ist es denn, Mutterchen? *Er umarmt sie beschwichtigend.* Ruhig, ruhig, nur ja nicht ärgern, Mutti.

FRAU KÄTHE, *durch die Türspalte.* Was war denn?

JOHANNES. Nichts. Gar nichts. *Frau Käthe zieht den Kopf zurück.*

FRAU VOCKERAT. Ich danke schön, gar nichts. Für zehn Mark Geschirr hat se fallen lassen. Gar nichts. Und die ganze schöne Mayonnaise! nee... *Wehrt Johannes ab.*

JOHANNES. Mutti, Mutti! Essen wir mal keine Mayonnaise.

FRAU VOCKERAT. Nee, nee! Ihr seid viel zu leichtsinnig. Ihr habt's auch nicht zum Wegwerfen. Ihr seid viel zu nachsichtig mit den Mädels. Da wer'n sie bloß übermütig.

JOHANNES. Na, wenn sie immerfort mit den Sachen umgehen...

FRAU VOCKERAT. Ich bin auch kein Tyrann. Ich hab' meine Mädels sechs, sieben Jahre gehabt. Aber was se zerschlagen, das müssen sie ersetzen. Freilich, bei euch, da kriegen se Baisertorte und Kaviar, nee, nee! Das sind solche neue Ideen. Damit laßt mich zufrieden, hört ihr!

JOHANNES, *heiter.* Sei gut, Mutti!

FRAU VOCKERAT. Gut bin ich ja, Junge! *Sie küßt ihn.* Verrückter Struzel du! Ich sag' schon! Du paßt gar nicht für de Welt.

*Man sieht das Mädchen auf der Veranda trockenwischen und Scherben zusammenlesen.*

JOHANNES *stutzt.* Ja, Mutter! *belustigt:* Aber warum machst du denn immer solche.. solche Augen? solche Angstaugen? solche gespannte?

FRAU VOCKERAT. Ich? Ach, wo denn! was...? Ich

wüßte gar nicht . . . ! Was soll ich denn für Augen machen!

JOHANNES. Sieh mich noch mal an!

FRAU VOCKERAT. Dummer Kerl! *Sieht ihn starr an.*

JOHANNES. So ist's schön.

FRAU VOCKERAT. Dummer Junge! Ich möchte eben, daß du zufrieden wärst, 'n zufriedener Mensch, Hannes!

JOHANNES. Mutter! das wirst du nie erleben. Die zufriedenen Menschen, das sind die Drohnen im Bienenstock. Ein miserables Pack.

FRAU VOCKERAT. Was nutzt das alles . . .

JOHANNES, *ernster, zugleich bewegter.* Der Junge darin, der soll mir auch so einer werden, so 'n recht Unzufriedener.

FRAU VOCKERAT. Das verhüte Gott, Hannes!

JOHANNES. Der soll überhaupt 'n anderer Kerl werden als ich. Dafür wer' ich sorgen.

FRAU VOCKERAT. Der Mensch denkt, und Gott lenkt. Wir haben unser möglichstes auch getan.

JOHANNES. Na, Mutterchen! So 'n ganz Mißratener bin ich schließlich auch gerade nicht.

FRAU VOCKERAT. Nein doch, das sag' ich ja nicht! das will ich ja gar nicht . . . Aber du sagst doch selber, Philippchen soll anders werden. Und . . . und . . . sieh mal: du glaubst doch auch nicht . . . Du glaubst doch einmal nicht an den lieben Gott. Du hast doch auch wirklich keine Religion. Das muß ein'm doch Kummer machen.

JOHANNES. Religion, Religion! Ich glaub' allerdings nicht, daß Gott so aussieht wie 'n Mensch und so handelt und einen Sohn hat und so weiter.

FRAU VOCKERAT. Aber Johannes, das muß man glauben!

JOHANNES. Nein, Mutter! Man braucht das nicht glauben und kann doch Religion haben. *Ein wenig getragen:* Wer die Natur zu erkennen trachtet, strebt Gott zu erkennen. Gott ist Natur! „Was wär' ein Gott,

der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe? Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen“, sagt Goethe, Muttel! und der wußte es besser als sämtliche Pastoren und Superintendenten der Welt.

FRAU VOCKERAT. Ach, Junge. Wenn ich dich so reden höre... 's ist doch jammerschade, daß du nicht Theologe geblieben bist. Ich weiß noch bei deiner Probedpredigt, was der Diakonus zu mir sagte...

JOHANNES, *belustigt*. Mutter, Mutter! Vergangne Zeiten! *Die Hausklingel geht.*

FRAU VOCKERAT. Die Haustür is doch offen.  
*Macht ein paar Schritte nach der Flurtüre. Es wird an die Flurtür gepocht.*

WASCHFRAU LEHMANN, *im blauen, verschlissenen Kattunkleid, tritt schüchtern ein*. Juten Tag.

FRAU VOCKERAT und JOHANNES, *nicht ganz zu gleicher Zeit*. Guten Tag, Frau Lehmann.

FRAU LEHMANN. Ick wollte man bloß mal nachschaun. Nehm'Se 't nich iebel, Frau Vockerat. Ick such' mein'n Mietsherr such' ick schon 'ne janze Zeit.

JOHANNES. Jawohl, Frau Lehmann. Herr Braun is hier.

FRAU LEHMANN. Z,z! *Sich umschauend*: Wer's so haben kann.

FRAU VOCKERAT. Wie geht's Ihn'n, Frau Lehmann?

FRAU LEHMANN. Ach, Frau Vockerat. Mir hat et nich jut jejehn. Ick hab' mein'n Alten muß fortjagen. 't jing nich mehr. Ick muß nu halt zusehn, wo ick bleibe mit meine Fünfe.

FRAU VOCKERAT. Was Sie sagen! Aber...

FRAU LEHMANN, *immer gesprächiger*. Ja sehn Se wohl, Frau Vockerat, wenn ick nich so schwächlich wär'. Aber ick bin man zu schwächlich. Un der Ärjer, verstehn Se, der kriecht d'n Menschen under. Mir kann det keener nich verdenken. Ick ha' zu meinem Alten jesagt: Adolf! sach ick, jeh du man in Jottes Namen

bei deine Brieder, sach 'k. Bei deine Saufbrieder, sach 'k, jeh du man! Ick will mir man vor meine fünf Kinder alleene schinden. Sieh du, sach 'k, wo du wat herkriegten dust, und denn jag' et dir man immer feste durch die Jurgel, sach 'k. Du hast ja jar kee'n Jeist, sach 'k. Wenn du Jeist haben dätst, sach 'k, denn hätt's du deine Frau un deine Kinder nich in Elend jebracht, sach 'k. Sehen Se, Frau Vockerat, det hab' ick 'm jesagt, und det können Se glooben, et is mir durch und durch jehohn. Wie'n Stachel, möcht' ick sprechen. Aber wat helfft det allens. Uffrichtig, wenn ick soll die Wahrheet sprechen: 't is jut so! — Nu denk' ick doch, der liebe Jott wird mir wieder mal vorholen mit meine fünf Kinder. *Sie schneuzt sich und wischt sich die Augen aus.*

FRAU VOCKERAT. Wir müssen nur immer...

FRAU LEHMANN. Ja, ja, det ha' 'k ooch jesagt. Jeh du nach die Indianers hin, sach 'k. Jeh du man. Wenn man ehrlich is, sach 'k, un arbeeten kann, sach 'k, un die paar Pfennige zusammenhält, sach 'k, denn kann man schonst noch bestehn. Un ehrlich bin ick, Frau Vockerat. Vor mir kann alles stehn un liegen bleiben. Ooch nich mal so viel, wie under'n Fingernagel jehen dut...

JOHANNES. Wollten Sie Braun sprechen, Frau Lehmann?

FRAU LEHMANN. I, nee! Det hätt' ick ja wirklich bei en Haar janz verjessen. 't is en Freilein da, die'n jerne sprechen will. *Durch die Flurtür steckt Fräulein Mahr den Kopf herein, fährt sogleich zurück. Johannes hat es bemerkt.*

JOHANNES. Bitte sehr... bitte sehr, näher zu treten. *Zu den Frauen, die nichts bemerkt haben:* Das Fräulein. Es war das Fräulein. *Zu Frau Lehmann:* Sie hätten sie hereinführen sollen. *Er öffnet die Flurtür.* Bitte, gnädiges Fräulein! Sie wollen meinen Freund Braun sprechen. Haben Sie die Güte, näher zu treten.

*Fräulein Anna Mahr ist vierundzwanzig Jahre alt, mittelgroß, mit kleinem Kopf, dunklem, schlichtem Haar, feinen, nervösen Zügen. In ihren ungezwungenen Bewegungen ist Grazie und Kraft. Eine gewisse Sicherheit im Auftreten, eine gewisse Lebhaftigkeit andrerseits ist durch Bescheidenheit und Takt derart gemildert, daß sie niemals das Weibliche der Erscheinung zerstört.*

*Anna ist schwarz gekleidet.*

FRÄULEIN ANNA kommt herein. Ach, ich muß recht sehr um Verzeihung bitten. Es ist mir äußerst peinlich, Sie zu stören.

JOHANNES. Aber bitte sehr! bitte sehr!

FRÄULEIN ANNA. Frau Lehmann kam nicht wieder — und da wollte ich ihr nur sagen — daß es ja... daß ich ja Herrn Braun ein andermal treffen könnte.

JOHANNES. Aber bitte recht sehr! — Ich will Braun sogleich rufen. Nehmen Sie doch Platz, bitte!

FRÄULEIN ANNA. Ich danke sehr! *Bleibt stehen.* Aber wirklich! es ist mir recht peinlich, es...

JOHANNES. Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein! Ich hole Braun im Augenblick.

FRÄULEIN ANNA. Aber Sie machen sich Mühe, ich...

JOHANNES. Nicht im geringsten, Fräulein. — Um Verzeihung einen Augenblick. *Ab über die Veranda. Kleine Verlegenheitspause.*

FRAU LEHMANN. Na, nu will ick mir man wieder kleene machen. *Zu Fräulein Anna:* Zerück wär'n Se ja woll alleene finden.

FRÄULEIN ANNA. Ich danke Ihnen sehr für die Begleitung. Darf ich Ihnen eine Kleinigkeit... *Gibt ihr Geld.*

FRAU LEHMANN. Dank' scheen, dank' scheen! *Zu Frau Vockerat:* Det's mei Handjeld heite, Frau Vockerat. Wahrhaftjen Jott! Nee, nee, leicht is et nich, aber lieberscht, sach'k, doch's Fell janz und jar verkoofen, als wie mit so 'n Saufaus, sach'k, so'n... Und wenn man

nur an'n lieben Jott festhält. Der liebe Jott hat mir noch niemals in Stich jelassen. *Türklinke in der Hand:* Nu will ick man jleich beim Krämer hin. Wat zu holen vor meine fünf Wirmer. *Ab.*

FRAU VOCKERAT *ruft ihr nach.* Gehen Sie mal in die Küche! 's gibt Abfälle. — *Sie bringt einen Stuhl neben den für Fräulein Mahr hingesezten und läßt sich darauf nieder.* Bitte, Fräulein! wollen Sie nicht inzwischen Platz nehmen?

FRÄULEIN ANNA, *zögernd sich niederlassend.* Ich bin gar nicht müde, ich...

FRAU VOCKERAT. Kennen Sie die hiesige Gegend?

FRÄULEIN ANNA. Nein! — Ich stamme aus den russischen Ostseeprovinzen, ich... *Verlegenheitspause.*

FRAU VOCKERAT. Die hiesige Gegend ist sehr sandig. Ich bin nicht gern hier. Ich bin aus der Umgegend von Breslau. Und alles so teuer hier, Sie können sich keinen Begriff machen. Mein Mann ist Rittergutspächter. Da geht's ja noch, da können wir den Kindern manchmal was schicken. Haben Sie den See gesehen? Das ist wirklich hübsch. Der See ist wirklich hübsch, das muß man sagen. Wir haben's recht bequem. Wir liegen direkt am Ufer. Zwei Kähne haben wir auch unten im Garten. Aber ich hab's nicht gern, wenn die Kinder Kahn fahren. Ich bin zu ängstlich. — Sie wohnen jetzt in Berlin, wenn ich fragen darf?

FRÄULEIN ANNA. Ja. — Ich bin zum ersten Male da. Ich wollte mir einmal Berlin ordentlich ansehen.

FRAU VOCKERAT. O ja! Berlin is sehenswert. — Aber so geräuschvoll.

FRÄULEIN ANNA. O ja, geräuschvoll ist es. Besonders wenn man an kleine Städte gewöhnt ist.

FRAU VOCKERAT. Sie kommen — woher, wenn?

FRÄULEIN ANNA. Ich komme aus Reval und gehe nach Zürich zurück. Ich bin die letzten vier Jahre in Zürich gewesen.

FRAU VOCKERAT. Ach ja! die schöne Schweiz! — Sie haben gewiß Verwandte in Zürich.

FRÄULEIN ANNA. Nein — ich studiere.

FRAU VOCKERAT. Sie... an der Universität?

FRÄULEIN ANNA. An der Universität.

FRAU VOCKERAT. Das is wohl nicht möglich! Also Studentin sind Sie?! Was Sie sagen! Das ist ja höchst interessant! — Also wirklich Studentin?

FRÄULEIN ANNA. Allerdings, gnäd'ge Frau!

FRAU VOCKERAT. Aber sagen Se bloß! Das viele Lernen, gefällt Ihnen denn das?

FRÄULEIN ANNA, *belustigt*. O ja! ganz gut — bis zu einem gewissen Grade.

FRAU VOCKERAT. Ist's die Möglichkeit!

*Johannes und Braun werden auf der Veranda sichtbar. Die Damen bemerken ihr Kommen und erheben sich.*

FRÄULEIN ANNA. Ich bedaure aufrichtig, gnädige Frau, Sie gestört zu haben.

FRAU VOCKERAT. Bitte, liebes Fräulein! Es hat mich wirklich gefreut, einmal eine richtige Studentin von Angesicht zu Angesicht zu sehn. Unsereins bildet sich mitunter so dumme Vorstellungen. Sie sind verwandt mit Herrn Braun?

FRÄULEIN ANNA. Nein — in Paris haben wir uns kennengelernt, auf der Ausstellung.

FRAU VOCKERAT *gibt ihr die Hand*. Leben Sie wohl! Es hat mich wirklich gefreut...

FRÄULEIN ANNA. Und bitte... bitte nochmals um Entschuldigung.

*Frau Vockerat mit Verbeugung ab durch die Flurtür. Johannes und Braun hatten einen Augenblick auf der Veranda beraten. Infolge der Beratung hat sich Johannes auf der Veranda niedergelassen, während Braun nun hereinkommt.*

BRAUN, *erstaunt*. Fräulein Mahr! Sie?!

FRÄULEIN ANNA. Ja — aber ich hoffe, Sie halten

mich nicht für so taktlos . . . Ihre Wirtin, Ihre originelle Frau Lehmann, ist schuld daran, daß ich Sie bis hierher . . .

BRAUN. Heiliger Bimbam!

FRÄULEIN ANNA. Lebt der immer noch, der heilige Bimbam?

BRAUN. Das hätt' ich mir aber wirklich nicht im Traume einfallen lassen. Das ist ja wirklich vorzüglich.

FRÄULEIN ANNA. Also immer noch vorzüglich. Bei Ihnen ist alles immer noch vorzüglich. Sie haben sich auch gar nicht verändert, wirklich!

BRAUN. Meinen Sie? Aber legen Sie doch ab, Fräulein.

FRÄULEIN ANNA. Nein, nein. — Wo denken Sie hin? Ich wollte nur mal sehen, was Sie machen. *Schalkhaft*: Nach Ihrem großen Gemälde wollte ich mich hauptsächlich erkundigen. Kann man schon bewundern?

BRAUN. Kein Schatten, keine Idee, nicht mal die Leinwand dazu, Fräulein Mahr.

FRÄULEIN ANNA. Das ist böß, das ist wirklich sehr böß. Und Sie haben mir's so fest versprochen.

BRAUN. Der Mensch denkt, und der Kutscher lenkt. Aber nochmals, legen Sie ab.

FRÄULEIN ANNA. Ich habe Sie nun gesehen, Herr Braun, und hoffentlich . . .

BRAUN. Nein, nein, Sie müssen hierbleiben.

FRÄULEIN ANNA. Hier?

BRAUN. Ach so? Sie wissen wohl nicht, wo wir sind? Bei Johannes Vockerat. Na, Sie kennen ihn ja wohl zur Genüge aus meinen Erzählungen. Es ist übrigens Taufe heut. Sie kommen gerade zur rechten Zeit.

FRÄULEIN ANNA. Ach nein, nein! Das geht ja gar nicht. Ich hab' überhaupt noch heut mehrere Wege in der Stadt zu machen.

BRAUN. Die Geschäfte sind alle geschlossen.

FRÄULEIN ANNA. Das tut nichts, ich hab' nur Be-

kannte zu besuchen. Aber glauben Sie nur deshalb nicht, daß Sie mich los sind. Wir müssen uns noch mal auf länger sprechen. Ich muß Ihnen noch den Text lesen, Sie Wortbrüchiger. Sie scheinen mir immer noch so ein Kopfmaler...

BRAUN. Erst muß man sich geistig klar sein. Die Pinselei kommt noch lange zurecht.

FRÄULEIN ANNA. Na, wer weiß!

BRAUN. Aber fort dürfen Sie jetzt nicht, hören Sie!

FRÄULEIN ANNA. Ach bitte, Herr Braun, lassen Sie mich ruhig...

BRAUN *ruft*. Hannes!! Hannes!!!

FRÄULEIN ANNA. Ich bitte Sie.

*Johannes kommt, errötet.*

BRAUN. Erlauben Sie! Mein Freund Johannes Vockerat — Fräulein Anna Mahr.

FRÄULEIN MAHR und JOHANNES, *zu gleicher Zeit*. Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.

BRAUN. Denk dir, Hannes: das Fräulein will schon wieder fort.

JOHANNES. Das würde meiner Frau und uns allen sehr leid tun. Wollen Sie uns nicht den Nachmittag schenken?

FRÄULEIN ANNA. Ich weiß wirklich nicht... Aber wenn Sie mir sagen, daß ich nicht lästig falle — dann bleibe ich gern.

JOHANNES. Aber durchaus in keiner Weise. *Er hilft ihr ein Jäckchen ausziehen, gibt es Braun*. Häng mal das auf, bitte! Ich möchte nur schnell meiner Frau sagen... *In der Schlafsturentür, ruft hinein: Käthe! Ab ins Schlafzimmer.*

FRÄULEIN ANNA *ordnet vor dem Spiegel ihre Kleidung*. Ihr Freund ist sehr liebenswürdig.

BRAUN. Ein bißchen zu sehr vielleicht.

FRÄULEIN ANNA. Ach, wieso?

BRAUN. Ich scherze ja nur. 'n grundguter Kerl is

er. Nur wenn er auf seine Arbeit kommt, da wird er unverdaulich. Passen Sie auf, wenn Sie den Nachmittag hierbleiben, liest er Ihnen unfehlbar seine Arbeit vor.

FRÄULEIN ANNA. Was ist's denn für 'ne Arbeit?

BRAUN. Mir zu gelehrt. Philosophisch-kritisch-psycho-physiologisch — was weiß ich!

FRÄULEIN ANNA. Das interessiert mich. Bin ja selbst „der Philosophie beflissen“ — so sagt man ja wohl.

BRAUN. Na, Fräulein! da kommen Sie nicht so bald fort. Wenn Sie für seine Arbeit sich interessieren, das freut ihn ja namenlos.

JOHANNES, *aus dem Schlafzimmer kommend*. Braun!

BRAUN. Und?

JOHANNES. Geh doch mal zu Käthe hinein. Beruhige sie bißchen. Ein Rippchen stünde zu weit raus beim Jungen.

BRAUN. Ach was!

JOHANNES. 's hat gar keine Bedeutung; aber geh nur! Sie macht sich unnütz Sorgen.

BRAUN. Schön, schön! Geh' schon. *Ab ins Schlafzimmer.*

JOHANNES. Meine Frau läßt sich entschuldigen, Fräulein! Sie kommt in einigen Minuten. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen inzwischen unsern Garten 'n bißchen zu zeigen. Wenn's Ihnen also gefällig ist...

FRÄULEIN ANNA. Oh, sehr gern.

JOHANNES, *lächelnd*. Wir haben nämlich ein recht schönes Grundstück — das heißt nur gemietet. Das Wundervolle daran ist der See. Kennen Sie den Müggelsee? *Er übergibt ihr den Entoutcas. Beide im Gespräch auf die Tür der Veranda zu.* Ich hasse nämlich die Stadt. Mein Ideal ist ein weiter Park mit einer hohen Mauer ringsherum. Da kann man so ganz ungestört seinen Zielen leben.

FRÄULEIN ANNA. Epikur.

JOHANNES. Ganz recht, ja! Aber ich versichere Sie,

ich habe keine andere Möglichkeit. . . Wird Ihnen nicht zu kühl sein?

FRÄULEIN ANNA. O nein! Ich bin abgehärtet.  
*Johannes läßt Anna vorangehen und folgt ihr auf die Veranda. Hier verweilen beide einige Sekunden. Man sieht, wie Johannes der Fremden die Aussicht aufweist und erklärt. Endlich verschwinden beide in den Garten. Braun, dem Frau Käthe folgt, aus dem Schlafzimmer.*

BRAUN, *sich umsehend*. Sie sind fort.

FRAU KÄTHE. So?

BRAUN. Nein, nein! das mit der Rippe ist was ganz Natürliches.

FRAU KÄTHE. Mir is wirklich ordentlich beklommen zumute.

BRAUN. Beklommen? Weshalb?

FRAU KÄTHE, *lächelnd*. Ich hab' direkt Herzklopfen.

BRAUN. Sie sind eben noch nervös.

FRAU KÄTHE. Ist sie sehr stolz?

BRAUN. Wer?

FRAU KÄTHE. Das Fräulein mein' ich.

BRAUN. Die Mahr? — Stolz? Keine Spur.

FRAU KÄTHE. Na, ich seh' nicht ein! Ich würde mir was einbilden, wenn ich. . .

BRAUN. Keine Spur! Nein, nein! Da unterschätzen Sie sie wirklich.

FRAU KÄTHE. Im Gegenteil! — Ich habe einen furchtbaren Respekt vor ihr.

BRAUN. I, na! . . . Übrigens, bißchen arrogant ist sie schon manchmal. Das gewöhnt man ihr ab, einfach.  
*Pause.*

FRAU KÄTHE. Da hat Hannes einen Bogen liegen lassen vom Manuskript. Versteht sie davon was?

BRAUN. Das glaub' ich schon.

FRAU KÄTHE. So? Ach! — Unsereiner spielt doch solchem gebildeten Wesen gegenüber eine etwas armselige Rolle.

BRAUN. A — ach! — Ich weiß auch nicht viel. Ich hab' auch nicht studiert. Aber das kann mir weiter nicht imponieren, das bißchen Schulwissen, was einer hat.

FRAU KÄTHE. Sie spricht wohl sehr glänzend?

BRAUN. Glänzend? Nee. — Sie spricht halt so... wie wir alle sprechen. Ganz gescheit ist sie — na ja! — aber deshalb —

FRAU KÄTHE, *lächelnd*. In meiner Mädchenzeit hatte ich eine reine Klabatschker. Das ging den ganzen geschlagenen Tag über nichts und wieder nichts. Das habe ich mir doch nun wenigstens abgewöhnt. Aber jetzt wag' ich mir wieder gar nichts mehr. Jetzt fürcht' ich mich überhaupt, 'n Wort zu sprechen. *An der Verandatür, ruft hinaus*: Muttchen! rechne auf einen mehr!

FRAU VOCKERAT, *von der Verandatür aus, wo sie eben den Tisch ordnet*. Wer kommt denn?

FRAU KÄTHE. Das Fräulein.

FRAU VOCKERAT. Wer? — Ach so! — Schön! — Gut, Käthe.

FRAU KÄTHE, *wieder zu Braun, seufzend*. Ach! man ist eben verpfuscht! Man müht sich ja. — Was nutzt das! 's is doch zu spät! *Vor einem Rosenstrauch*: Sehn Sie mal: das sieht recht schön aus. Noch Rosen! *Hält sie Braun zum Riechen hin*. Und wie stark sie noch duften!

BRAUN. Wundervoll!

FRAU KÄTHE *stellt den Strauß an seinen Ort*. Ist sie jung?

BRAUN. Wer?

FRAU KÄTHE. Fräulein Mahr.

BRAUN. Ich weiß nicht mal, wie alt sie ist.

FRAU KÄTHE. Ich bin schon zweiundzwanzig. Ja, ja! 's geht abwärts!

BRAUN. Stark abwärts. *Er lacht*.

FRAU KÄTHE. Ach! eine beschränkte Seele bin ich doch!

*Frau Vockerat steckt den Kopf durch die Thür.*

FRAU VOCKERAT. Kinder! Ich bin so weit! *Zieht den Kopf zurück. Ruft draußen von der Veranda in den Garten: Papa!! Papa!!*

*Herr Vockerat und der Pastor, beide in sehr vergnügter Laune, steigen die Verandatreppe herauf.*

VOCKERAT, *an der offenen Thür, mit dem Paletot des Pastors.* Na ja! Wollen Sie dann gefälligst eintreten und ablegen. Hahaha! *Lacht herzlich.*

PASTOR KOLLIN, *mit Hut, Schal und Stock in den Händen — zwischen Lachen und Zigarrenrauchen.* Hahaha! zu drollig wirklich, hören Sie nur! Pf, pf — zu drollig. *Lacht.*

VOCKERAT. Und die Geschichte soll wirklich passiert sein, Herr Pastor! *Er bringt den Überzieher nach.*

PASTOR KOLLIN. „Herr Neugebauer“ — *lacht.* Pf, pf! „Herr Neugebauer, wünschen Sie vielleicht noch was?“ *Lacht.* *Hängt Schal und Hut auf, behält das Käppchen auf dem Kopf.*

VOCKERAT, *mitlachend.* — Herr Neugebauer... *Zu Braun:* 's war nämlich 'n Begräbnis auf dem Lande bei uns, Herr Braun. Und da stehn nun die Leidtragenden um den Sarg, wissen Sie — *den Schreck markierend, schnell:* auf einmal rührt sich was. 's mochte einer mit dem Stuhl gerückt haben oder so — 's rührt sich was. *Er stellt das Entsetzen dar.* Alle fahren zusammen. — Nur der Kirchendiener, hahaha! der faßt sich 'n Herz, der is kuragiert. Der geht nu ganz vorsichtig zum Sarge hin, hahaha, und klopft an. *Die Stimme des Kirchendieners nachahmend, mit Knöchel auf die Tischplatte klopfend:* „Herr Neugebauer! — Herr Neugebauer! wünschen Sie vielleicht noch was“? — *Wiederholtes, lebhaftes Lachen.*

PASTOR KOLLIN, *lachend.* Hören Sie nur! Pf, pf! das ist echt! Ich kenne die Kirchendiener.

FRAU VOCKERAT *kommt herein.* Na, Papachen, bitte! daß die Suppe nicht kalt wird.

VOCKERAT. Also, Herr Pastor, ich bitte sehr.

PASTOR KOLLIN. Sie haben mich übertölpelt, hören Sie nur! *Er wirft den Zigarrenrest in den Aschbecher und bietet Frau Vockerat den Arm.* Frau Vockerat!

VOCKERAT, *im Begriff, seiner Schwiegertochter den Arm zu geben.* Aber wo ist denn Johannes?

FRAU VOCKERAT. Und das Fräulein? — Nein, das ist aber nicht hübsch von Johannes. Das ganze, schöne Essen wird ja...

VOCKERAT, *lustig.* Da sehen Sie, Herr Pastor: „Zwischen Lipp und Kelchesrand“, hahaha!

PASTOR KOLLIN. „Schwebt der finstren Mächte Hand“, hahaha!

VOCKERAT. Das war wohl die Dame. Wir sahen ein Pärchen auf dem See draußen. Nicht wahr, Herr Pastor?

PASTOR KOLLIN. Jawohl, jawohl! Sie werden hinausgerudert sein.

FRAU VOCKERAT. Ach, ich denke, wir fangen an!

VOCKERAT. Wer nicht kommt zur rechten Zeit...

BRAUN, *der von der Veranda gespäht hat, kommt herein.* Sie kommen! Sie kommen!

VOCKERAT. Das war höchste Zeit.

*Johannes und Fräulein Anna treten über die Veranda herein.*

JOHANNES. Kommen wir zu spät?

VOCKERAT. Gerade noch zurecht.

JOHANNES. Ich bitte um Entschuldigung, wir hatten ... Es war so wundervoll auf dem Wasser... Gestatten Sie? *Vorstellend:* Herr Pastor Kollin! Mein Vater! Meine Mutter.

FRAU VOCKERAT. Wir kennen uns schon.

JOHANNES. Meine Frau — Fräulein Mahr. *Man ordnet sich und begibt sich auf die Veranda. Frau Vockerat am Arme des Pastors, Frau Käthe am Arme des alten Vockerat, Fräulein Mahr geführt von Johannes.*

*Allein und als letzter folgt Braun.*

*Das Zimmer ist leer. Aus der Schlafstube dringt der leise Gesang der Amme: Eia popeia, was raschelt im Stroh, 's sind die lieben Gänschen, sie haben keine Schuh. Das Klirren der Teller und Bestecke von der Veranda her. Plötzlich kommt Käthe herein, um noch etwas aus dem Schubfach des Tisches zu holen. Johannes kommt eilig nach.*

JOHANNES. Aber Käthe — du sollst doch nicht... du sollst doch nicht laufen. Laß mich doch...

FRAU KÄTHE. Ach, so schwach bin ich doch nicht.

JOHANNES, *Feuer und Flamme*. Übrigens, du! Das ist 'n ganz wundervolles Geschöpf! Dieses Wissen, die Selbständigkeit im Urteil! Und wenn man nu bedenkt, so'n Wesen hat kaum so viel, um knapp auszukommen. Du weißt ja, Braun hat uns doch immer erzählt. Eigentlich ist's unsre Pflicht und Schuldigkeit, du, daß wir sie auffordern, 'n paar Wochen hierzubleiben.

FRAU KÄTHE. Wenn du willst.

JOHANNES. Nee, ich will nicht! Dir ist es viel nötiger als mir, du sollst wollen! Von so einem Wesen kannst du noch sehr viel lernen.

FRAU KÄTHE. Du bist wirklich manchmal häßlich, Hannes.

JOHANNES. Aber hab' ich denn nicht recht? Du solltest geradezu fieberhaft jede Gelegenheit ergreifen, geistig 'n bißchen weiterzukommen. Du solltest treiben dazu. Du solltest das Fräulein hier festhalten. Ich begreife nicht, wie man so gleichgültig sein kann.

FRAU KÄTHE. Ich bin ja ganz dafür, Hannes.

JOHANNES. Gar kein bißchen Feuer ist in euch! Kein bißchen Initiative — schrecklich!

*Der Pastor schlägt draußen ans Glas.*

FRAU KÄTHE. Ach, Hannes, geh nur, geh! — Der Pastor toastet. Ich komme gleich! Ich bin ja ganz dafür! Wir können doch nicht beide fort sein, wenn...

JOHANNES. Na sei gut! Sei gut, Käthe! *Er küßt*

ihre Tränen aus den Augen und begibt sich eiligst auf die Veranda. Man hört die Stimme des Pastors. Der Schlummergesang der Amme klingt noch immer leise. In Käthe ist etwas vorgegangen. Sobald Johannes fort ist, wird sie gleichsam welk und muß, während sie sich bemüht, auf die Veranda zu kommen, Stützpunkte mit den Händen suchen. Mehrmals leichter Schwindel. Schließlich kann sie nicht weiter und ist genötigt, sich zu setzen. Sie hält nun die Augen starr vor sich hingestarrt und bewegt lautlos die Lippen. Ihre Lider stehen voll Wasser. Der Pastor ist zu Ende. Es wird angestoßen. Käthe rafft sich zusammen, erhebt sich, schreitet weiter.

## ZWEITER AKT

*Ein schöner Herbstmorgen. Frau Vockerat im Hauskleide, mit Schürze und Schlüsselbund, ordnet den Tisch für das Frühstück. Man vernimmt das von Männerstimmen gesungene Lied: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen.“ Ein Gesangsverein zieht am Hause vorüber. Fräulein Anna Mahr, am Arm einen Korb mit Weintrauben, erscheint vom Garten her auf der Veranda. Sie steht still, lauscht dem Gesange und blickt dann, die Augen mit der Hand schützend, über den See in die Ferne. Der Gesang tönt schwächer. Anna kommt herein. Sie trägt ein schwarzes, kurzarmiges Morgenkleid und hat ein schwarzes Spitzentuch um Kopf und Hals gelegt. Vor der Brust ein Strauß bunter Herbstblätter.*

FRAU VOCKERAT. Schön guten Morgen, Fräulein!

FRÄULEIN ANNA *stellt den Korb beiseite, eilt auf Frau Vockerat zu und küßt ihr die Hand.* Guten Morgen, Mama Vockerat!

FRAU VOCKERAT. So zeitig auf den Beinen, liebes Fräulein!?

FRÄULEIN ANNA. Wir nehmen den Wein ab, Herr Johannes und ich.

FRAU VOCKERAT. Das war auch die höchste Zeit. Sie kostet Beeren aus dem Korbe. Süßer wird er doch nicht. — Aber ist Ihnen nicht kalt, Fräulein? *Tippt mit dem Finger auf Annas bloßen Arm.* So leicht...? Mir scheint's ziemlich frisch heut!

FRÄULEIN ANNA, *während des Folgenden die Trauben einzeln und mit Sorgfalt auf ein Holztablett legend.* Schön frisch ist's. — Aber mir macht's nichts. Ich bin abgehärtet gegen Kälte. — Wundervoll ist die Luft. — Die Pfähle im See — ich meine die Pfähle, wo die Kähne festgemacht sind — die waren ganz weiß bereift sogar, heut früh zeitig: das sah ganz einzig aus. Über-

haupt ist's hier wunderschön. — Kann ich Ihnen nun etwas helfen, Mama Vockerat?

FRAU VOCKERAT. Wenn Sie mir die Zuckerdose mal überreichen wollten!

FRÄULEIN ANNA *hat die Zuckerdose auf den Tisch gestellt. Noch über den Tisch gebeugt, seitlich aufschauend.* Sind Sie mir nicht böse, wenn ich Sie Mama Vockerat nenne?

FRAU VOCKERAT *lacht.* Ach woher!

FRÄULEIN ANNA. Ich bin so glücklich, wenn Sie mir's erlauben. *Küßt Frau Vockerat unversehens und stürmisch.* Ach! ich bin Ihnen überhaupt so dankbar, daß Sie mir erlauben, hier zu sein.

FRAU VOCKERAT. Aber Fräulein Annchen.

FRÄULEIN ANNA. Ich fühle mich so sehr glücklich in Ihrer Familie. Sie sind alle so herzlich zu mir. Sie sind überhaupt alle so gute Menschen.

FRAU VOCKERAT. I du mein...! Sie haben Sommerfäden aufgelesen. *Sie liest die Fäden von Annas Kleid.*

FRÄULEIN ANNA. Und daß man so glücklich sein kann in einer Familie! Mir ist eben so was ganz fremd gewesen bis jetzt.

FRAU VOCKERAT, *immer noch Spinnefäden ablesend.* Man muß so was nicht berufen, Fräulein! — Warten Sie! Hier... Reine Schnüre wirklich!

FRÄULEIN ANNA. Sind Sie abergläubisch, Mama Vockerat?

FRAU VOCKERAT. Ach nein, nein, mein Herzchen! Es is ja richtig: der liebe Gott meint's ja ganz gut mit uns. Aber alles ist gerade auch nicht so, wie's sein könnte.

FRÄULEIN ANNA. Da wüßt' ich wirklich nicht... Sie sind doch alle... Ach nein, das müssen Sie nicht sagen!

FRAU VOCKERAT. Nein, nein! Da haben Sie auch recht. Man soll auch nicht murren. *Ablenkend:* Einstweilen ist es wunderhübsch, daß wir Sie bei uns haben.

*Geheimnisvoll:* Sie sind auch für Johannes ein guter Geist.

FRÄULEIN ANNA, *überrascht. Wechselt die Farbe. Plötzlich heftig.* Mögen Sie mich wirklich ein klein wenig leiden?

FRAU VOCKERAT. Ich hab' Sie sogar sehr lieb, Fräulein.

FRÄULEIN ANNA. Aber nicht so wie ich. Wie meine wirkliche Mutter lieb' ich Sie. *Den leeren Korb nehmend, im Begriff, wieder in den Garten zu gehn:* Herr Johannes hat doch ein zu gutes Herz, fast zu weich.

FRAU VOCKERAT. Wieso denn?

FRÄULEIN ANNA. Ach, überhaupt. — Gestern auf der Straße zum Beispiel trafen wir einen Betrunkenen. Die Kinder kamen gerade aus der Schule. Und auch die Erwachsenen ließen ihn nicht in Ruh'. Vor dem Müggelschlößchen war ein großer Auflauf.

FRAU VOCKERAT. Ja, ja! so was kann er nicht leiden. Da is er nicht zu halten. Da hat er sich schon viel Unannehmlichkeiten zugezogen.

FRÄULEIN ANNA. Finden Sie das nicht schön, Mama Vockerat?

FRAU VOCKERAT. Schön? — Ach... Nu ja, warum denn nicht! Er is ja 'n guter Junge. — Aber wenn man's recht bedenkt: was nützt denn das alles! Was nützt denn alle Güte! Und wenn er noch so gut is: seinen Gott hat er halt doch verloren. — — Das is gar nicht leicht. Das könn'n Se wirklich glauben, Fräulein! für 'ne Mutter... für Eltern — die ihr Herzblut, möcht' ich sagen, dran gesetzt haben, ihren Sohn zu einem frommen Christenmenschen zu erziehen. *Sie schneuzt sich, um ihre Rührung zu verbergen.* Der dumme Schnupfen! Schon die ganzen Tage... *Sich mit Staubwischen beschäftigt, nach einer Pause:* Gut is er ja! das is alles recht gut und schön, aber das macht ein'n ja doppelt kummervoll. Und man sieht doch auch, wie sich's

rächt: es liegt kein Segen über seiner Tätigkeit. Immer und ewig Unruhe und Hast. Die reine Hetzjagd nur immer. Und wenn nur was rauskäme. Aber man sieht's ja, er kommt nicht vorwärts. — Wie war der Junge bloß früher! Ein Kind... Ein reines Wunderkind war er. Ich weiß noch, Pastor Schmidel... Alles staunte nur so. Mit dreizehn Jahren Sekundaner. Mit siebzehn hatt' er's Gymnasium durch — und heut? Heut haben sie ihn fast alle überholt. Heut sind welche, die nicht halb so begabt waren, längst im Amt.

FRÄULEIN ANNA. Das ist aber im Grunde doch ganz natürlich. — Das beweist doch eben grade, daß Herr Johannes über das Hergebrachte hinauswill. Die ausgetretenen Wege, die sind eben nicht für jeden. Herr Johannes gehört eben auch unter diejenigen, welche neue Wege suchen.

FRAU VOCKERAT. Dafür gibt 'n aber doch kein Mensch was, Fräulein Anna! Was nützt denn das alles, wenn er sich aufreißt? Da will ich doch hundertmal lieber, daß er 'n einfacher Landmann — oder Gärtner — oder meinetwegen auch 'n Beamter oder so was wäre — und das ganze Grübeln Grübeln sein ließe — — Na, Fräulein! Lassen Sie sich nich etwa Ihre frohe Laune verderben. 's kommt halt manchmal so über mich. Da is mir's so manchmal, als wenn's gar nicht möglich wär'. Aber wenn man sich 'ne Weile gegrämt hat, dann sagt man sich auch wieder: der liebe Gott wird schon alles wohl machen. — Ja, ja! da lächeln Sie. So altmodisch bin ich noch. Von dem lass' ich nicht. Von dem dort oben, mein' ich — von dem kann mich keine Macht der Welt losreißen.

FRÄULEIN ANNA. Das will ich auch nicht. Und gelacht hab' ich auch nicht, Mama Vockerat. Aber sehn Sie: Sie selbst sind schon wieder heiter geworden. Kommen Sie. Wollen Sie nicht? Es ist wundervoll auf der Veranda.

FRAU VOCKERAT. Nein, nein! Ich erkält' mich. Ich hab' auch zu tun. Gehn Sie nur — und bringen Sie Johannes mit. Das Frühstück ist fertig. *Fräulein Anna ab.*

*Während Frau Vockerat einige Möbel abstäubt, hört man Trommeln und Querpfeifen. Frau Vockerat eilt ans Fenster. Das Geräusch der Instrumente läßt nach und verstummt. Frau Käthe im Morgenrock aus dem Schlafzimmer.*

FRAU KÄTHE, *abgespannt*. Es ist zu lebhaft am Sonntag.

FRAU VOCKERAT. Turner aus Berlin, Käthel! Prächtige Menschen. Guten Morgen, Käthemiezal. Nu —? Wie hast de geruht, Kind? Gut? Siehst nicht zum besten aus gerade.

FRAU KÄTHE. Die Kleine kam zweimal. Da hab' ich wach gelegen 'ne Zeitlang. Wart mal, Mutter! Ich muß mir mal überlegen... ich muß denken.

FRAU VOCKERAT. Du solltest schon nachgeben, Kindel, und die Amme allein schlafen lassen mit Philippchen.

FRAU KÄTHE, *gelinde vorwurfsvoll*. Ach, Mutter, du weißt doch.

FRAU VOCKERAT. Aber warum denn nu nicht?

FRAU KÄTHE. Du weißt ja doch, das tu' ich nicht.

FRAU VOCKERAT. Du wirst's am Ende doch mal tun müssen, Käthchen?

FRAU KÄTHE, *gereizt*. Ich lasse mich aber nicht trennen! Philippchen ist mein Kind. So ein kleines Kind ohne Mutter...

FRAU VOCKERAT. Aber Kindel, Kindel! Bewahre! Wer denkt denn so was! Komm! — Ich hol' dir was. — Kaffee. — Soll ich dir 'n Schnittchen streichen in zwischen — oder..?

FRAU KÄTHE, *am Tisch sitzend, erschöpft*. Ach ja, bitte! *Nach einer Pause, während Frau Vockerat das*

*Brot mit Butter bestreicht, fährt Käthe fort:* Wo ist denn Johannes?

FRAU VOCKERAT. Sie nehmen den Wein ab — er und das Fräulein.

FRAU KÄTHE, *Kinn auf die Hand gestützt, gedehnt.* Sie is sehr lieb. Nicht?

FRAU VOCKERAT. Ich hab' sie auch gern, muß ich sagen.

FRAU KÄTHE. Nu sag mal selbst, Mutterchen: Du warst immer so schlecht zu sprechen auf die Emanzipierten.

FRAU VOCKERAT. Alles was recht is! Ich muß wirklich auch sagen...

FRAU KÄTHE, *schleppend.* So schlicht und weiblich. Keine Spur von aufdringlich. — Trotzdem sie doch sehr viel weiß und sehr klug ist. Das find' ich so nett. Nicht, Mutterchen? Sie will so gar nicht glänzen mit ihrem Wissen. — Über Johannes freu' ich mich jetzt recht. — Find'st du nicht, Mutter: er ist immer so heiter jetzt?

FRAU VOCKERAT, *überrascht.* Ja, ja! Du hast recht. Er ist wirklich jetzt manchmal ganz ausgelassen.

FRAU KÄTHE. Nicht wahr, Muttchen?

FRAU VOCKERAT. Weil er nun jemanden hat, siehst du, vor dem er seine gelehrten Sachen auskramen kann.

FRAU KÄTHE. Das is sehr wichtig für ihn.

FRAU VOCKERAT. Das kann schon sein, ja, ja! *Pause.*

FRAU KÄTHE. In vielen Dingen muß ich Fräulein Anna recht geben. Sie sagte neulich: wir Frauen lebten in einem Zustand der Entwürdigung. Da hat sie ganz recht. Das fühl' ich hundertmal.

FRAU VOCKERAT. Ach, darum kümmere ich mich nicht. Weißt du — überhaupt mit solchen Sachen darf sie mir alten, erfahrenen Frau nicht kommen. Das hat se auch schon gemerkt, dazu bin ich zu alt und habe zu viel Erfahrungen gemacht.

FRAU KÄTHE. Aber sie hat doch recht, Mutter. Das ist zu sonnenklar, daß sie recht hat. — Wir sind wirklich und wahrhaftig ein verachtetes Geschlecht. — Denke mal: es gibt einen Paragraphen in unseren Gesetzen — das erzählte sie gestern —, danach hat der Mann noch heut das Recht, seine Frau in mäßiger Weise körperlich zu züchtigen.

FRAU VOCKERAT. Das kenn' ich nicht. Darüber will ich gar nichts sagen. Das wird wohl auch nicht so schlimm sein. Aber wenn du mir 'n Gefallen tun willst, Käthel, gib dich mit den neuen Geschichten nicht ab. Das macht den Menschen bloß konfus. Das raubt 'n die Ruhe und den Frieden. Wart, Kindel, nu hol' ich dir Kaffee. — Das ist meine Meinung, Käthel. *Ab.*

*Frau Käthe sitzt am Frühstückstisch, das Kinn in der Hand, den Ellenbogen auf der Tischplatte. Plötzlich gehen draußen Johannes und Fräulein Anna laut redend und lachend vorüber. Frau Käthe schrickt zusammen, zittert und erhebt sich, um mit den Augen das Paar verfolgen zu können. Ihr Blick ist voll Angst, sie atmet schwer. Nun hört man Frau Vockerat mit der Kaffeekanne klirren. Gleich darauf erscheint sie und findet Käthe noch in derselben Stellung am Tisch, in der sie sie zurückgelassen.*

FRAU VOCKERAT, mit Kaffee. So. — Da. — Nun trink und stärk dich!

*Fräulein Anna und Johannes von der Veranda herein.*

FRAU VOCKERAT. Schön, daß ihr kommt.

JOHANNES, die Thür offenlassend. Wir lassen offen. Die Sonne wärmt schon tüchtig. — Hatten Sie sich sehr verletzt, Fräulein?

FRÄULEIN ANNA, einige lange Weinranken mithereinziehend. Ach, nein, gar nicht! Das Spalier war so naß, da glitt ich aus mit der Schere. *Eilt auf Käthe zu, faßt ihre beiden Hände und küßt ihr die Stirne.* Guten Morgen, Frau Käthel! — Hu, kalte Hände... Was für kalte Hände haben Sie. *Sie reibt ihr die Hände warm.*

JOHANNES *küßt Käthe von rückwärts auf die Wange.*  
Guten Morgen, Käthe! — *Mit komischem Erstaunen:*  
Ach, du liebes Gottchen! wie siehst du bloß wieder aus!  
Jammervoll! Wie so 'n krankes Hühnchen vollständig.

FRAU VOCKERAT. Aber ihr bringt Kälte herein.  
Nächstens müssen wir wirklich heizen. — Na, kommt  
nur jetzt. *Sie hat allen eingegossen.*

FRÄULEIN ANNA, *den Tisch mit den Ranken  
schmückend.* Bißchen dekorieren.

FRAU KÄTHE. Wunderhübsch!

JOHANNES, *sitzend.* Nun urteilt mal: wie sieht  
Fräulein Anna heut aus, und wie sah sie vor acht Tagen  
aus, als sie ankam?

FRÄULEIN ANNA. Es geht mir zu gut hier. Ich werde  
abreisen müssen.

FRAU VOCKERAT. Man merkt die Landluft.

JOHANNES. Und wer hat sich damals gesträubt  
und gesträubt —?

FRAU VOCKERAT. Was wird Papachen jetzt machen?

JOHANNES. Er wird sich tüchtig bängen nach dir.

FRAU VOCKERAT. Na, er hat zu tun. Die Winter-  
saat ist zwar rein — aber er schrieb ja auch: ich sollte  
nur ja bleiben, solange ich nötig wär'.

JOHANNES. Er wird dich abholen, Mutti?

FRAU VOCKERAT. Ja, wenn ich ihm schreibe, kommt  
er. *Zu Fräulein Anna:* Er benutzt ja gern jede Ge-  
legenheit, die Kinder mal wiederzusehen. Und nu noch  
gar das Enkelchen! Nein, wie damals euer Telegramm  
kam: Gesunder Junge. Nein, dieser Mann! — da war  
er aber wirklich rein außer sich vor Freude.

FRAU KÄTHE. Das gute Papachen! Du mußt nun auch  
wirklich bald zu ihm. Das wäre zu egoistisch von uns. . .

FRAU VOCKERAT. I komm m'r nur! Erst schaff dir  
andre Backen an!

FRÄULEIN ANNA. Ich wäre ja auch noch da. Was  
denken Sie! Ich verstehe auch zu wirtschaften. Und

was ich Ihnen alles kochen könnte! Russisch! Borschtsch oder Pilaw. *Alle lachen.*

FRAU VOCKERAT, *unwillkürlich hastig.* Nein, nein! Ich gehe ja doch keinesfalls.

FRAU KÄTHE. Nu, wenn's dir wirklich nichts macht, Mutterchen... *Pause.*

JOHANNES. Gib mal den Honig, Käthel.

FRAU KÄTHE. Ach, da kommt Braun! *Braun. Überzieher, Hut, Schirm, Reisetasche, Buch unterm Arm. Er macht einen gelangweilten Eindruck. Müder und nachlässiger Gang.*

BRAUN. Morgen!

JOHANNES. Wo führt dich der Kuckuck her, schon so zeitig?

FRAU VOCKERAT *schlägt nach etwas mit der Serviette.*

JOHANNES. Eine Biene, Muttil nicht schlagen, nicht schlagen!

BRAUN. Ich wollte nach Berlin. Farben holen aus meiner Bude. Hab' leider den Zug versäumt.

JOHANNES. Du! Das passiert dir oft.

BRAUN. Na, morgen ist auch noch ein Tag.

FRAU KÄTHE *nimmt, als ob die Biene um ihren Teller summe, die Hände in die Höhe.* Sie spürt den Honig.

FRÄULEIN ANNA. Gehn denn nicht mehr Züge? *Blickt auf den Busen herab, drohend:* Bienchen, Bienchen!

BRAUN. Die sind mir zu teuer. Ich fahre nur Arbeiterzug.

JOHANNES. Die fahren nur ganz zeitig. — Sag mall Malen kannst du doch noch?

BRAUN. Ohne Farben? Nein.

JOHANNES. Breo, Breo! Du kommst mir ins Bum-meln.

BRAUN. Tag früher oder später berühmt. — Ach, überhaupt die ganze Malerei...

JOHANNES. Lieber Schach spielen, wie?

BRAUN. Wenn du nur für so was mehr Sinn hätst'st. Aber dein Meer hat keine Häfen, lieber Sohn. Du lebst ohne Pausen.

JOHANNES. Ach, 's is wohl nicht möglich! —

FRAU VOCKERAT *fährt auf, schreit*. Eine Wespe, eine Wespe! *Alle schlagen mit Servietten nach Frau Vockerat*.

JOHANNES. Schon hinaus.

FRAU VOCKERAT, *wieder Platz nehmend*. Infame Tiere. *Alle setzen sich*.

JOHANNES. Na, komm, setz dich! — Was hast du denn da?

BRAUN. Möcht'st du wohl gern wissen? Interessante Sache.

JOHANNES. Na, komm, frühstück noch 'n bißchen.

BRAUN *hat sich gesetzt und Johannes das Buch gegeben, der darin blättert*. Ja, das tu' ich sehr gern. Ich hab' nur ganz flüchtig... Such mal: „Die Künstler“ von Garschin —

JOHANNES, *blätternnd*. Was hast du denn da wieder aufgegabelt?

BRAUN. Was für dich, Hannes.

FRÄULEIN ANNA. Ja, das ist eine sehr gute Novelle. Sie kannten sie noch nicht?

BRAUN. Nein. Heut früh im Bett erst fing ich zu lesen an. Deshalb hab' ich eben den Zug versäumt.

FRÄULEIN ANNA. Sind Sie nun für Rjäbinin oder für Djedoff?

JOHANNES. Jedenfalls bist du jetzt mehr fürs Lesen als fürs Malen.

BRAUN. Augenblicklich sag nur lieber: weder fürs Lesen noch fürs Malen. Zieh dir nur auch mal die Geschichte von Garschin bißchen zu Gemüte. Es gibt vielleicht Dinge zu verrichten, die augenblicklich wichtiger sind als sämtliche Malereien und Schreibereien der Welt.

FRÄULEIN ANNA. Sie sind also für Rjäbinin?

BRAUN. Für Rjäbinin? — Oh, oh — na, das kann ich nicht mal sagen — so bestimmt.

JOHANNES. Was ist das eigentlich für 'ne Geschichte: „Die Künstler“?

FRÄULEIN ANNA. Zwei Künstler werden geschildert: ein naiver und ein sogenannter denkender Künstler. Der naive war Ingenieur und wird Maler. Der denkende steckt die Malerei auf und wird Schullehrer.

JOHANNES. Aus welchem Grunde denn?

FRÄULEIN ANNA. Es scheint ihm augenblicklich wichtiger, Lehrer zu sein.

JOHANNES. Wie kommt er denn zu dem Entschluß?

FRÄULEIN ANNA *hat das Buch genommen, blättert.* Warten Sie! — Es ist das einfachste, ich lese Ihnen die Stelle vor. — Hier! *Sie hält den Finger auf die gefundene Stelle und wendet sich erklärend an alle:* Djedoff, der ehemalige Ingenieur, hat Rjäbinin in eine Dampfkesselfabrik geführt. Die Leute, welche die Arbeit im Innern des Kessels verrichten, werden nach einiger Zeit gewöhnlich taub von dem fürchterlichen Geräusch des aufschlagenden Hammers. Deshalb werden sie von den anderen Arbeitern in Rußland die Tauben genannt. So einen „Tauben“ zeigt ihm Djedoff bei der Arbeit. *Sie liest:* „Da sitzt er vor mir im dunklen Winkel des Kessels, in einen Knäuel zusammengeballt, in Lumpen gehüllt, vor Müdigkeit fast zusammenbrechend... Seinem bläulich roten Gesicht... der Schweiß herunterrinnt... Seiner gequälten, breiten, eingefallenen Brust..“

FRAU VOCKERAT. Aber warum schildert man nun überhaupt solche schreckliche Sachen? Das kann doch niemand erfreuen.

JOHANNES, *lachend, seiner Mutter liebevoll über den Scheitel streichend.* Mutterchen, Mutterchen! muß denn immer gelacht sein?

FRAU VOCKERAT. Das sag' ich nicht. Aber man muß doch seine Freude haben können an der Kunst.

JOHANNES. Man kann viel mehr haben an der Kunst als seine Freude.

FRÄULEIN ANNA. Rjäbinin ist auch nicht erfreut. Er ist in seinem Innersten erschüttert und aufgewühlt.

JOHANNES. Denk doch mal an die Landwirtschaft, Muttel! Da muß der Boden auch aufgewühlt werden — alle Jahre, mit dem Pflug, wenn was Neues drauf wachsen soll.

FRÄULEIN ANNA. In Rjäbinin zum Beispiel, da wächst auch was Neues. Er sagt sich: solange noch solches Elend existiere, sei es ein Verbrechen, irgend etwas anderes zu tun, was nicht unmittelbar darauf abzielt, diesem Elend zu steuern.

FRAU VOCKERAT. Elend hat's immer gegeben.

JOHANNES. Die Idee, Lehrer zu werden, ist da doch aber ziemlich verfehlt.

BRAUN. Wieso denn? Ist das etwa nicht was Nützlicheres als Bilder malen und Bücher schreiben?

JOHANNES. Wie hoch du deine Arbeit anschlägst, mußt du ja wissen. Ich für mein Teil denke gar nicht gering von meiner Tätigkeit.

BRAUN. Du gestehst dir's nicht ein, und ich gestehe mir's ein.

JOHANNES. Was denn? Was gestehe ich mir nicht ein?

BRAUN. Nu eben das.

JOHANNES. Was?

BRAUN. Daß deine ganze Schreiberei ebenso zwecklos ist wie...

JOHANNES. Was für eine Schreiberei?

BRAUN. Na, deine psychophysiologische da.

JOHANNES, *barsch*. Davon verstehst du ja nichts.

BRAUN. Liegt mir auch gar nichts dran.

JOHANNES. Na, höre! dann bist du ein armseliger

Ignorant einfach, dann stehst du auf einer Bildungsstufe...

BRAUN. Ja, ja, spiel nur deine Schulbildung wieder aus.

JOHANNES. Auf meine Schulbildung spucke ich; das weißt du recht gut. Aber so viel steht fest...

BRAUN. Das sagst du hundertmal, und doch guckt dir der Bildungshochmut durch alle Ritzen. Ach, hören wir überhaupt auf davon! Das sind heikle Sachen, die jeder schließlich mit sich selber ausmachen muß.

JOHANNES. Wieso denn heikel?

BRAUN. Es hat ja keinen Zweck. Du wirst immer gleich so heftig. Du alterierst dich wieder und...

JOHANNES. Drück dich doch aus, lieber Sohn! Drück dich doch klar aus!

BRAUN. Ach Unsinn! Es hat ja wirklich keinen Zweck. Sehe jeder, wie er's treibel!

JOHANNES. Ja! treib' ich's denn so schlimm, sag mal!

BRAUN. Nicht schlimmer als die andern alle. Du bist eben 'n Kompromißler.

JOHANNES. Verzeihe, wenn ich dir darauf keine Antwort gebe. — Die Sache langweilt mich einfach. — *Erregt ausbrechend:* So steht es nämlich! Ihr Freunde habt radikale Phrasen gedroschen, und ich habe euch ein für allemal gesagt, daß ich das nicht mitmache: deshalb bin ich 'n Kompromißler.

BRAUN. So drückst du's aus, aber die Sache ist die: wenn wir andern mit unsern Gedanken rücksichtslos vordrangen, da hast du für das Alte und Überlebte in jeder Form gegen uns das Wort geführt. Und deshalb hast du deine Freunde von dir fortgetrieben und dich isoliert.

FRAU KÄTHE, *besänftigend.* Johannes!

JOHANNES. Die Freunde, die ich von mir fortreiben konnte... auf die Freunde, aufrichtig gestanden! auf die pfeif' ich.

BRAUN *erhebt sich*. Du pfeifst auf sie? *Mit Blick auf Anna*: Seit wann denn, Hannes?

FRAU KÄTHE, *nach einer Pause*. Wollen Sie schon fort, Herr Braun?

BRAUN, *beleidigt, in gleichgültigem Ton*. Ja. Ich habe noch was zu tun.

JOHANNES, *gut*. Mach keine Torheiten.

BRAUN. Nee wirklich.

JOHANNES. Na dann —: tu, was du nicht lassen kannst.

BRAUN. Guten Morgen! *Ab. Pause*.

FRAU VOCKERAT *fängt an, das Geschirr zusammenzustellen*. Ich weiß nicht! Ihr schwärmt immer so von dem Braun. Ich muß ehrlich sagen: ich hab'n nicht sehr gern.

JOHANNES, *gereizt*. Mutter! Tu mir die einzige Liebe...!

FRAU KÄTHE. Braun is aber wirklich nicht nett zu dir, Hannes!

JOHANNES. Kinder! Mischt euch bitte nicht in meine Privatangelegenheiten. *Es tritt wieder eine Pause ein. Frau Vockerat räumt den Tisch. Frau Käthe erhebt sich.*

JOHANNES, *zu Käthe*. Wohin willst du denn?

FRAU KÄTHE. Den Kleinen baden. *Sie nickt Fräulein Anna gezwungen lächelnd zu, dann ab ins Schlafzimmer. Frau Vockerat, einen Teil des Geschirrs auf dem Tablett tragend, will ab. In diesem Augenblick öffnet sich die Flurtür ein bißchen, ein Hökerweib wird sichtbar und ruft hinein: Die Grünfrau!*

FRAU VOCKERAT *antwortet*. Ich komm' ja schon. *Ab durch die Flurtür. — Nach einer Pause:*

FRÄULEIN ANNA, *erhebt sich, stellt ihre Uhr*. Wie spät mag es sein — genau? *Wendet sich zu Johannes, der mißmutig dasitzt*. Nun, Herr Doktor! — *Sie singt leise die Melodie vom „Brüderlein fein“, sieht schalkhaft dabei Johannes an. Beide müssen lachen.*

JOHANNES, *wieder ernst, seufzt*. Ach, Fräulein Anna! Es ist leider bitterer Ernst.

FRÄULEIN ANNA, *ihm schalkhaft mit dem Finger drohend*. Aber lachen Sie nicht!

JOHANNES *lacht wieder, dann ernst*. Nein, wirklich. Sie wissen bloß nicht, was alles dahintersteckt: hinter so einer Äußerung von Braun.

FRÄULEIN ANNA. Haben Sie mich schon Klavier spielen gehört?

JOHANNES. Nein, Fräulein! — Aber ich denke, Sie spielen überhaupt nicht.

FRÄULEIN ANNA. Nein, nein! Ich scherze auch nur. — Also wir rudern heut morgen?

JOHANNES. Ich habe wirklich nicht recht zu was Lust mehr.

FRÄULEIN ANNA, *freundlich drohend*. Herr Doktor! Herr Doktor! Wer wird gleich so trübe sein!

JOHANNES. Ich begreife nicht, daß ein Mensch wie Braun...

FRÄULEIN ANNA. Also noch immer Braun! Haben Ihnen wirklich seine Äußerungen einen so tiefen Eindruck gemacht?

JOHANNES. Fräulein! Das sind alte Geschichten, die dadurch wieder aufgerührt werden und...

FRÄULEIN ANNA. Die soll man ruhen lassen, Herr Doktor, — die alten Geschichten. Solange man rückwärtsblickt, kommt man nicht vorwärts.

JOHANNES. Sie haben auch wirklich recht. Also lassen wir's. — Das ist übrigens interessant, wie sonst kluge Leute immer auf ein und denselben Irrtum durch Jahre hindurch zurückkommen. Das ist nämlich sein voller Ernst. Er hält nämlich meine philosophische Arbeit für etwas Nichtsnutziges. Können Sie sich das vorstellen?

FRÄULEIN ANNA. Es gibt solche Menschen.

JOHANNES. Man soll öffentlich tätig sein, lärmern,

sich radikal gebärden. Man soll sich nicht kirchlich trauen lassen, auch nicht aus Rücksicht auf seine kirchlich erzogene Braut. Man soll überhaupt keine Rücksicht nehmen, und wenn man nun gar wie ich innerhalb seiner vier Wände einer wissenschaftlichen Aufgabe lebt, dann ist man in den Augen seiner Freunde ein Mensch, der seine Ideale verraten hat. Ist das nicht sonderbar, Fräulein?

FRÄULEIN ANNA. Ach, Herr Doktor, legen Sie doch nicht so viel Gewicht auf das, was Ihre Freunde sagen. Wenn Ihre Anschauungen Sie selbst befriedigen können, — lassen Sie sich's doch nicht anfechten, daß die andern dadurch nicht befriedigt werden. Die Konflikte bringen die Menschen um ihre Kraft.

JOHANNES. Ach, nein, nein! Gewiß nicht. Ich lasse mich gewiß nicht mehr beeinträchtigen dadurch. Wem es nicht behagt, dem kann ich einfach nicht helfen! Immerhin ist's einem nicht immer gleichgültig gewesen. Man ist aufgewachsen mit seinen Freunden. Man hat sich daran gewöhnt, von ihnen ein wenig geschätzt zu werden. — Und wenn man diese Schätzung nun nicht mehr spürt, da ist's einem, als ob man plötzlich in einem luftleeren Raum atmen sollte.

FRÄULEIN ANNA. Sie haben doch die Familie, Herr Doktor.

JOHANNES. Gewiß. Jawohl. Das heißt... Nein, Fräulein Anna! — Sie werden mich nicht mißverstehen. Ich habe bisher noch zu niemandem darüber gesprochen. Sie wissen ja, wie sehr ich mit meiner Familie verwachsen bin. Aber was meine Arbeit anbelangt, da kann mir meine Familie wirklich nicht das mindeste sein. Käthchen hat ja wenigstens noch den guten Willen — 's ist ja rührend! Sie findet ja alles immer wunderschön. Aber ich weiß doch, daß sie kein Urteil haben kann. Das kann mir doch dann nicht viel nützen. Deshalb befind' ich mich ja buchstäblich wie im Himmel,

seit Sie hier sind, Fräulein Anna. Das passiert mir ja das erstemal im Leben, daß jemand für meine Arbeit, für das, was ich zu leisten imstande bin, ein sachliches Interesse hat. Das macht mich ja wieder frisch. Das ist ja wie 'ne Heide förmlich, auf die's regnet. Das...

FRÄULEIN ANNA. Sie sind ja poetisch beinah, Herr Doktor!

JOHANNES. Das ist auch durchaus zum Poetischwerden. Aber da täuschen Sie sich sehr. Meine Mutter haßt das arme Manuskript direkt. Am liebsten möchte sie's in den Ofen stecken. Meinem guten Vater ist es nicht weniger unheimlich. Also von da habe ich nichts zu erwarten. Von meiner Familie hab' ich nur Hemmnisse zu erwarten — was das anbelangt. — Übrigens wundert mich das ja nicht. Nur daß man Freunde hat — und daß auch die nicht einen Gran Achtung für meine Leistung aufbringen — daß ein Mann wie Braun...

FRÄULEIN ANNA. Es wundert mich, daß gerade Braun Ihnen solchen Kummer macht.

JOHANNES. Ja, Braun... das ist... Wir kennen uns von Jugend auf.

FRÄULEIN ANNA. Das heißt: Sie kennen ihn von Jugend auf?

JOHANNES. Ja, und er mich —

FRÄULEIN ANNA. Er Sie? Ach, wirklich?

JOHANNES. Na ja — das heißt bis zu einem gewissen Grade.

FRÄULEIN ANNA. Sie sind so grundverschieden, scheint mir nur.

JOHANNES. Ach, meinen Sie!

FRÄULEIN ANNA, *nach einer Pause*. Herr Braun ist ja noch so unfertig in jeder Beziehung — so... Ich will nicht sagen, daß er Sie beneidet, aber es ärgert ihn.. Ihr zähes Festhalten an Ihrer Eigenart ist ihm unbehaglich. Es mag ihn sogar ängstigen. — Er hat etwas imputiert erhalten: gewisse sozial-ethische Ideen, oder

wie man sie sonst nennen will; und daran haftet er nun, daran klammert er sich, weil er allein nicht gehen kann. Er ist keine starke Individualität als Mensch, wie sehr viele Künstler. Er getraut sich nicht, allein zu stehen. Er muß Massen hinter sich fühlen.

JOHANNES. Oh, das hätte mir jemand vor Jahren sagen sollen, als ich fast erlag unter dem Urteil meiner Freunde! Oh, hätte mir das ein Mensch gesagt, damals, wo ich so furchtbar darniederlag, wo ich mir Vorwürfe machte, daß ich ein schönes Haus bewohnte, daß ich gut aß und trank, wo ich jedem Arbeiter scheu auswich und nur mit Herzklopfen an den Bauten vorüberging, wo sie arbeiteten! Da habe ich meine Frau auch was geplagt; alles verschenken wollt' ich immer und mit ihr in freiwilliger Armut leben. Wirklich, ehe ich solche Zeiten wieder durchmachte, lieber... — Ja, wahrhaftig! lieber der Müggelsee. — Nun will ich aber doch — *er greift nach seinem Hut* — den dummen Kerl, den Braun, noch zur Vernunft bringen.

FRÄULEIN ANNA *sieht ihn an mit eigentümlichem Lächeln.*

JOHANNES. Meinen Sie nicht?

FRÄULEIN ANNA. Tun Sie nur, was Sie müssen, Sie großes Kind Sie!

JOHANNES. Fräulein Anna!

FRÄULEIN ANNA. Ihr Herz, Herr Doktor, das ist Ihr Feind.

JOHANNES. Ja, sehen Sie, wenn ich mir denke, daß er rumläuft und sich ärgert, so — das raubt mir die Ruhe.

FRÄULEIN ANNA. Ist es gut, wenn man so sehr abhängig ist?

JOHANNES, *entschlossen.* Nein — es ist nicht gut. Er wird zwar nun überhaupt nicht wiederkommen. Er ist nie zuerst zu mir gekommen. Einerlei! Sie haben recht. Und deshalb werde ich auch nicht gehn — dies-

mal — zu Braun. — Wollen wir also unsere Seefahrt antreten?

FRÄULEIN ANNA. Aber Sie wollten mir das dritte Kapitel lesen.

JOHANNES. Wir könnten es mitnehmen — das Manuskript.

FRÄULEIN ANNA. Ja — schön. Dann kleid' ich mich an, schnell. *Ab. Johannes tritt an den Bücherschrank, entnimmt ihm sein Manuskript und vertieft sich hinein. Frau Vockerat durch die Flurtür, zwei Büchelchen mit Goldschnitt in der Hand.*

FRAU VOCKERAT. Siehst du — nun nehme ich mir einen von euren bequemen Stühlen — setze mir die Brille auf — und fei're meine Morgenandacht. Ist's warm zum Sitzen auf der Veranda?

JOHANNES. Gewiß, Mutter. *Vom Manuskript aufblickend:* Was hast du denn da?

FRAU VOCKERAT. Worte des Herzens. Du weißt ja — meinen geliebten Lavater. Und hier habe ich Gerok — Palmblätter. — Das war ein Mann! — Der gibt's e Gelehrten manchmal gut. O weh! *Sie legt den Arm um Johannes und ihren Kopf an seine Brust; zärtlich:* Na, alter Junge!? Grübelst de schon wieder!? — *nicht ohne Humor:* Du junger Vater du!

JOHANNES, *zerstreut aufblickend vom Manuskript.* Na, meine Mutti!

FRAU VOCKERAT. Wie ist dir denn so zumute, in deiner neuen Vaterwürde?

JOHANNES. Ach, Mutti, nicht so besonders. — Wie immer.

FRAU VOCKERAT. Na, tu nur nicht so! Erst bist de gehopst ellenhoch, und nu . . . Bist de etwa wieder nicht zufrieden?

JOHANNES, *zerstreut aufblickend.* Ach, sehr zufrieden, Mutti!

FRAU VOCKERAT. Sag mal, du ziehst ja jetzt immer

den guten Anzug an. Das Fräulein Anna nimmt dir's doch gewiß nicht übel. Trag doch die alten Sachen ab hier draußen.

JOHANNES. Aber ich bin doch kein kleines Kind mehr, Mutter!

FRAU VOCKERAT. Gleich wirst de gnatzig! *Umarmt ihn fester; eindringlich zärtlich:* Und sei klein bißchen fromm, alter Kerl. Tu's deiner alten Mutter zuliebe. Der alte Haeckel und der tumme Darwin da: die machen dich bloß unglücklich. Hörst de! Tu's deiner alten Mutter zu Gefallen.

JOHANNES, *gen Himmel blickend.* Ach, gute Leuten! Bei euch muß man wirklich sagen: vergib ihnen, Herr, denn sie wissen nicht . . . Glaubst du denn wirklich, daß das so einfach geht mit dem Frommwerden?

FRAU VOCKERAT, *im Abgehen.* Es geht, es geht! Du brauchst bloß wollen, Hannes. Versuch's bloß, Hannes. Versuch's bloß einmal, Hannes. *Ab auf die Veranda, wo sie sich auf einen Stuhl niedersetzt und liest. Johannes wieder in sein Manuskript vertieft. — Frau Käthe kommt mit Briefen.*

FRAU KÄTHE, *lesend, dann aufblickend.* Hannes! Hier ist ein Brief vom Bankier.

JOHANNES. Bitte, Käthchen! Ich habe jetzt wirklich keinen Sinn dafür im Augenblick.

FRAU KÄTHE. Er fragt an, ob er verkaufen soll.

JOHANNES. Komm mir jetzt nicht damit, um Gottes willen!

FRAU KÄTHE. Aber es eilt, Hannes.

JOHANNES, *heftig.* Hier! Da! *Schlägt mit dem Zeigefinger krampfhaft auf das Manuskript.* Meine Sache eilt noch mehr!

FRAU KÄTHE. Meinethalben mag's liegenbleiben. Dann sind wir eben ohne Geld morgen.

JOHANNES, *noch heftiger.* Nein, Käthe! — wir passen wirklich nicht zusammen! Da wundert ihr euch immer,

warum man zu keiner Ruhe kommt. Wenn sich's nur mal 'n bißchen in mir geordnet hat, da kommst du — und da greifst du hinein — mit Fuhrmannshänden geradezu.

FRAU KÄTHE. Gar nicht. Eben kam der Briefträger, und da sag' ich's dir einfach.

JOHANNES. Das ist's ja eben. Das beweist ja eben eure absolute Verständnislosigkeit. Als ob das so wäre wie Schuhemachen. Der Briefträger kommt, und du sagst mir's einfach. Natürlich! Warum nicht! Daß du mir dabei eine ganze, mühselig zusammengehaspelte Gedankenkette durchreißt, das kommt dir nicht in den Sinn.

FRAU KÄTHE. Aber das Praktische muß doch auch bedacht werden.

JOHANNES. Wenn ich dir aber sage: meine Arbeit geht vor! Sie kommt zuerst und zuzweit und zudritt, und dann erst kann meinetwegen das Praktische kommen. Versuch doch mal das zu begreifen, Käthe! Unterstütz mich doch mal 'n bißel! Oder sag mir gar nichts vom Praktischen! Besorg das auf deine Faust. Leg mir nicht...

FRAU KÄTHE. Ich mag nicht verantwortlich sein, Hannes!

JOHANNES. Siehst du, da hast du's wieder. Nur keine Verantwortung! Nur ja keinen selbständigen Entschluß fassen! Macht ihr euch denn nicht mit aller Gewalt abhängig? Macht ihr euch denn nicht um jeden Preis unmündig?

FRAU KÄTHE *will ihm den Brief reichen*. Ach, Hannes! sag doch was.

JOHANNES. Aber ich kann jetzt nicht, Käthe.

FRAU KÄTHE. Wann soll ich denn damit kommen, Hannes? Ich kann doch nicht, wenn das Fräulein dabei ist...

JOHANNES. Das ist auch so recht kleinlich, philister-

haft. Da gibt es so gewisse Dinge. Da muß immer heimlich so getan werden mit Geldsachen. Das ist so unfrei! Ich weiß nicht... Das riecht so nach kleinen Seelen, — äh!

FRAU KÄTHE. Und wenn ich nun anfinge, wenn das Fräulein dabei ist — da möcht' ich dich sehen.

JOHANNES. Immer das Fräulein, das Fräulein. Laß doch Fräulein Anna aus dem Spiele! Die stört uns gar nicht.

FRAU KÄTHE. Ich sag' ja auch nicht, daß sie uns stört. Aber es kann doch unmöglich sehr interessant für sie sein...

JOHANNES. Ach Käthe, Käthe! — Das ist ein Leiden! Immer die Geldsachen, immer die Angst, als ob wir morgen schon am Verhungern wären. Das ist ja schrecklich. Das macht ja wirklich den Eindruck, als ob dein Kopf und dein Herz ganz und gar nur voll Geld wären. Und da hat man seine Ideale von der Frau gehabt... Was soll man denn schließlich noch lieben?

FRAU KÄTHE. Wegen meiner sorg' ich mich doch nicht. Aber was soll denn werden aus Philippchen, wenn... Und du sagst doch selbst, daß du auf Verdienst nicht rechnen kannst. Da muß man's doch zusammenhalten.

JOHANNES. Na ja! Du hast eben immer deine Familieninteressen, und ich habe allgemeine Interessen. Ich bin überhaupt kein Familienvater. Die Hauptsache ist für mich, daß ich das, was in mir ist, rausstelle. Wie Pegasus im Joch komm' ich mir vor. Ich werde noch mal ganz und gar dran zugrunde gehen.

FRAU KÄTHE. Johannes! Es ist schrecklich für mich, so was mit anzuhören.

JOHANNES. Fräulein Anna hat ganz recht. Die Küche und die Kinderstube, das sind im besten Fall eure Horizonte. Darüber hinaus existiert nichts für die deutsche Frau.

FRAU KÄTHE. Einer muß doch kochen und die Kinder warten. Das Fräulein hat gut reden! Ich möchte auch lieber Bücher lesen.

JOHANNES. Käthe! Du solltest dich nicht absichtlich kleinmachen. Die Art, wie du über ein Geschöpf redest, das so hoch steht wie Fräulein Anna...

FRAU KÄTHE. Nu, wenn sie solche Sachen sagt!

JOHANNES. Was für Sachen?

FRAU KÄTHE. Von uns deutschen Frauen — solche dumme Sachen.

JOHANNES. Sie hat keine dummen Sachen gesagt. Im Gegenteil. In diesem Augenblick widerstrebt es mir fast, dir zu sagen, wie gut sie von dir gesprochen hat. Ich möchte dich nicht zu sehr beschämen.

FRAU KÄTHE. Sie hat aber doch von unserm engen Horizonte gesprochen.

JOHANNES. Beweise, daß sie sich irrt.

FRAU KÄTHE, *in Tränen, leidenschaftlich*. Nein, Hannes... So gut wie du auch bist — manchmal... manchmal bist du so kalt, so grausam — so herzlos!

JOHANNES, *ein wenig abgekühlt*. Da bin ich nun wieder herzlos! Wieso denn nur, Käthe?

FRAU KÄTHE, *schluchzend*. Weil du mich quälst, du weißt recht gut...

JOHANNES. Was weiß ich denn, Käthchen?

FRAU KÄTHE. Du weißt, wie wenig ich selbst Zufrieden bin mit mir. — Du weißt es — aber... aber du hast keine Spur von Mitleid. Immer wird mir alles aufgemutzt.

JOHANNES. Aber, Käthchen, wieso denn?

FRAU KÄTHE. Anstatt daß du mal gut zu mir wärst, mein Zutrauen zu mir selbst bißchen stärkst... Nein, da werd' ich nur immer kleingemacht — immer klein — immer geduckt werd' ich. Ich bild' mir weiß Gott nichts ein auf meinen großen Horizont. Aber ich bin eben nicht gefühllos. — Nee, wahrhaftig, ich bin

kein Licht. Überhaupt: ich hab's schon lange gemerkt, daß ich ziemlich überflüssig bin.

JOHANNES *will ihre Hand fassen, Käthe entzieht sie ihm.* Du bist nicht überflüssig: das hab' ich nie gesagt.

FRAU KÄTHE. Das hast du vorhin erst gesagt. Aber wenn du's auch nicht gesagt hättest, ich fühl's ja doch selbst: Dir kann ich nichts sein, denn deine Arbeit versteh' ich nicht. Und der Junge... na ja! Dem gibt man seine Milch, man hält 'n sauber... aber das kann 'ne Magd auch machen, und später... später kann ich'm doch nichts mehr bieten. *Wieder stärker weinend:* Da wär' er bei Fräulein Anna viel besser aufgehoben.

JOHANNES. Du bist wohl... aber liebes Käthchen!

FRAU KÄTHE. Aber ich sag' ja nur so. Es ist doch wahr. Sie hat doch was gelernt. Sie versteht doch was. Wir sind ja die reinen Krüppel. Wie soll man denn da jemand anders eine Stütze sein, wenn man nicht mal...

JOHANNES, *voll Glut und Liebe, will Käthe umarmen.* Käthchen! Du goldnes, goldnes Geschöpf! Du hast ein Herz wie... Du tiefes, tiefes Märchenherz du! O du mein süßes Wesen! *Sie drängt ihn von sich, er stammelt:* Ich will ehrlos sein, wenn ich... Ich bin roh und schlecht manchmal! Ich bin deiner nicht wert, Käthe!

FRAU KÄTHE. Ach nein, nein, Hannes: Das sagst du bloß so, jetzt, das...

JOHANNES. Wahrhaftig, Käthchen — Ich will ein Schuft sein, wenn ich...

FRAU KÄTHE. Laß mich, Hannes! Ich muß denken. — Und der Brief, der Brief!

JOHANNES. Ach, dummes Käthchen, was mußt du denn denken?

FRAU KÄTHE. Es stürmt so viel auf mich ein. Laß! Laß sein!

JOHANNES, *heiß.* Ach, laß jetzt den Brief! Du mein süßes, süßes Weib du!

FRAU KÄTHE. Nein, mein Hannes! Nein. *Sie hält ihn von sich.*

JOHANNES. Aber wie bist du denn!

FRAU KÄTHE. Komm, Hannes! Sieh dir's mal an. *Sie hält ihm den Brief hin.* Er fragt, ob er verkaufen soll.

JOHANNES. Welche Papiere?

FRAU KÄTHE. Die Spinnereiaktien.

JOHANNES. Langen denn die Zinsen nicht?

FRAU KÄTHE. Wo denkst du hin! Wir haben diesen Monat wieder über tausend Mark verbraucht.

JOHANNES. Aber Käthe! Das ist ja fast gar nicht möglich! Kinder, Kinder! seid ihr mir auch sparsam genug?

FRAU KÄTHE. Es ist alles notiert, Hannes.

JOHANNES. Das ist mir rein unfaßlich.

FRAU KÄTHE. Du gibst zuviel fort, Hannes. Da schmilzt es eben zusammen, das Kapital. Soll er nun verkaufen?

JOHANNES. Ja, ja — natürlich. — Wart nur ab! Überhaupt, es hat gar nichts auf sich. — Wo gehst du hin?

FRAU KÄTHE. Antwort schreiben.

JOHANNES. Käthe!

FRAU KÄTHE — *Wendung in der Thür.* Wie, Hannes?

JOHANNES. Willst du wirklich so gehn?

FRAU KÄTHE. Was denn?

JOHANNES. Ich weiß auch nicht was.

FRAU KÄTHE. Was willst du denn?

JOHANNES. Käthchen, ich weiß nicht, was mit dir ist?

FRAU KÄTHE. Gar nichts, Hannes. Nein, wirklich.

JOHANNES. Magst du mich nicht mehr?

FRAU KÄTHE *senkt den Kopf und schüttelt ihn verneinend.*

JOHANNES, *den Arm um Käthe.* Weißt du nicht, Käthchen, daß wir von vornherein ausgemacht haben:

kein Geheimnis voreinander? Nicht das kleinste. —  
*Er umarmt sie heftiger.* Sag doch was! — Hast du mich  
nicht mehr lieb, Käthchen?

FRAU KÄTHER. Ach, Hannes! Das weißt du doch.

JOHANNES. Aber was ist dir denn da?

FRAU KÄTHER. Du weißt ja.

JOHANNES. Was denn nur? Ich weiß nichts. Keine  
Ahnung habe ich.

FRAU KÄTHER. Ich möchte dir was sein können.

JOHANNES. Aber du bist mir viel.

FRAU KÄTHER. Nein, nein!

JOHANNES. Aber so sag mir doch...

FRAU KÄTHER. Du kannst ja nichts dafür, Hannes  
aber — ich genüge dir nicht.

JOHANNES. Du genügst mir. Du genügst mir völlig.

FRAU KÄTHER. Das sagst du jetzt.

JOHANNES. Das ist meine heilige Überzeugung.

FRAU KÄTHER. Jetzt, im Augenblick.

JOHANNES. Aber woraus willst du denn schließen,  
daß...?

FRAU KÄTHER. Das seh' ich ja.

JOHANNES. Käthchen, hab' ich dir je Grund ge-  
geben...?

FRAU KÄTHER. Nein, niemals.

JOHANNES. Nun, siehst du! *Umarmt sie inniger.*  
Das sind Grillen. Böse Grillen, Käthchen, die man ver-  
jagen muß. Komm, komm! *Er küßt sie innig.*

FRAU KÄTHER. Ach, wenn es nur Grillen wären!

JOHANNES. Verlaß dich drauf.

FRAU KÄTHER. Und ich hab' dich ja auch so furcht-  
bar lieb, Hannes! — So ganz unsagbar. Eher könnt' ich  
noch Philippchen hergeben, glaub' ich.

JOHANNES. Aber Käthchen!

FRAU KÄTHER. Gott verzeih mir's! — Der kleine,  
liebe, drollige Kerl. *An Johannes' Halse:* Du Lieber!  
Guter!

*Pause stummer Umarmung.*

*Fräulein Anna, zur Kahnfahrt angezogen, öffnet die Verandatür.*

FRAÜLEIN ANNA ruft herein. Herr Doktor! Ach, verzeihen Sie! Sie zieht den Kopf zurück.

JOHANNES. Gleich, gleich, Fräulein. Er nimmt sein Manuskript. Wir fahren Kahn, Käthchen! — Und keine Grillen mehr, versprich mir's! Er küßt sie zum Abschied, nimmt den Hut, wendet sich im Abgehen. Kommst du etwa mit, Käthchen?

FRAU KÄTHE. Ich kann nicht fort, Hannes!

JOHANNES. Also Wiedersehen! Ab.

FRAU KÄTHE sieht ihm starr nach, wie jemand, der eine schöne Erscheinung in nichts zerfließen sieht. Ihre Augen füllen sich mit Tränen.

### DRITTER AKT

*Zeit: Morgens gegen zehn Uhr. Auf dem Schreibtisch brennt noch die Lampe. Frau Käthe sitzt dabei, in Rechnungen vertieft. Draußen auf der Veranda tritt sich jemand die Schuhe ab. Käthe erhebt sich halb und wartet gespannt. Braun tritt ein.*

FRAU KÄTHE, *ihm entgegen.* Ach! — Sehen Sie, das ist freundlich von Ihnen.

BRAUN. Guten Morgen. Ein schauerhaftes Nebelwetter.

FRAU KÄTHE. Es wird gar nicht Tag heut. Kommen Sie hierher. Der Ofen glüht. — Hat Ihnen Frau Lehmann ausgerichtet?

BRAUN. Ja, sie war bei mir.

FRAU KÄTHE, *von jetzt ab entgegen ihrem sonstigen ruhigen Wesen seltsam lebendig und nervös eifrig. Sie echauffiert sich. Ihre Augen leuchten mitunter. Auf ihre blassen, abgezehrten Wangen tritt zarte Röte. Warten Sie! Ich bringe Zigarren.*

BRAUN. Aber bitte! — Nein, nein! *Er eilt Käthe nach und kommt ihr zuvor, als sie sich bemüht, eine Zigarrenkiste vom Bücherschrank herunterzulangen.*

FRAU KÄTHE. Nun müssen Sie sich's gemütlich machen.

BRAUN, *mit Blick auf Käthe.* Aber ich möchte nicht rauchen.

FRAU KÄTHE. Tun Sie's mir zu Gefallen. Ich rieche den Rauch so gern.

BRAUN. Wenn das ist, dann... *Er setzt die Zigarre in Brand.*

FRAU KÄTHE. Sie müssen ganz so ungeniert wie früher sein. — Und nun, Sie böser Mensch! Weshalb sind sie nun über eine Woche nicht bei uns gewesen?

BRAUN. Ich dachte, Hannes braucht mich nicht mehr.

FRAU KÄTHE. Aber wie können Sie . . . ?

BRAUN. Er hat nun doch Fräulein Anna Mahr.

FRAU KÄTHE. Wie können Sie das nur sagen!

BRAUN. Er pfeift doch auf seine Freunde.

FRAU KÄTHE. Sie kennen doch seine Heftigkeit. Das ist ja doch nicht sein Ernst.

BRAUN. O doch. Und ich weiß auch sehr gut, wer ihn nach dieser Richtung hin beeinflußt. Überhaupt, die Mahr mag eine kluge Person sein, aber das steht fest: zäh und egoistisch, rücksichtslos, wo sie Ziele verfolgt. Vor mir hat sie Furcht. Sie weiß ganz gut, daß sie mir nichts vormacht.

FRAU KÄTHE. Aber was sollte sie denn für ein Ziel...?

BRAUN. Sie braucht ihn, wer weiß zu was. Ich passe ihr nicht. Mein Einfluß paßt ihr nicht.

FRAU KÄTHE. Aber ich hab' wirklich nie bemerkt . . .

BRAUN *erhebt sich*. Ich dränge mich nicht auf. Auf Hannes' Bitten hin bin ich hier rausgezogen. Wenn ich überflüssig bin, gehe ich wieder.

FRAU KÄTHE, *schnell und mit Ausdruck*. Anna reist heut.

BRAUN. So?! Also reist sie?!

FRAU KÄTHE. Ja. Und deshalb, Herr Braun, wollt' ich Sie eben bitten . . . Es wäre so schrecklich für Hannes, wenn er nun auf einmal gar niemand mehr hätte. Sie müssen wieder zu uns kommen, Herr Braun. Tragen Sie ihm nichts nach: ich meine die Schrofheit von neulich. Wir kennen ihn ja. Wir wissen ja, wie gut er im Grunde ist.

BRAUN. Ich bin gewiß nicht empfindlich, aber . . .

FRAU KÄTHE. Nun gut. Dann bleiben Sie bei uns. Gleich heut! Den ganzen Tag.

BRAUN. Ich könnte höchstens wiederkommen.

FRAU KÄTHE. Aber so, daß Sie zum Abschied hier sind. Passen Sie auf, es wird jetzt hübsch bei uns. Ich hab' auch manches einsehen gelernt. Wir wollen einen

recht ruhigen und schönen Winter durchmachen. — Und was ich noch gleich mit fragen wollte — *wie scherzend*: ich muß nämlich Geld verdienen. — Ja, ja! im Ernst! Sind wir denn nicht auch zum Arbeiten geschaffen, wir Frauen?

BRAUN. Wie kommen Sie denn plötzlich auf so eine Idee?

FRAU KÄTHER. Es macht mir mal Spaß, Herr Braun!

BRAUN. Geld verdienen ist leicht gesagt.

FRAU KÄTHER. Na, ich kann zum Beispiel Porzellan malen. Das Service ist von mir. Oder wenn das nicht geht — sticken. Wissen Sie, so in Wäsche — schöne Namenszüge.

BRAUN. Aber Sie machen doch nur Spaß natürlich.

FRAU KÄTHER. Na, wer weiß.

BRAUN. Wenn Sie mir nicht eine Erklärung geben, weiß ich wirklich nicht...

FRAU KÄTHER, *sich vergessend*. Können Sie schweigen? — Ach nein! Kurz und gut: es treten Anforderungen an den Menschen... Wir sind alle nicht Naturen, die rechnen können.

BRAUN. Am wenigsten Hannes.

FRAU KÄTHER. Ach nein... das heißt: man darf auch darin nicht peinlich sein. Man muß eben sorgen, daß genug da ist.

BRAUN. Wenn Sie so viel glauben verdienen zu können... Das ist von vornherein verlorene Liebesmüh'.

FRAU KÄTHER. Aber vierhundert Taler doch vielleicht im Jahr.

BRAUN. Vierhundert Taler? Kaum. — Warum denn gerade vierhundert?

FRAU KÄTHER. Die müßt' ich haben.

BRAUN. Ist etwa Hannes wieder mal in seiner grenzenlosen Güte mißbraucht worden?

FRAU KÄTHER. Nein, keinesfalls.

BRAUN. Soll etwa Fräulein Anna unterstützt werden?

FRAU KÄTHE. Nein, nein, nein! Was denken Sie! Wie kommen Sie auf so was! — Ich sage nichts mehr. Kein Wort, Herr Braun!

BRAUN *nimmt seinen Hut.* Na, jedenfalls kann ich unmöglich die Hand dazu reichen. Das wäre ja wirklich . . .

FRAU KÄTHE. Nun gut, gut! Lassen Sie die Sache nur ruhn! Aber Sie kommen wieder?

BRAUN, *bevor er geht.* Gewiß, natürlich. — Ist es denn wirklich Ernst, Frau Käthe?

FRAU KÄTHE *will lachen, bekommt Tränen in die Augen.* Ach wo! Ich spaße! *Winkt ihm heftig und halb scherzhaft ab.* Gehen Sie! Gehen Sie! *Ihrer Bewegung nicht mehr Herr, flieht sie ins Schlafzimmer. Braun nachdenklich ab. Frau Vockerat, im Arm eine Schüssel mit Bohnen, setzt sich an den Tisch und schneidet sie. Frau Käthe kommt zurück, begibt sich an den Schreibtisch.*

FRAU VOCKERAT *schüttelt die Bohnen in der Schüssel.* 's is ganz gut, daß nu wieder mal Ruhe wird. — Nicht, Käthel?

FRAU KÄTHE, *über Rechnungen gebeugt.* Laß mich! Ich muß denken, Mutti!

FRAU VOCKERAT. Ach so! — Laß dich nicht stören. — Wo fährt sie denn hin, eigentlich?

FRAU KÄTHE. Nach Zürich, glaub' ich.

FRAU VOCKERAT. Na ja, da mag se auch besser hinpassen.

FRAU KÄTHE. Wieso denn, Muttchen? Sie gefiel dir doch, denk' ich.

FRAU VOCKERAT. I nee, nee, sie gefällt mir nicht; se is mir zu modern.

FRAU KÄTHE. Aber Muttchen!

FRAU VOCKERAT. Und das is überhaupt auch keine Art. 'n junges Mädchen, die darf nicht drei Tage rumlaufen mit'm großen Loch im Ärmel.

*Johannes, im Hut, von der Veranda. Er will eilig in sein Studierzimmer.*

FRAU KÄTHE. Hannes!

JOHANNES. Ja.

FRAU KÄTHE. Soll ich mit zur Bahn?

JOHANNES *zuckt die Achseln*. Das muß du doch selbst wissen.

*Ab ins Studierzimmer. Kleine Pause.*

FRAU VOCKERAT. Was hat er denn wieder? *Sie ist fertig mit Bohnenschneiden und erhebt sich*. Nee wirklich. 's is Zeit, daß wieder mal Ruhe wird. — Die Leute reden ja auch drüber.

FRAU KÄTHE. Worüber denn?

FRAU VOCKERAT. Ich weiß weiter nichts. Ich sag' ja nur... Und dann kost's doch immer Geld.

FRAU KÄTHE. Ach, Muttchen, ob für drei Personen gekocht wird oder für viere, das spricht doch nicht mit.

FRAU VOCKERAT. I, Brinkel machen Brot, Käthchen. *Johannes kommt, setzt sich, schlägt die Beine übereinander und blättert in einem Buch.*

JOHANNES. Unverschämtes Beamtenpack. So'n Bahnhofsinspektor: saufen, saufen, den ganzen Tag saufen. Und grob dabei wie... äh!

FRAU KÄTHE. Wann geht der beste Zug? Ärgre dich nicht, Hannes!

JOHANNES. Schauerhaftes Nest überhaupt. *Schlägt das Buch geräuschvoll zu, springt auf*. Ich bleib' auch nicht hier.

FRAU VOCKERAT. Na, Junge, du hast doch vier Jahre gemietet.

JOHANNES. Da soll ich wohl nu hier ruhig verkommen, weil ich nun mal unglücklicherweise die Dummheit begangen habe, auf vier Jahre zu mieten?

FRAU VOCKERAT. Du wollt'st doch immer aufs Land. Kaum bist de draußen 'n halbes Jahr, nu verkommste wieder.

JOHANNES. In der Schweiz ist auch Land.

FRAU VOCKERAT. Und der Junge? Was wird denn

aus dem? Wollt ihr den mit in der Welt rumschleppen?

JOHANNES. In der Schweiz ist's gesünder zu leben als hier, auch für Philippchen.

FRAU VOCKERAT. Na Junge, du wirst wohl nächstens noch nach dem Monde verziehen. Macht meinswegen, was ihr wollt. Auf mich alte Person braucht 'r weiter keine Rücksicht zu nehmen. *Ab auf den Flur. Kleine Pause.*

JOHANNES *seufzt*. Kinder, nehmt euch in acht, sag' ich euch!

FRAU KÄTHE. Wie bist du denn auf die Schweiz verfallen?

JOHANNES. Ja, ja, mach nur ein recht frommes Gesichtchen! *Er öffnet sie nach:* „Wie bist du denn auf die Schweiz verfallen?“ Du, hör mal, das kenn' ich, das ist so hinten herum statt geradaus. Ich weiß schon, was du meinst. Du hast ganz recht. Ich möchte gern dort sein, wo Fräulein Anna ist. Das ist doch ganz natürlich. Das kann man doch offen heraussagen.

FRAU KÄTHE. Hannes, du bist so seltsam heut. So seltsam... Da geh' ich lieber.

JOHANNES, *schnell*. Ich kann ja auch gehen. *Ab über die Veranda.*

FRAU KÄTHE, *seufzend und kopfschüttelnd für sich*. O Gott — Gott...

*Fräulein Anna kommt, legt Hut, Täschchen, Mantel auf den Stuhl.*

FRÄULEIN ANNA. Fertig bin ich. *Zu Käthe gewendet:* Nun hat man noch Zeit — wie lange —?

FRAU KÄTHE. Dreiviertel Stunden mindestens.

FRÄULEIN ANNA. Ach! Ich bin recht gern bei euch gewesen. *Nimmt Käthes Hand.*

FRAU KÄTHE. Die Zeit vergeht.

FRÄULEIN ANNA. Nun werd' ich mich ganz und gar einspinnen in Zürich. Arbeiten, arbeiten, sonst will ich nichts sehen.

FRAU KÄTHE. Nimmst du'n Butterbrot?

FRÄULEIN ANNA. Nein, danke. Nicht essen! *Kurze Pause.* Wenn nur erst die Begrüßungen vorüber wären. Entsetzlich geradezu. Alle die vielen Freunde — und das Fragen! brrr. *Sie schüttelt sich wie im Frost.* — Wirst du mir manchmal schreiben?

FRAU KÄTHE. O ja! aber bei uns passiert nicht viel.

FRÄULEIN ANNA. Wirst du mir dein Bild schenken?

FRAU KÄTHE. Ja, gern — *sie kramt in einem Schreibtischschub* — aber es ist alt.

FRÄULEIN ANNA, *sie klopfte ihr leicht auf den Nacken.* *Fast mitleidig.* Du dünnes Hälschen du!

FRAU KÄTHE, *noch suchend, wendet sich.* *Mit wehmütigem Humor.* Er hat nicht viel Gescheit's zu tragen, Anna! — Da ist sie. *Sie reicht Anna eine Photographie.*

FRÄULEIN ANNA. Sehr schön, sehr schön! Hast du vielleicht von deinem Manne eine? — Ich hab' euch alle so liebgewonnen.

FRAU KÄTHE. Ich weiß nicht mal.

FRÄULEIN ANNA. Ach, liebes Käthchen, suche, suche! — Ist eine? — Ja?

FRAU KÄTHE. Da ist noch eine.

FRÄULEIN ANNA. Soll ich sie haben?

FRAU KÄTHE. Ja, Anna, nimm sie.

FRÄULEIN ANNA *steckt das Bildchen hastig zu sich.* Und nun werd' ich bald von euch vergessen sein. — Ach, Käthchen! Käthchen! *Sie fällt ihr weinend um den Hals.*

FRAU KÄTHE. Nein, Anna — ich will mich — gewiß, Anna! — ich will mich deiner immer erinnern und...

FRÄULEIN ANNA. Mich lieb behalten?

FRAU KÄTHE. Ja, Anna! Ja!

FRÄULEIN ANNA. Hast du mich nur lieb?

FRAU KÄTHE. Wie? Nur.

FRÄULEIN ANNA. Bist du nicht auch ein wenig froh, Käthe, daß ich nun gehe?

FRAU KÄTHE. Wie meinst du denn?

FRÄULEIN ANNA *hat Käthe wieder ganz frei gegeben.* Ja, ja! Es ist gut, daß ich gehe. Auf jeden Fall. Mama Vockerat sieht mich auch nicht mehr gern.

FRAU KÄTHE. Das glaube ich nicht...

FRÄULEIN ANNA. Du kannst mir's glauben. *Sie läßt sich am Tisch nieder.* Was nützt das alles! *Sie vergißt sich, zieht die Photographie hervor und vertieft sich hinein.* Er hat einen so tiefen Zug um den Mund.

FRAU KÄTHE. Wer?

FRÄULEIN ANNA. Hannes. — Eine richtige Gramfalte. Das kommt vom Alleinsein. Wer allein ist, der muß viel leiden von den andern. — Wie lerntet ihr euch kennen?

FRAU KÄTHE. Ach, das war...

FRÄULEIN ANNA. Er war noch Student?

FRAU KÄTHE. Ja, Anna.

FRÄULEIN ANNA. Du warst noch sehr jung, und da sagtest du ja?

FRAU KÄTHE, *rot und verlegen.* Das heißt, ich...

FRÄULEIN ANNA, *gleichsam gepeinigt.* Ach, Käthchen, Käthchen! *Sie steckt das Bild zu sich, erhebt sich.* Hab' ich noch Zeit?

FRAU KÄTHE. Noch lange.

FRÄULEIN ANNA. Lange? Gott, lange! *Sie läßt sich am Klavier nieder.* Du spielst nicht? *Käthe schüttelt den Kopf.* Und singst nicht? *Käthe schüttelt wieder den Kopf.* Und Hannes liebt die Musik? Nicht? — Ich habe gespielt und gesungen — früher. Nun längst nicht mehr. *Sie springt auf.* Einerlei! Was man genossen hat, hat man genossen. Man muß sich begnügen. Über den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch: das ist das Beste. Nicht wahr, Käthe?

FRAU KÄTHE. Das weiß ich nicht.

FRÄULEIN ANNA. Es ist nicht so alles bloß Süße und Süße durch und durch, was süß duftet.

FRAU KÄTHE. Das kann wohl sein.

FRÄULEIN ANNA. So ist's in Wahrheit. — Ach!! Freiheit!! Freiheit!! Man muß frei sein in jeder Hinsicht. Kein Vaterland, keine Familie, keine Freunde soll man haben. — Jetzt muß es Zeit sein.

FRAU KÄTHE. Noch nicht, Anna. *Kleine Pause.*

FRÄULEIN ANNA. Ich komme zu früh nach Zürich. Acht volle Tage zu früh.

FRAU KÄTHE. So?

FRÄULEIN ANNA. Wenn nur die Arbeit erst wieder anfängt. *Plötzlich schluchzend an Käthes Halse:* Ach Gott! mir ist herzbrechend weh und bange.

FRAU KÄTHE. Du Arme, Arme!

FRÄULEIN ANNA, *sich hastig freimachend.* Aber ich muß fort. Ich muß. *Kleine Pause.*

FRAU KÄTHE. Anna, wenn du nun gehst, willst du mir dann nicht einen Rat geben?

FRÄULEIN ANNA, *traurig, fast mitleidig lächelnd.* Liebes Käthchen.

FRAU KÄTHE. Du hast es verstanden... Du hast so wohltätig auf ihn eingewirkt.

FRÄULEIN ANNA. Hab' ich das? Hab' ich das wirklich?

FRAU KÄTHE. Ja, Anna. — Und sieh mal, auch auf mich. Ich bin dir Dank schuldig in vielen Stücken. Ich habe nun auch den festen Willen... Rate mir, Anna.

FRÄULEIN ANNA. Ich kann dir nicht raten. Ich fürchte mich, dir zu raten.

FRAU KÄTHE. Du fürchtest dich?

FRÄULEIN ANNA. Ich hab' dich viel zu lieb, viel zu lieb, Käthchen!

FRAU KÄTHE. Ach, wenn ich für dich etwas tun könnte, Anna!

FRÄULEIN ANNA. Das darfst du nicht — kannst du nicht.

FRAU KÄTHE. Vielleicht doch. Vielleicht weiß ich, was du leidest.

FRAÜLEIN ANNA. Was leide ich denn, Närrchen?

FRAU KÄTHE. Ich könnte es sagen, aber...

FRAÜLEIN ANNA. Lirum larum, was leide ich denn! Komm, komm! Ich bin hergekommen, ich gehe wieder. Es ist ja gar nichts geschehen. Siehst du, nun scheint sogar die liebe Sonne wieder. Machen wir einen Rundgang zu guter Letzt. So oder so, Hunderten und Tausenden geht es nicht besser — oder... Da fällt mir ein, ich muß noch schnell ein paar Worte aufsetzen.

FRAU KÄTHE. Das kannst du hier tun. *Macht Platz am Pult.* Aber nein. Tinte und Feder sind drin — in Hannes' Zimmer. Er ist nicht drin. Geh ruhig, Anna! *Sie läßt Anna durch die Thür und bleibt zurück. Kleine Pause.*

JOHANNES, *von draußen herein, unruhiger als vorher.* Es fängt wieder an zu regnen. — Wir hätten einen Wagen bestellen sollen.

FRAU KÄTHE. Nun ist's zu spät dazu?

JOHANNES. Ja leider.

FRAU KÄTHE. Braun war hier.

JOHANNES. Das läßt mich ziemlich kalt. Was hat er denn gewollt?

FRAU KÄTHE. Er wird wieder zu uns kommen, und es soll alles zwischen euch wieder wie früher sein.

JOHANNES *lacht kurz.* Kurios! Das soll mich locken? — Könnten wir nicht noch schicken — schnell? — Ach, überhaupt...

FRAU KÄTHE. Nach einem Wagen, Hannes? 's is ja nicht weit bis zum Bahnhof.

JOHANNES. Aber aufgeweicht, kaum zum Durchkommen. Überhaupt das denkbar ungünstigste Reise-wetter.

FRAU KÄTHE. Ach, wenn sie nur erst im Coupé sitzt.

JOHANNES. Womöglich recht überfüllt, dritter Klasse, mit nassen Füßen.

FRAU KÄTHE. Sie wird wohl ins Damencoupeé steigen.

JOHANNES. Gib ihr nur wenigstens den großen Fußsack mit.

FRAU KÄTHE. Ja, ja! Du hast recht. Ich hab' auch schon dran gedacht.

JOHANNES. Ach überhaupt — die ganze Sache ist so übers Knie gebrochen.

FRAU KÄTHE *antwortet nicht.*

JOHANNES. Sie bliebe gewiß gern noch 'n paar Tage.

FRAU KÄTHE, *nach einer kleinen Pause.* Aber du hast's ihr ja vorgestellt.

JOHANNES, *heftiger.* Ich wohl, aber ihr nicht. Du und Mutter! Ihr habt geschwiegen dazu, und das hat sie wohl gemerkt.

FRAU KÄTHE. Ach das... Nein... Ich glaube doch nicht, Hannes...

JOHANNES. Und wenn zwei so dabei stehen — so stumm wie die Fische —, da vergeht einem auch die Lust, da verzichtet man schließlich lieber. — Eigentlich ist's mir peinlich, daß wir sie so in Nacht und Nebel fortschicken.

FRAU KÄTHE, *sich ihm nähernd in schüchternen Zärtlichkeit.* Nein, Hannes! Sieh doch die Sache nicht so falsch an. Und denk doch nicht immer so schlecht von mir! Von Fortschicken ist doch keine Rede, Hannes!

JOHANNES. Ihr seid eben nicht feinfühlig genug. Ihr seid eben blind. Mir macht es den Eindruck, als ob wir ihr geradezu den Stuhl vor die Tür setzen. Geradezu. „Du bist jetzt genug hier gewesen, nun geh! — Nun geh, wohin du willst. In die Welt, in die Ferne! Sieh, ob du fortkommst! Sieh, ob du schwimmen kannst.“ So kommt mir's vor, Käthe. So 'n kaltes Bedauern leistet man sich höchstens noch: das ist alles!

FRAU KÄTHE. Nein, Hannes! Vor Mangel haben wir sie nun doch auch sichergestellt.

JOHANNES. Weißt du denn, ob sie's annimmt? Und dann ist damit auch verdammt wenig getan. Für Lieblosigkeit kann sie das Geld auch nicht entschädigen.

FRAU KÄTHE. Aber Hannes! einmal muß sie doch fort.

JOHANNES. So sagen die Philister, Käthe. Sie ist hier gewesen, sie ist unsere Freundin geworden, und nun, sagen die Philister, müssen wir uns wieder trennen. Das versteh' ich nicht. Das ist der verfluchte Nonsens, der einem überall in die Quere kommt, der einem überall das Leben verpfuscht.

FRAU KÄTHE. Willst du denn, daß sie noch dableibt?

JOHANNES. Ich will gar nichts. Ich sage nur so viel, daß es eine... daß unsere Denkungswaise gerade so ärmlich und engbrüstig ist wie jede Philisterdenkungsweise. Und wenn es nach mir ginge — so viel weiß ich! — wenn ich nicht durch allerhand kleinliche Rücksichten förmlich gefesselt wäre, ich würde mich anders mit diesen Dingen abzufinden wissen, ich würde mich anders rein halten innerlich, würde anders vor mir selbst da stehen als jetzt. Verlaßt euch drauf!

FRAU KÄTHE. Aber weißt du, Hannes! — da komm' ich mir wirklich bald ganz überflüssig vor.

JOHANNES. Das versteh' ich nicht.

FRAU KÄTHE. Wenn du mit mir allein nicht zufrieden bist.

JOHANNES. Herr Gott! Vater im Himmel! Nein — wirklich — wahrhaftig — weißt du! — das fehlte mir noch. Meine Nerven sind auch keine Schiffstau. Das kann ich unmöglich jetzt noch vertragen. *Wieder ab in den Garten.*

FRAU VOCKERAT *bringt eine Tasse Bouillon, setzt sie auf den Tisch.* Da — fürs Fräulein.

FRAU KÄTHE, *verzweifelt ausbrechend, eilt schluchzend auf Frau Vockerat zu, fällt ihr schluchzend und stammelnd um den Hals.* Mutterchen — Mutterchen! Ich muß

fort — fort von hier — fort aus diesem Hause — fort von euch allen. — Das ist zu viel, zu viel, Mutterchen!

FRAU VOCKERAT. Aber um Gott! Kindchen — was...? Wie...? Wer hat dir denn...?

FRAU KÄTHE, *verwandelt, entrüstet*. Nein, dazu bin ich zu gut. Zum Wegwerfen bin ich zu gut. Ich werfe mich nicht weg! Dazu bin ich mir denn doch viel zu gut. Mutterchen, ich reise augenblicklich. Mit dem Schiff — nach Amerika — nur fort, fort — nach England — wo kein Mensch mich kennt, wo...

FRAU VOCKERAT. Aber Kindel! — nach Amerika — barmherziger Vater! Aber was ist denn in dich gefahren? Willst du denn von deinem Manne fort, von deinem Kinde fort? Soll denn Philippchen ohne Mutter aufwachsen? Das kann ja nicht möglich sein!

FRAU KÄTHE. Ach was denn „Mutter“! Eine dumme, bornierte Person hat er zur Mutter. Was soll ihm eine dumme, beschränkte Person nützen, wie ich! Ich weiß ja nun, wie ganz dumm und beschränkt ich bin. Sie haben mir's ja gesagt, Tag für Tag. Sie haben mich ja nun glücklich so klein und erbärmlich gemacht, daß ich mir selber zum Ekel bin. Nein, nein! fort, fort!

FRAU VOCKERAT. Aber Käthchen, bedenkst du denn ... Von Mann und Kind... Ich bitte dich um Gottes und Jesu willen.

FRAU KÄTHE. Hab' ich ihn denn überhaupt jemals besessen? Erst haben ihn die Freunde gehabt, jetzt hat ihn Anna. Mit mir allein ist er nie zufrieden gewesen. Ich verfluche mein Leben. Ich habe es satt, das verfluchte Dasein.

FRAU VOCKERAT, *nun ihrerseits ekstatisch ausbrechend wie unter dem Eindruck einer plötzlichen Erleuchtung. Ihre Augen werden starr und leuchtend, ihre Wangen abwechselnd bleich und rot*. Seht ihr! Seht ihr! Sie weist mit dem Finger ins Leere. Seht ihr nun! Seht ihr! was hab' ich gesagt! Seht ihr! Ein Haus, hab' ich gesagt,

aus dem der liebe Gott verjagt ist, bricht über Nacht zusammen. Seht ihr! Irret euch nicht! Seht ihr nun? Was hab' ich gesagt? Erst Gottesleugner, dann Ehebrecher, dann... Käthchen!

FRAU KÄTHE, *mit einer Ohnmacht kämpfend*. Nein, Mutter! Nein, nein, Mutter! Ich... Ich...

FRAU VOCKERAT. Käthchen! — nimm dich zusammen, komm! Es kommt jemand. Komm! *Ab mit Käthe ins Schlafzimmer.*

*Johannes kommt von der Veranda herein. Frau Vockerat öffnet die Schlafstübetür.*

FRAU VOCKERAT. Ach, du bist's, Hannes! *Sie kommt heraus, ihre hochgradige Erregung mit aller Gewalt unterdrückend. Sie gibt sich den Anschein, als ob sie etwas im Zimmer suche.*

FRAU VOCKERAT. Nu, Junge?

JOHANNES. Was denn, Mutter?

FRAU VOCKERAT. Nichts. *Da Johannes sie fragend ansieht.* Was meinst du denn?

JOHANNES. Es machte mir nur so den Eindruck, als ob du... Ich muß sagen: ich hab's nicht gern, wenn ihr ein'n immer so beobachtet.

FRAU VOCKERAT. Junge, Junge, für dich ist's gut, daß der Winter kommt. Dein Zustand ist derart... Du bist früher zu mir nie so häßlich gewesen. Du mußst vor allem Ruhe haben.

JOHANNES. Ja, ja! Ihr wißt ja immer besser als ich, was mir gut ist.

FRAU VOCKERAT. Na, und überhaupt, Käthe ist auch noch gar nicht so recht auf'm Posten.

JOHANNES. Na, Anna hat ihr wirklich nicht viel zu schaffen gemacht.

FRAU VOCKERAT. Wenn auch. Aber ich bin eben auch schon 'ne alte Frau — und wenn man auch immer gern möchte alles machen, die alten Knochen wollen halt doch manchmal nicht mehr.

JOHANNES. Das hast du gar nicht nötig, das hab' ich dir hundertmal gesagt. Es gibt Dienstleute genug im Hause.

FRAU VOCKERAT. Aber das Fräulein muß doch nu auch endlich wieder mal an ihre Arbeit.

JOHANNES. Das is ja ihre Sache.

FRAU VOCKERAT. Nee, ich seh' nicht ein! Alles mit Maß. Es is nu wieder mal genug. Sie is lange genug hier gewesen.

JOHANNES. Was willst du denn eigentlich? Das ist mir alles so sonderbar, so... ich weiß gar nicht...

FRAU VOCKERAT. Du willst die Mahr auffordern, noch zu bleiben, und...

JOHANNES. Das werd' ich sogar. Das werd' ich allerdings tun. Allerdings werd' ich das... Hast du was dagegen, Mutter?

FRAU VOCKERAT, *ihm ins Gesicht drohend*. Junge, Junge! —

JOHANNES. Nein, Mutter! das ist ja wirklich... weiß Gott, als ob man ein Verbrechen begangen hätte. Das ist schon nicht mehr...

FRAU VOCKERAT, *eindringlich gütig*. Junge! Sei mal vernünftig! Komm! Hör mich mal ruhig an! Ich bin doch deine Mutter. Ich mein's doch wirklich gut mit dir. Es gibt doch überhaupt keinen Menschen, der's besser mit dir meinte. Sieh mal, ich weiß ja, daß du einen ehrenhaften Charakter hast — aber wir sind schwache Menschen, Hannes, und... und Käthe macht sich Gedanken — und...

JOHANNES, *lachend*. Nimm mir's nicht übel, Mutter, ich muß lachen. Da kann ich wirklich nichts andres als lachen, Mutter! Das ist einfach lächerlich.

FRAU VOCKERAT. Junge, Junge! Es sind schon Stärkere in die Schlinge gefallen. Man merkt's oft erst, wenn's zu spät ist.

JOHANNES. Ach, Mutter! wenn euch wirklich dran

liegt, daß ich meinen Verstand behalte, dann kommt mir um Gottes willen nicht noch mit solchen Sachen. Verwirrt mich nicht, macht mich nicht konfus. Suggestiert mir nicht Dinge, die... Treibt mich nicht in Verhältnisse, die mir fern liegen. Ich bitt' euch inständig, Kinder.

FRAU VOCKERAT. Du mußt ja wissen, was du tust, Hannes! Ich sage dir bloß: nimm dich in acht!

*Frau Vockerat ab ins Schlafzimmer. Fräulein Anna kommt.*

FRÄULEIN ANNA, *Hannes entdeckend.* Herr Doktor! Sie geht nach dem Stuhle, auf welchem ihre Sachen liegen, und ergreift den Regenmantel, um ihn anzuziehen. Nun wollen wir.

JOHANNES *springt herbei, ist ihr behilflich beim Anziehen.* Also doch?!

FRÄULEIN ANNA, *den Mantel zuknöpfend.* Und wovon Sie sprachen, das schicken Sie mir doch bald?

JOHANNES. Das vergess' ich nicht. Sehen Sie, Fräulein Anna, nun könnt' ich doch wenigstens ein klein bißchen beruhigter sein. Wollen Sie uns denn nicht das Freundschaftsrecht einräumen?

FRÄULEIN ANNA. Das verletzt mich, Herr Doktor!

JOHANNES. Nun gut. Ich werde nicht mehr damit kommen. Aber Sie versprechen mir — für jeden Notfall. Dürfen andre mit Ihnen teilen, so wollen wir's nicht minder. *Er geht und ruft in die Schlafstube:* Mutter! Käthe! Käthe und Frau Vockerat kommen.

FRÄULEIN ANNA *küßt die Hand der Frau Vockerat.* Viel tausend Dank. Käthe und Anna küssen sich innig. Du Gute! Liebe! — und schreib mal!

FRAU VOCKERAT. Lassen Sie sich's recht wohl ergehen!

FRAU KÄTHE. Ja — und leb... *sie weint* — leb glücklich, laß... *Sie kann nicht weiter vor Schluchzen.* Johannes trägt Annas Täschchen. Käthe und Frau

*Vockerat begleiten sie ebenfalls auf die Veranda. Dort treffen sie auf Braun, der sich verabschiedet. Man trennt sich. Frau Vockerat, Käthe und Braun bleiben auf der Veranda zurück. Käthe winkt mit einem Taschentuch.*

*Hierauf kommen sie zurück ins Zimmer*

FRAU VOCKERAT, *die stillweinende Käthe tröstend.*  
Na, Kindel, Kindel! Sei guten Muts! Sie wird's verwinden, sie ist jung.

FRAU KÄTHE. Die rührenden Augen, die sie hat. Ach, sie hat so viel Schlimmes durchgemacht.

FRAU VOCKERAT. Wir wandeln alle nicht auf Rosen, Käthel.

FRAU KÄTHE. Ach, es gibt so viel Weh und Jammer auf der Welt! *Ab ins Schlafzimmer. Kleine Pause.*

FRAU VOCKERAT. Da hat sie die Bouillon doch stehen lassen. *Nimmt die Tasse, um sie hinauszutragen. Bleibt vor Braun stehen.* Herr Braun! Ich muß Ihn'n sagen: in den letzten zehn Minuten — wahrhaftig — da... da hab' ich etwas durchgemacht. *Sie tut noch ein paar Schritte, wird dann plötzlich von Schwäche übermannt und muß sich niedersetzen.* Jetzt fühl' ich's — es steckt mir in allen Gliedern. Wie zerschlagen bin ich.

BRAUN. Ist etwas vorgefallen, Frau Vockerat?

FRAU VOCKERAT. Ich will ja zufrieden sein. Ich will ja gar nichts sagen, wenn's noch so abläuft. Der liebe Gott hat uns eben mal mit dem Finger gedroht — und ich — hab' ihn verstanden — — Sie sind auch so ein Gottloser! Ja, ja! aber glauben Sie einer alten, erfahrenen Frau, Herr Braun! Ohne ihn kommt man nicht weit. Man stolpert und stürzt früher oder später. *Kleine Pause.* Ich fliege nur so — *Sie will aufstehen, ist aber noch zu erschöpft.* Es kommt nach. — Wer weiß, ob man nicht was davonträgt. *Sie horcht nach der Flurtür.* Wer ist denn da? — im Haus? Es geht doch jemand die Treppe. — Ach richtig! Wir wollen ja waschen. Die Mädchen weichen die Wäsche. — Nu ist Ruhe,

nu kann doch wieder was getan werden. *Kleine Pause.* Sehen Sie, so einen Goldcharakter — so ein ehrenhafter, tadelloser Mensch wie Johannes... Sehn Sie, wohin es führt, wenn man auf die eigene Kraft pocht. Da heißt es immer so großartig: ich habe eine Religion der Tat. Da sieht man's wieder mal. Der liebe Gott bläst sie um, unsre Kartenhäuser.

*Johannes, echauffiert, nicht ganz sicher, tritt schnell ein durch die Flurtür.*

JOHANNES. Kinder, sie bleibt!

FRAU VOCKERAT, *ohne zu begreifen.* Wer — Hannes! — bleibt?

JOHANNES. Na, sie bleibt noch'n paar Tage, Mutter! Fräulein Anna natürlich.

FRAU VOCKERAT, *wie vom Schlage gerührt.* Fräulein Anna bl... Wo ist sie denn?

JOHANNES. In ihrem Zimmer ist sie, Mutter. Aber ich begreife nicht...

FRAU VOCKERAT. Also doch.

JOHANNES. Tut mir die Liebe und nehmt die Dinge nicht so ungeheuer schwulstig auf, es...

FRAU VOCKERAT *erhebt sich gebieterisch.* Hannes! hör mich mal an! *Mit Nachdruck:* Ich sage dir: die Dame hat hier nichts mehr zu suchen. Die Dame muß das Haus auf jeden Fall wieder verlassen. Ich verlange das unbedingt.

JOHANNES. Mutter, in wessen Haus sind wir hier?

FRAU VOCKERAT. O du, das weiß ich. Sehr gut weiß ich das. Wir sind im Hause eines... eines pflichtvergessenen Menschen, der... und da du mich dran erinnerst, so — freilich, freilich! — so kann ich ja dieser... dieser Person das Feld räumen.

JOHANNES. Mutter! Du sprichst in einem Tone von Fräulein Anna, den ich nicht dulden kann.

FRAU VOCKERAT. Und du sprichst in einem Tone mit deiner Mutter, der wider das vierte Gebot verstößt.

JOHANNES. Mutter, ich will mich mäßigen. Aber nehmet einige Rücksicht auf meinen Seelenzustand. Es könnte sonst etwas eintreten... Wenn ihr mich treibt, ich könnte etwas tun, was ich nicht mehr ungeschehen machen könnte.

FRAU VOCKERAT. Wer Hand an sich selbst legt, ist verdammt in Zeit und Ewigkeit.

JOHANNES. Einerlei. Dann... dann habt ihr Grund, doppelt vorsichtig zu sein.

FRAU VOCKERAT. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich reise ab.

JOHANNES. Mutter!

FRAU VOCKERAT. Ich oder diese Person!

JOHANNES. Mutter, du verlangst Unmögliches. Ich habe sie mit Mühe umgestimmt. Soll ich nun vor ihr dastehen wie... Lieber erschieß' ich mich.

FRAU VOCKERAT, *mit plötzlichem Entschluß*. Gut — nun gehe ich hinauf. Ich werde ihr die Meinung gründlich sagen. Diese durchtriebene Kokette! diese... Sie hat dich eingesponnen in ihre Netze.

JOHANNES *vertritt ihr den Weg*. Mutter, du wirst nicht hinaufgehen!! Sie steht in meinem Schutz, und ich werde sie vor rohen Beleidigungen zu schützen wissen. — Gegen jedermann.

BRAUN. Hannes, aber Hannes!

FRAU VOCKERAT. Gut, gut. Ich sehe schon — es ist... ist weit gekommen mit dir. *Ab durch die Flurthür*.

BRAUN. Aber Hannes, was ist bloß in dich gefahren!?

JOHANNES. Laßt mich in Ruh' — Seelenverderber ihr!

BRAUN. Sei mal vernünftig, Hannes! Ich heiße Braun. Ich habe nicht die Absicht, dir Moralpredigten zu halten.

JOHANNES. Kinder, ihr prostituiert meine Gedanken. Das ist geistige Notzucht. Ich leide furchtbar darunter. Ich rede kein Wort mehr.

BRAUN. Hannes! jetzt kannst du nicht schweigen. Die Dinge liegen so, daß du gewissermaßen verpflichtet bist zu reden. Versuch doch mal, etwas kühler zu werden.

JOHANNES. Was wollt ihr denn wissen? Wessen sind wir denn angeklagt? Kinder, ich muß es in jedem Fall ablehnen, einen Unschuldsbeweis anzutreten. Das duldet mein Stolz nicht, verstehst du... Ekelhaft!... Der Gedanke bloß.

BRAUN. Sieh mal, Hannes! Ich fasse die Sachen absolut nüchtern auf.

JOHANNES. Fasse sie meinethalben auf, wie du Lust hast. Aber sag mir kein Wort über deine Auffassung, denn jedes Wort ist mir wie ein Rutenhieb ins Gesicht!

BRAUN. Hannes, du mußt zugeben, daß du mit dem Feuer spielst.

JOHANNES. Ich muß gar nichts zugeben. Mein Verhältnis zu Anna entzieht sich eurer Beurteilung.

BRAUN. Du kannst doch nicht leugnen, daß du gewisse Verpflichtungen gegen deine Familie hast.

JOHANNES. Du kannst doch nicht leugnen, daß ich gewisse Verpflichtungen gegen mich selber habe. Seht ihr, da habt ihr geprahlt und geprahlt — und nun ich den ersten freien Schritt mache, da bekommt ihr Angst, da redet ihr von Pflichten, da...

BRAUN. Ich wollte das gar nicht mal sagen. Was heißt Pflichten! Du sollst nur klar sehen. Es handelt sich hier darum: entweder Anna oder deine Familie.

JOHANNES. Na hör mal, du bist wohl verrückt geworden. Wollt ihr mir denn mit aller Gewalt Konflikte aufschwätzen, die nicht vorhanden sind? Es ist ja nicht wahr, was ihr sagt. Ich stehe vor keiner Entscheidung. Was mich mit Anna verbindet, ist nicht das, was mich mit Käthe verbindet. Keins braucht das andere tangieren. Es ist Freundschaft, zum Donnerwetter. Es beruht darauf, daß wir geistig ähnlich veranlagt sind, daß wir uns ähnlich entwickelt haben. Deshalb

verstehen wir uns dort noch, wo uns andre nicht mehr verstehen, wo ihr mich nicht mehr verstanden habt. Seit sie hier ist, erlebe ich gleichsam eine Wiedergeburt. Ich habe Mut und Selbstachtung zurückgewonnen. Ich fühle Schaffenskraft, ich fühle, daß das alles geworden ist unter ihrer Hand gleichsam. Ich fühle, daß sie die Bedingung meiner Entfaltung ist. Als Freundin, verstehst du wohl. Können denn Mann und Weib nicht auch Freunde sein?

BRAUN. Hannes! nimm mir's nicht übel, du hast den Dingen niemals gern nüchtern ins Auge gesehen.

JOHANNES. Leute, ihr wißt nicht, was ihr tut, sag' ich euch. Ihr urteilt nach einer kläglichen Schablone, und die hab' ich mir an den Füßen abgelaufen. Wenn ihr mich liebhabt, stört mich nicht. Ihr habt keine Ahnung, was sich in mir vollzieht. Daß Gefahren sind, jetzt nach euren Attacken, das glaub' ich fast selbst. Aber ich habe den Willen, mir das zu sichern, was mir Lebensbedingung ist, ohne die Grenzen zu verletzen. Ich habe den Willen, verstehst du das wohl?

BRAUN. Das ist dein alter Fehler, Hannes. Du willst Dinge vereinen, die sich eben nicht vereinen lassen. Meiner Ansicht nach gibt es nur eine Möglichkeit — wenn du einfach zu ihr gehst, ihr die Dinge vorstellst, wie sie liegen, und sie bittest, zu gehen.

JOHANNES. Bist du fertig? Bist du nun endlich fertig? Damit du nun wenigstens in diesem Punkte zur Klarheit kommst und nicht unnötig Worte verschwendest — *mit blitzenden Augen jedes Wort betonend*: Das, was ihr wollt, geschieht nicht! — Ich bin nicht der, der ich noch vor kurzem war, Braun! Ich habe etwas über mich aufgehängt, was mich regiert. Ihr und eure Meinung habt keine Macht mehr über mich. Ich habe mich selbst gefunden und werde ich selbst sein. Ich selbst, trotz euch allen! *Schnell ab ins Studierzimmer. Braun zuckt die Achseln.*

## VIERTER AKT

*Zeit: Nachmittags zwischen vier und fünf. Am Tisch sitzen Käthe und Frau Vockerat. Käthe mit Nähen eines Kinderhemdchens beschäftigt, Frau Vockerat mit Stricken. Käthe stark abgehärmt. Es vergehen einige Sekunden. Johannes kommt aus dem Studierzimmer. Er hat den Hut noch nicht recht festgesetzt, den Sommerüberzieher noch nicht ganz angezogen und ist im Begriff auszugehen.*

JOHANNES. Ist Anna fort?

FRAU VOCKERAT, *verschnaufend*. Eben hinaus.

JOHANNES *ist zu Käthe getreten und küßt sie auf die Stirn*. Nimmst du auch dein Tränkchen regelmäßig?

FRAU VOCKERAT. Ach, die dumme Medizin! die nutzt was Recht's. Ich wüßte schon, was besser nützte.

JOHANNES. Ach Mutter, Mutter!!

FRAU VOCKERAT. Ich bin ja schon stille.

FRAU KÄTHE. Ja, ja! ich nehm' sie schon. Mir ist ja überhaupt nichts.

JOHANNES. Du siehst auch heut tatsächlich besser aus.

FRAU KÄTHE. Mir ist auch besser.

JOHANNES. Na, schon dich nur recht. Adieu! Wir kommen bald wieder.

FRAU KÄTHE. Geht ihr weit?

JOHANNES. Nur 'n bißchen in den Wald. Wiedersehen!

*Ab über die Veranda. Kleine Pause. Man hört das Brausen und Rauschen eines Eisenbahnzuges. Hierauf Läuten der Bahnglocke fern.*

FRAU VOCKERAT. Horch mal, die Bahnhofsglocke.

FRAU KÄTHE. Der Wind trägt den Schall, Mutti. Sie läßt die Arbeit sinken und versinnt sich.

FRAU VOCKERAT, *flüchtig aufblickend*. Worüber denkst du denn nach, Käthemiezel?

FRAU KÄTHE, *weiterarbeitend*. Ach, über allerhand.

FRAU VOCKERAT. Über was denn zum Beispiel?

FRAU KÄTHE. Ob es zum Beispiel Menschen geben mag, die nichts zu bereuen haben.

FRAU VOCKERAT. Sicher nicht, Käthchen!

FRAU KÄTHE, *der Schwiegermutter die Näherei hinhaltend*. Ob ich Kettelstich nehme — hier rum, Mutti? *Sie faßt das Hemdchen oben und unten und spannt es auseinander*. Ich denke, es wird lang genug sein.

FRAU VOCKERAT. Ja nicht zu kurz. Lieber bißchen zu lang. Die Kinder wachsen zu schnell. *Beide arbeiten emsig weiter. Kleine Pause.*

FRAU KÄTHE, *unterm Nähen*. Hannes hat manchmal recht zu leiden gehabt — unter meinen Launen. Er hat mir oft genug leid getan. Aber man kann eben nicht gegen seine Natur: das ist das Unglück! *Kurz und bitter in sich hineinlachend*: Man war allzusicher. Man hat sich's nicht wahrgenommen. *Sie seufzt*. — Da fällt mir ein bei dem Hemd: in Gnadenfrei — da war eine alte Wärterin... in der Anstalt. Die hatte ihr selbstgewebtes Totenhemd schon jahrelang im Schubfach liegen. Das zeigte sie mir mal. Da wurd' ich ganz melancholisch.

FRAU VOCKERAT. Die alte überspannte Person. *Kleine Pause.*

FRAU KÄTHE, *unterm Nähen*. Der kleine Fiedler ist ein lieber Kerl. Gestern nahm ich ihn 'n bißchen rauf und zeigte ihm Bilder. Da fragt' er mich: Nich wahr, Tante Käthe, der Schmetterling is der Mann und die Libelle is seine Frau?

FRAU VOCKERAT, *gutmütig lachend*.

FRAU KÄTHE. Das dumme Herzel! Und dann tippte es mir auf die Augenlider und fragte: Schlafen da die Augen drin?

FRAU VOCKERAT. Zu niedlich sind Kinder manchmal.

FRAU KÄTHE, *mit einer sanften wehmütigen Lustigkeit*.

Und dann sagt er immer Punkten statt Funken. Damit neck' ich ihn immer.

FRAU VOCKERAT. Zu drollig: Punkten. *Sie lacht.*

FRAU KÄTHE *läßt die Arbeit in den Schoß sinken.* Und was man sich so für Schmerzen macht als Kind. Ich weiß noch, als ich klein war, jahrelang; wo nur ein Kartoffelfeld kam — da hab' ich den lieben Gott inbrünstig gebeten: Ach, lieber Gott, laß mich doch nur ein einzigesmal einen großen Totenkopfschmetterling finden. — Ich hab' aber nie einen gefunden. — *Sie erhebt sich müde. Seufzend:* Später hat man andre Schmerzen.

FRAU VOCKERAT. Wo willst du denn hin? Bleib doch noch 'n bißchen.

FRAU KÄTHE. Ich muß nachsehen, ob Philippchen wach ist.

FRAU VOCKERAT. Käthe, nicht so unruhig! Es wird alles besorgt.

FRAU KÄTHE *ist stehengeblieben, neben dem Stuhl, die Hand an der Stirn.* Laß, Mutti! ich muß denken.

FRAU VOCKERAT, *milde zuredend.* Du mußt gar nicht denken. Komm, erzähl mir noch 'n bißchen! *Sie zieht die Willenlose auf den Stuhl zurück.* Komm, setz dich! — Johannes hatte auch als Kind immer so niedliche Einfälle.

FRAU KÄTHE *sitzt da wie erstarrt, die weit offenen Augen auf das Porträt über dem Pianino gerichtet.* Ach, der gute Papa in seinem Talar! Der hat sich nicht träumen lassen, was seine Tochter... *Ihre Stimme wird von Tränen erstickt.*

FRAU VOCKERAT, *es bemerkend.* Aber Käthemiezell!

FRAU KÄTHE, *mühsam redend.* Ach bitte, laß mich! *Beide arbeiten eine kurze Weile weiter.*

FRAU KÄTHE, *unterm Nähen.* Hast du dich gefreut, als Johannes geboren war?

FRAU VOCKERAT. Von Herzen, Käthchen! Du nicht über Philippchen?

FRAU KÄTHE. Ich weiß wirklich nicht. *Erhebt sich abermals.* Ach! ich will mich lieber ein bißchen niederlegen.

FRAU VOCKERAT *erhebt sich ebenfalls, streichelt Käthes Hand.* Ja, ja! Wenn du angegriffen bist.

FRAU KÄTHE. Faß mal meine Hand, Mutti!

FRAU VOCKERAT *tut es.* Nun? Sie ist eiskalt, Miez!el!

FRAU KÄTHE. Nimm mal die Nadel! *Reicht ihr die Nähnaedel.*

FRAU VOCKERAT *zögert, sie zu nehmen.* Ja — was soll ich denn damit?

FRAU KÄTHE. Paß mal auf! *Sticht sich blitzschnell mehrmals in die Handfläche.*

FRAU VOCKERAT *erhascht ihre Hand.* Aber du! du! Was machst du denn nur da?

FRAU KÄTHE, *lächelnd.* Es tut gar nicht weh. Keine Spur. Ich fühle auch rein nichts.

FRAU VOCKERAT. Was das für Ideen sind! Komm, komm! Ja, ja! Leg dich bißchen nieder! Leg dich bißchen!

*Führt Käthe, sie ein wenig stützend, in das Schlafzimmer. Nach einer kleinen Pause kommt Braun. Er legt den Hut ab, zieht den Überrock aus, hängt beides an den Kleiderhaken.*

FRAU VOCKERAT *steckt den Kopf durch die Schlafstübetür.* Ach, Sie sind's, Herr Braun.

BRAUN. Guten Tag, Frau Vockerat!

FRAU VOCKERAT. Ich komme gleich. *Sie zieht den Kopf zurück, kommt nach wenigen Sekunden ganz heraus, eilt auf Braun zu und drückt ihm hastig ein Telegramm in die Hand.* Nu raten Sie mir! Während er liest, verfolgt sie mit ängstlicher Spannung den Ausdruck seines Gesichts.

BRAUN, *nachdem er gelesen.* Haben Sie Herrn Vockerat gesagt, worum es sich handelt?

FRAU VOCKERAT. Kein Sterbenswort. Nein, nein, nein! Das hätt' ich auch nicht übers Herz gebracht. Ich hab' ihm nur geschrieben, daß er doch mal herkommen möchte, weil... weil ich doch nicht so bald fortkönnte und weil Käthe doch noch immer nicht ganz munter wär! Aber sonst hab' ich nichts geschrieben. Nicht mal, daß Fräulein Anna noch hier ist, Herr Braun.

BRAUN, *nach einiger Überlegung, zuckt mit den Achseln.* Ja! Da kann ich weiter nichts sagen.

FRAU VOCKERAT, *ängstlicher.* Halten Sie's nicht für recht? Hätt' ich am Ende lieber nicht schreiben sollen? Aber Käthe vergeht mir ja unter den Händen. Wenn sie erst mal zum Liegen kommt, dann... dann weiß ich nicht, was noch geschieht. Und aller Augenblicke muß sie sich jetzt schon hinlegen, in den Kleidern aufs Bett. Gerade jetzt liegt sie wieder. Ich kann's ja nicht mehr. Ich kann ja die Verantwortung nicht mehr allein tragen, Herr Braun. *Sie muß schneuzen.*

BRAUN, *ins Telegramm blickend.* Mit dem Sechszug kommt Herr Vockerat? Wie spät is 's jetzt?

FRAU VOCKERAT. Halb fünf noch nicht.

BRAUN, *nachdem er wieder eine Weile nachgesonnen.* Hat sich denn gar nichts geändert in den acht Tagen?

FRAU VOCKERAT *schüttelt trostlos den Kopf.* Nichts.

BRAUN. Hat sie nie Miene gemacht abzureisen?

FRAU VOCKERAT. Nein — nicht einmal. Und Johannes, der is förmlich wie verhext. Er war ja immer leicht kratzig, aber er machte doch schließlich, was man wollte. Er sieht nicht, er hört nicht. Nur diese Person. Nur immer diese Person. Nicht Mutter, nicht Frau, Herr Braun. Ach, Gott! was macht man denn nur? Ich tu' ja keine Nacht mehr ein Auge zu. Ich hab' schon hin und her überlegt. Was macht man denn nur?

*Pause.*



BRAUN. Ich weiß wirklich nicht, ob es gut ist, daß Herr Vockerat herkommt. Hannes wird dadurch nur noch gereizt, aufs höchste... Und dann, dann will er sich vor dem Fräulein... Ich hab' überhaupt manchmal ein Gefühl, als ob sich Hannes schon allein wieder rausarbeiten würde.

FRAU VOCKERAT. Das hab' ich ja doch auch geglaubt. Deshalb hab' ich mich ja damals, als er sie zurückbrachte, wieder überreden lassen. Deshalb bin ich ja hiergeblieben. Aber es wird ja immer schlimmer. Man darf ja gar nicht mehr wagen, nur 'n leises Sterbenswörtchen drüber zu sprechen. Und zu Käthe darf ich auch nichts sagen. An wen soll ich mich denn wenden?

BRAUN. Hat denn Frau Käthe nie mit Hannes drüber gesprochen?

FRAU VOCKERAT. Ja, einmal — da sind sie wach gewesen die halbe Nacht. Weiß Gott, was sie da gesprochen haben. Aber Käthel is viel zu geduldig. Sie nimmt noch Hannes' Partei, wenn ich mal was sage. Nicht mal diese... diese Dame... diese sogenannte, durchschaut sie. Die wird womöglich noch in Schutz genommen. *Kleine Pause.*

BRAUN. Ich hab' mich schon gefragt, ob ich vielleicht mal mit Fräulein Anna rede.

FRAU VOCKERAT, *schnell.* Ja, das wäre wirklich vielleicht was.

BRAUN. Ich wollte sogar schon mal an sie schreiben... Aber allen Ernstes, Frau Vockerat, eh Herr Vockerat in seiner Weise eingreift — das kann die Sache meiner Ansicht nach verschlimmern im höchsten Maße.

FRAU VOCKERAT. Na ja, na ja! Aber was blieb mir denn übrig in meiner Herzensangst? Ach, wenn Sie wollten... wenn Sie wirklich mit ihr reden wollten! *Man hört Annas und Johannes' Stimme.* Ach, großer Gott! Ich kann sie jetzt unmöglich sehn. *Ab durch die Flurtür. Braun zögert. Da sie noch nicht eintreten,*

*ebenfalls ab durch die Flurtür. Fräulein Anna tritt ein von der Veranda her.*

FRÄULEIN ANNA *hat ihren Hut abgelegt. Spricht durch die offene Tür zu Johannes, der noch draußen auf der Veranda verweilt.* Gibt's was Interessantes, Herr Doktor?

JOHANNES. Es muß was los sein. Ein Polizist ist im Kahn. *Kommt herein.* Vielleicht wieder 'n Unglück geschehn. —

FRÄULEIN ANNA. Ein melancholisches Vorurteil.

JOHANNES. Hier kommt oft genug was vor. Das ist ein gefährliches Wasser. — Was haben Sie denn da, Fräulein?

FRÄULEIN ANNA. Katzenpfötchen, Herr Doktor! Die nehm' ich mir mit zum Andenken.

JOHANNES. Wenn Sie mal reisen, heißt das. Und das wird so bald nicht sein.

FRÄULEIN ANNA. Meinen Sie? *Kleine Pause, während welcher beide langsam und jeder für sich umhergehen.* Es wird schon recht zeitig finster.

JOHANNES. Und kühl, sobald die Sonne weggeht. Soll ich Licht machen?

FRÄULEIN ANNA. Wenn Sie wollen. — Sonst feiern wir bißchen Dunkelstunde. *Sie setzt sich.*

JOHANNES *setzt sich ebenfalls, von Anna entfernt, auf irgendeinen Stuhl. Nach einer Pause.* Dunkelstunde! — Da kommen alte Erinnerungen.

FRÄULEIN ANNA. Märchen, nicht wahr?

JOHANNES. Ja, auch. — Ach, es gibt wundervolle Märchen.

FRÄULEIN ANNA. O ja! — Und wissen Sie, wie die schönsten gewöhnlich schließen? — Da zog ich mir einen gläsernen Pantoffel an — und da stieß ich an einen Stein — und da machte er „kling“ — und da sprang er entzwei.

JOHANNES, *nach kurzem Schweigen.* Ist das nicht auch ein melancholisches Vorurteil?

FRÄULEIN ANNA. Das glaub' ich nicht. *Sie erhebt sich, geht langsam bis zu dem Sessel vor dem Klavier, setzt sich darauf, haucht in die Hände.*

JOHANNES *erhebt sich ebenfalls, tut langsam ein paar Schritte, bleibt hinter Anna stehen.* Nur ein paar Takte. Machen Sie mir die Freude. Wenn ich nur ein paar ganz simple Töne höre, das genügt mir schon.

FRÄULEIN ANNA. Ich kann nicht spielen.

JOHANNES, *mit gelindem Vorwurf.* Ach, Fräulein Anna, weshalb sagen Sie das? Sie wollen nur nicht, ich weiß es ja.

FRÄULEIN ANNA. Aber ich habe wohl sechs Jahre lang keine Taste berührt. Erst seit diesem Frühjahr hab' ich langsam wieder angefangen. Und dann dudle ich auch nur so. — Solche traurige, trostlose Liedchen, wie ich sie von meiner Mutter mitunter gehört habe.

JOHANNES. Wollen Sie nicht mal so eins singen? So ein trauriges, trostloses Liedchen —?

FRÄULEIN ANNA *lacht.* Sehen Sie, Sie necken mich schon.

JOHANNES. Ich merke schon, Fräulein. Sie wollen mir's nicht zuliebe tun. *Kleine Pause.*

FRÄULEIN ANNA. Ja, ja! Herr Doktor, ich bin ein häßliches, launisches Geschöpf.

JOHANNES. Das sag' ich nicht, Fräulein Anna! *Kleine Pause.*

FRÄULEIN ANNA *öffnet das Klavier. Setzt die Finger auf die Tasten. Sinnt nach.* Wenn ich was Lustiges wüßte. —

JOHANNES *hat sich in einer entfernten Ecke niedergelassen, den Kopf vornübergebeugt; die Beine übereinander geschlagen, den Ellbogen darauf gestemmt, die Hand an der Ohrmuschel.*

FRÄULEIN ANNA *legt die Hände in den Schoß, spricht langsam und in Pausen.* Es ist eigentlich eine große Zeit, in der wir leben. — Es kommt mir vor, als ob

etwas Dumpfes, Drückendes allmählich von uns wiche.  
— Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor?

JOHANNES *räuspert sich*. Inwiefern?

FRÄULEIN ANNA. Auf der einen Seite beherrschte uns eine schwüle Angst, auf der andern ein finsterer Fanatismus. Die übertriebene Spannung scheint nun ausgeglichen. So etwas wie ein frischer Luftstrom, sagen wir aus dem zwanzigsten Jahrhundert, ist hereingeschlagen. — Meinen Sie nicht auch, Herr Doktor? — Zum Beispiel, Leute wie Braun wirken doch auf uns nur noch wie Eulen bei Tageslicht.

JOHANNES. Ich weiß nicht, Fräulein! Das mit Braun ist wohl richtig. Aber ich kann noch nicht recht zur Lebensfreude durchdringen. Ich weiß nicht...

FRÄULEIN ANNA. Ganz abgesehen von unsern individuellen Schicksalen. Von unsern kleinen Schicksalen ganz abgesehen, Herr Doktor! *Pause. Fräulein Anna schlägt einen Akkord an und hält ihn aus.*

JOHANNES, *nachdem der Ton verhallt ist*. Nun?

FRÄULEIN ANNA. Herr Doktor!

JOHANNES. Wollen Sie nicht spielen?! Bitte, bitte!

FRÄULEIN ANNA. Ich wollte Ihnen etwas sagen, aber Sie müssen nicht aufbrausen; Sie müssen ganz ruhig und artig bleiben.

JOHANNES. Nun was?

FRÄULEIN ANNA. Ich glaube, meine Zeit ist abgelaufen. Ich möchte reisen.

JOHANNES *seufzt tief, erhebt sich dann und geht langsam umher*.

FRÄULEIN ANNA. Herr Johannes! Wir fallen auch in den Fehler schwacher Naturen. Wir müssen den Blick ins Allgemeine mehr richten. Wir müssen uns selber leichter tragen lernen. *Kleine Pause.*

JOHANNES. Wollen Sie wirklich reisen?

FRÄULEIN ANNA, *mild, aber bestimmt*. Ja, Herr Johannes!

JOHANNES. Da werd' ich von nun an zehnfach einsam sein. — *Pause.* — Ach, reden wir wenigstens jetzt nicht davon.

FRÄULEIN ANNA. Ich möchte Ihnen nur noch sagen: ich habe mich für Sonnabend oder Sonntag zu Hause angemeldet.

JOHANNES. Sie haben sich... Aber, Fräulein, weshalb eilen Sie denn nur so sehr?

FRÄULEIN ANNA. Aus vielen Gründen. *Pause.*

JOHANNES, *schneller und heftiger schreitend.* Soll man denn wirklich alles, alles, was man gewonnen hat, dieser verfluchten Konvention aufopfern? Können denn die Menschen absolut nicht einsehen, daß ein Zustand kein Verbrechen sein kann, in welchem beide Teile nur gewinnen, beide Teile besser und edler geworden sind? Ist es denn ein Verlust für Eltern, wenn ihr Sohn besser und tiefer wird? Ein Verlust für eine Frau, wenn ihr Mann wächst und zunimmt, geistig?

FRÄULEIN ANNA, *in Güte drohend.* Herr Doktor, Herr Doktor! der böse Affekt.

JOHANNES, *besänftigt.* Ja, hab' ich denn nicht recht, Fräulein?

FRÄULEIN ANNA. Ja — und nein. — Sie werten anders, als Ihre Eltern werten. Ihre Eltern werten anders, als Frau Käthe wertet. Darüber läßt sich gar nichts sagen, meiner Ansicht nach.

JOHANNES. Aber das ist eben furchtbar — furchtbar für uns.

FRÄULEIN ANNA. Und für sie... für die andern nicht minder. *Pause.*

JOHANNES. Ja, aber Sie sagten doch selbst immer, man soll die Rücksicht auf andre nicht über sich herrschen lassen; man soll sich nicht abhängig machen?!

FRÄULEIN ANNA. Aber wenn man abhängig ist?

JOHANNES. Gut: ich bin abhängig. Leider Gottes! aber Sie... Warum nehmen Sie für die andern Partei?

FRÄULEIN ANNA. Ich habe sie eben auch liebge-  
wonnen. — *Pause.* — Sie haben mir oft gesagt, Sie  
ahnten einen neuen, höheren Zustand der Gemeinschaft  
zwischen Mann und Frau.

JOHANNES, *mit Wärme und Leidenschaft.* Ja, den  
ahne ich, den wird es geben, später einmal. Nicht das  
Tierische wird dann mehr die erste Stelle einnehmen,  
sondern das Menschliche. Das Tier wird nicht mehr das  
Tier ehelichen, sondern der Mensch den Menschen.  
Freundschaft, das ist die Basis, auf der sich diese Liebe  
erheben wird. Unlöslich, wundervoll, ein Wunderbau  
geradezu. Aber ich ahne noch mehr: noch viel Höheres,  
Reicheres, Freieres — *unterbricht sich, wendet sich an  
Anna.* — Wenn ich deutlich sehen könnte, jetzt, so  
würde ich Sie lächeln sehn. Hab' ich recht?

FRÄULEIN ANNA. Herr Doktor... nein, ich habe  
diesmal nicht gelächelt. Aber richtig ist — solche Worte,  
an denen man sich leicht berauscht... da kommt gleich-  
sam gewohnheitsmäßig etwas Spöttisches in mich.  
Nehmen wir aber einmal an: es hätte wirklich etwas  
Neues, Höheres gelebt — in unseren Beziehungen.

JOHANNES, *mit Betrübniß.* Zweifeln Sie daran? Soll  
ich Ihnen Unterschiede nennen? Empfinden Sie zum  
Beispiel etwas andres für Käthe als herzliche Liebe?  
Ist mein Gefühl für Käthe etwa schwächer geworden?  
Im Gegenteil, es ist tiefer und voller geworden.

FRÄULEIN ANNA. Aber wo ist außer mir ein Mensch,  
der Ihnen das noch glauben kann? — Und wird Frau  
Käthe deshalb weniger zugrunde gehen? — Ich möchte  
nicht gern von uns beiden reden. Nehmen wir mal an —  
ganz im allgemeinen — ein neuer, vollkommenerer  
Zustand wird von jemand vorempfunden. Dann ist  
er vorläufig im Gefühl — eine überzarte, junge Pflanze,  
die man schonen und wieder schonen muß. — Meinen  
Sie nicht auch, Herr Doktor? — Daß das Pflänzchen  
sich auswächst, während wir leben, das dürfen wir nicht

hoffen. Wir können sie niemals groß werden sehn, ihre Früchte sind für andre bestimmt. Auf die Nachwelt den Keim bringen, das können wir vielleicht. Ich könnte mir sogar denken, daß sich jemand das zur Pflicht macht.

JOHANNES. Und daraus wollen Sie ableiten, daß wir uns trennen müssen?

FRÄULEIN ANNA. Ich wollte nicht von uns beiden reden. Aber da Sie nun doch... ja! wir müssen uns trennen! — Einen Weg zu gehen, wie es mir wohl vorgeschwebt hat... in Sekunden... und das will ich nun auch nicht mehr. Ich habe eben auch etwas wie eine Ahnung empfunden. — Und seit dem, da erscheint mir auch das alte Ziel zu unbedeutend für uns — zu gewöhnlich, offen gestanden! — Es ist gerade so, als ob man aus hohen Bergen mit weitem, weitem Ausblick heruntersteigt und nun alles so eng und nah findet im Tal. *Pause.*

JOHANNES. Und wenn nun keine Existenz darüber zugrunde ginge?

FRÄULEIN ANNA. Das ist nicht möglich.

JOHANNES. Aber wenn nun Käthe diese Kraft hätte? Wenn es ihr gelänge, sich auf die Höhe dieser Idee zu erheben?

FRÄULEIN ANNA. Wenn es Käthe gelänge zu leben neben mir, dann... dann würde ich mir selbst doch nicht trauen können. In mir... in uns ist etwas, was den geläuterten Beziehungen, die uns dämmern, feindlich ist, auf die Dauer auch überlegen, Herr Doktor. Wollen wir nun nicht Licht machen?

FRAU VOCKERAT, *vom Flur her mit einem Lichte.* Sie spricht in den Flur zurück. 's is noch dunkel hier. Ich will die Lampe erst anzünden. Bleiben Sie nur noch 'n bißchen draußen, Herr Braun. Ich will's schon so einrichten, daß...

JOHANNES *hustet.*

FRAU VOCKERAT *erschrickt.* Wer is denn hier?

JOHANNES. Wir, Mutter.

FRAU VOCKERAT. Du, Johannes?

JOHANNES. Wir, Fräulein Anna und ich. — Wer is denn draußen?

FRAU VOCKERAT, *ziemlich ungehalten*. Na, Hannes! Du hättest doch wirklich Licht machen können. Das is doch nicht... So im Dunkeln... *Sie steckt die Lampe an. Fräulein Anna und Johannes rühren sich nicht.* Hannes!

JOHANNES. Ja, Mutter!

FRAU VOCKERAT. Kannst du mal mitkommen? Ich möchte dir was sagen.

JOHANNES. Geht das nicht hier auch, Mutter?

FRAU VOCKERAT. Wenn du keine Zeit für mich übrig hast, dann sag's doch einfach.

JOHANNES. Ach Mutter... Natürlich komm' ich. Entschuldigen Sie, Fräulein. *Ab mit Frau Vockerat in das Studierzimmer.*

FRÄULEIN ANNA *fängt ganz leise schlichte Akkorde zu greifen an. Dann singt sie dazu mit gedämpfter Stimme.*

„Zum Tode gequält durch Gefangenschaft, bist du jung gestorben. Im Kampfe für dein Volk hast du deinen ehrlichen Kopf niedergelegt.“ *Sie hält inne. Herr Braun ist eingetreten.*

FRÄULEIN ANNA *wendet sich mit dem Drehsessel herum.* Guten Abend, Herr Braun!

BRAUN. Ich wollte nicht stören. Guten Abend, Fräulein!

FRÄULEIN ANNA. Man sieht Sie ja so selten.

BRAUN. Ach, wieso?

FRÄULEIN ANNA. Es wurde mehrmals nach Ihnen gefragt.

BRAUN. Wer hat denn nach mir gefragt? Hannes gewiß nicht.

FRÄULEIN ANNA. Herr Johannes? Nein. — Frau Käthe.

BRAUN. Sehn Sie! — Aufrichtig, ich... Ach, das ist ja jetzt alles Nebensache. *Pause.*

FRÄULEIN ANNA. Wir sind, scheint's, heut in einer Stimmung, daß wir uns eigentlich was Lustiges erzählen sollten. Wissen Sie nicht was? Man muß sich manchmal zum Lachen zwingen. Irgendeine Anekdote oder so...

BRAUN. Nein! wahrhaftig nein!

FRÄULEIN ANNA. Ich glaube wirklich, Sie verstehen den Sinn des Lachens nicht. *Pause.*

BRAUN. Ich bin eigentlich gekommen, Fräulein, um etwas Ernstes mit Ihnen zu besprechen.

FRÄULEIN ANNA. Sie? — mit mir?

BRAUN. Ja, Fräulein Anna.

FRÄULEIN ANNA *erhebt sich.* Nun bitte! Ich höre. *Begibt sich an den Tisch, bindet den Strauß Immortellen auf und fängt an, sie zu ordnen und aufs neue zu ordnen.*

BRAUN. Ich saß damals in schweren Konflikten. Ich meine, damals, als wir uns kennenlernten, in Paris. Es waren ja im Grunde Lappalien. Nichts ist schließlich so gleichgültig als: ob man mit oder ohne Rücksicht malt. Kunst ist Luxus — und heutzutage Luxusarbeiter sein, ist schmachvoll unter allen Umständen. Damals war Ihr Umgang jedenfalls der Rausreißer für mich. Und — was ich hauptsächlich sagen wollte: ich habe Sie damals achten und schätzen gelernt.

FRÄULEIN ANNA, *beim Ordnen der Blumen, leicht.* Was Sie sagen, ist zwar wenig zart — aber reden Sie nur weiter.

BRAUN. Wenn Worte wie die Sie verletzen, Fräulein — dann bedaure ich... dann verwirren sich meine Begriffe.

FRÄULEIN ANNA. Das tut mir leid, Herr Braun!

BRAUN. Es ist mir peinlich und unangenehm. Man sollte die Dinge einfach laufen lassen. Wenn es nur nicht so entsetzlich folgenschwere Dinge wären. Aber man kann doch nicht....

FRÄULEIN ANNA *summt vor sich hin.* Spinne, spinne, Töchterlein! — Katzenpfötchen. — Ich höre, Herr Braun!

BRAUN. Wenn ich Sie so ansehe, Fräulein, so kann ich mich wirklich des Gefühls nicht erwehren... Sie scheinen sich gar nicht bewußt zu sein... Sie scheinen den ganzen furchtbaren Ernst der Sache gar nicht zu würdigen.

FRÄULEIN ANNA *summt.* Sah ein Knab ein Röslein stehn.

BRAUN. Man hat doch schließlich ein Gewissen. Ich kann mir nicht helfen, Fräulein: ich muß an Ihr Gewissen appellieren.

FRÄULEIN ANNA, *nach einer Pause, kühl und leicht.* Wissen Sie, was Papst Leo der Zehnte über das Gewissen sagte?

BRAUN. Das weiß ich nicht, das liegt mir auch wirklich in diesem Augenblicke ziemlich fern, Fräulein.

FRÄULEIN ANNA. Es sei ein böses Tier, sagte er, das den Menschen gegen sich selbst bewaffne. — Aber bitte, bitte! Ich bin wirklich ganz Ohr.

BRAUN. Ich weiß nicht, es liegt doch eigentlich auf der Hand. Sie müssen das doch auch sehn, daß es sich hier um Leben und Tod einer ganzen Familie handelt. Ich dünkte mir, ein einziger Blick auf die junge Frau Vockerat, ein einziger Blick muß einem doch da jeden Zweifel vollständig benehmen. Ich dünkte mir...

FRÄULEIN ANNA, *nun ernst.* Ach so! Das ist es also. Nun, weiter, weiter!

BRAUN. Ja, und — ja — und Ihr Verhältnis zu Johannes.

FRÄULEIN ANNA, *abweisend.* Herr Braun! — Sie bis hierher anzuhören, glaubte ich dem Freunde meines Freundes schuldig zu sein. Was Sie nun noch sprechen, sprechen Sie in den Wind.

BRAUN; *kurze Verlegenheitspause.* Dann wendet er

*sich, nimmt seinen Hut und Überzieher und entfernt sich mit der Geste eines Menschen, der das mögliche getan hat.*

FRÄULEIN ANNA *wirft das Bukett weg, sobald Braun hinaus ist, und geht einige Male heftig auf und ab. Sie wird ruhiger und trinkt Wasser. Frau Vockerat vom Flur.*

FRAU VOCKERAT *sieht sich ängstlich überall um, kommt hastig auf Anna zu, nachdem sie sich vergewissert hat, daß sie allein ist. Ich bin in so großer Angst — meines Hannes wegen. Hannes ist so schrecklich heftig, Sie wissen ja. Und nun liegt mir etwas auf der Seele. Ich kann's nicht mehr unterdrücken, Fräulein! — Fräulein! — Fräulein Anna! Sie sieht Anna an, mit einer rührenden, flehenden Gebärde.*

FRÄULEIN ANNA. Ich weiß, was Sie wollen.

FRAU VOCKERAT. Hat Herr Braun mit Ihnen gesprochen?

FRÄULEIN ANNA *will mit Ja antworten, die Stimme versagt ihr, dann überwältigt sie ein Anfall von Weinen und Schluchzen.*

FRAU VOCKERAT, *um sie bemüht.* Fräulein Anna! Liebes Fräulein! Wir müssen den Kopf oben behalten. O Jesu Christ, daß nur nicht Hannes kommt. Ich weiß ja nicht, was ich tue. Fräulein, Fräulein!

FRÄULEIN ANNA. Es war nur... es ist schon vorüber. Sie brauchen sich nun nicht mehr ängstigen, Frau Vockerat!

FRAU VOCKERAT. Ich habe auch mit Ihnen Mitleid. Ich müßte ja kein Mensch sein. Sie haben Schlimmes durchgemacht im Leben. Das geht mir ja alles tief zu Herzen. Aber Johannes steht mir nun doch einmal näher. Ich kann's doch nicht ändern. Und Sie sind ja auch noch so jung, so jung, Fräulein. In Ihrem Alter überwindet man ja noch so leicht.

FRÄULEIN ANNA. Es ist mir entsetzlich peinlich, daß es so weit gekommen ist.

FRAU VOCKERAT. Ich habe es nie getan. Ich kann

mich nicht besinnen, daß ich mal jemand die Gastfreundschaft verweigert hätte. Aber ich weiß keinen andern Weg. Es ist der letzte Ausweg für uns alle. — Ich will nicht richten in diesem Augenblick. Ich will zu Ihnen sprechen, eine Frau zur Frau — und als Mutter will ich zu Ihnen sprechen. *Mit tränenerstickter Stimme:* Als Mutter meines Johannes will ich zu Ihnen kommen. *Sie erfaßt Annas Hand.* Geben Sie mir meinen Johannes. Geben Sie einer gemarterten Mutter ihr Kind wieder! *Sie ist auf einen Stuhl gesunken und benetzt Annas Hand mit Tränen.*

FRÄULEIN ANNA. Liebe, liebe Frau Vockerat! Das... erschüttert mich tief. — Aber kann ich denn etwas wiedergeben? Hab' ich denn etwas genommen?

FRAU VOCKERAT. Das wollen wir lieber beiseite lassen. Das will ich nicht untersuchen, Fräulein. Ich will nicht untersuchen, wer der Vertüher ist. So viel weiß ich nur: mein Sohn hat sein Leben lang nie schlimme Neigungen gehabt. Ich war seiner so sicher... daß ich noch heut gar nicht begreife... *Sie weint.* Es war Ver messenheit, Fräulein Anna.

FRÄULEIN ANNA. Was Sie auch sagen, Frau Vockerat, ich kann mich nicht verteidigen gegen Sie...

FRAU VOCKERAT. Ich möchte Ihnen nicht wehe tun. Ich möchte Sie nicht erbittern, um Himmels willen. Ich bin ja in Ihrer Hand. Ich kann Sie nur immer wieder bitten und bitten in meiner furchtbaren Herzensangst. Lassen Sie Johannes los — eh alles verscherzt ist — eh Käthes Herz bricht. Haben Sie Erbarmen!

FRÄULEIN ANNA. Frau Vockerat! Sie erniedrigen mich so sehr... Mir ist zumute, als ob ich geschlagen würde, und... Aber nein — ich will Ihnen nur einfach sagen: es ist beschlossene Sache, daß ich gehe. Und wenn es sich nur darum handelt...

FRAU VOCKERAT. Was werden Sie nun sagen, Fräulein? Ach, es geht mir kaum über die Zunge. Es sind

nämlich gewisse Verhältnisse . . . Es müßte gleich sein . . . Sie müßten womöglich noch in dieser Stunde . . .

FRAÜLEIN ANNA *nimmt die Sachen, die sie abgelegt hatte, zusammen.*

FRAU VOCKERAT. Ich habe keine Wahl mehr, Fräulein. *Kleine Pause.*

FRAÜLEIN ANNA, *die Sachen überm Arm, nimmt langsamen Schrittes die Richtung nach der Flurtür. Vor Frau Vockerat bleibt sie stehn. Konnten Sie denken, daß ich noch zögern würde?*

FRAU VOCKERAT. Gott geleite Sie, Fräulein!

FRAÜLEIN ANNA. Adieu, Frau Vockerat!

FRAU VOCKERAT. Werden Sie Hannes sagen, was wir gesprochen haben?

FRAÜLEIN ANNA. Seien Sie unbesorgt, Frau Vockerat!

FRAU VOCKERAT. Behüt' Sie Gott, Fräulein Anna! *Anna ab durch die Flurtür. Frau Vockerat atmet befreit auf, eilt schnell ab ins Schlafzimmer. Auf der Veranda erscheint eine Laterne. Der alte Vockerat, in Kaisermantel und Plüschmütze, tritt ein, hinter ihm ein Wagenschieber von der Bahn, mit Paketen bepackt.*

VOCKERAT, *über und über vergnügt.* So! — Niemand hier? Legen Sie die Sachen hier hin. Warten Sie! *Er sucht im Portemonnaie.* Hier, für die Mühe.

DER BLAUKITTEL. Ich dank' vielmals schön!

VOCKERAT. Warten Sie mal, lieber Mann. *Er sucht in seinen Überziehtaschen.* Ich weiß doch — ich hatte doch noch paar Exemplare Palmzweige . . . Hier! *Er übergibt ihm einige Heftchen.* Ein frommer Mann hat sie geschrieben. Wahre Erlebnisse. Es gereiche Ihnen zum Segen! *Er drückt dem verblüfften Blaukittel die Hand; der weiß nichts zu sagen und entfernt sich stumm.* Vockerat hängt Mantel und Mütze auf, sieht sich um, reibt sich vergnügt die Hände und horcht dann an der Schlafsturentür. *Als hinter ihr Geräusch entsteht, nimmt er Reißaus und versteckt sich hinter dem Ofen.*

FRAU KÄTHE *kommt aus der Schlafstube, sieht die Pakete, den Mantel, die Mütze.* Ja, lieber Gott, das sind doch... das ist doch... das sind doch Papachens Sachen.

VOCKERAT *stürzt wie ein Wirbelwind hinter seinem Ofen hervor, lachend und weinend zugleich, alles nur so hervorsprudelnd. Er umarmt und küßt Käthe wiederholt.* Tochter! Herzenskäthe! *Kuß.* Wie geht's euch? Was macht ihr? Seid ihr alle gesund und munter? *Kuß.* Nein, ihr könnt euch nicht denken... *Er gibt Käthe frei.* Ihr könnt euch nicht denken, wie ich mich gefreut habe auf den Tag. *Fast in einem Lachen:* Was macht der Prinz, ha ha ha? Wie befindet sich seine Hoheit, ha ha? Seine Hoheit Prinz Schnudi, ha ha ha ha? Ach, ich danke dem lieben Gott, daß ich nun wieder endlich hier bin. *Ein wenig erschöpft:* Weißt du — *nimmt die Brille ab und reinigt die Gläser* — es is auf die Dauer doch nichts mit dem Alleinsein. — Ha ha! Es lebt der Mensch nicht gern allein, es müssen immer zweie sein, ha ha ha ha! — Tja, tja, so geht's! — und dann gab's auch viel Arbeit, weißt du — mit dem Dungfahren. Der Dünger, ha ha ha! der is Gold für den Landwirt. Pastor Pfeiffer besuchte mich neulich, der hielt sich drüber auf, daß wir die Dunggrube so nah beim Hause haben. *Lacht.* Ich hab' ihm aber gesagt: lieber Pastor, sag' ich, das is unsere Goldgrube, ha ha ha ha! Na, wo steckt nun meine alte treue Hausehre — und mein Hannes? *Betrachtet Käthe genauer.* Ich weiß nicht, macht's die Lampe? Du scheinst mir immer noch nicht so ganz wie früher, Käthchen!

FRAU KÄTHE, *ihre Bewegung schwer verbergend.* Ach Papachen! ich fühl' mich ganz... *Fällt ihm um den Hals.* Ich freu' mich so, daß du gekommen bist.

VOCKERAT. Ich hab' dich wohl... ich hab' dich wohl 'n bißchen erschreckt, Käthe?

*Frau Vockerat erscheint in der Flurtür.*

VOCKERAT, *aufs neue außer sich*. Kuckuck, ha ha ha ha! Da kommt sie an. *Er und seine Frau fliegen einander stumm in die Arme. Weinen und Lachen.*

FRAU KÄTHE *ab, von Rührung überwältigt.*

VOCKERAT, *nach der Umarmung seiner Frau den Rücken klopfend*. So, so! altes, treues Herz. — Das war unsre längste Trennung. — Nun fehlt bloß noch Johannes.

FRAU VOCKERAT, *nach kurzem Zögern*. Auch der Besuch ist noch da.

VOCKERAT. Ein Besuch? So!

FRAU VOCKERAT. Ja, das Fräulein!

VOCKERAT. So! — Welches Fräulein?

FRAU VOCKERAT. Du weißt ja! Fräulein Mahr.

VOCKERAT. Ich denke, die is abgereist. Übrigens, hier gibt's Eßware. *Er beschäftigt sich mit seinen Paketen.* Hier hab' ich Butter mitgebracht. Mit Eiern hab' ich's diesmal gelassen. Ich denk' noch mit Schrecken ans letzte Mal. Hier! — für Hannes — selbstfabrizierter Käse. Das muß alles bald in den Keller. Hier, ein Schinken. Ich sag' dir, Marthchen, was Delikates! wie Lachs. — Aber du sagst ja gar nichts. Du bist doch gesund?

FRAU VOCKERAT. Ja, Papa. — Aber — ich weiß nicht — ich hab' etwas auf dem Herzen. Ich wollte dir's eigentlich nicht sagen — aber — ich... Du bist mein treuster Lebensgefährte. Ich kann's allein nicht mehr tragen. — Unser Sohn... unser Johannes — war nahe daran...

VOCKERAT *stutzt, wird ängstlich*. Was, Hannes, unser Hannes? Was? Ja was denn?

FRAU VOCKERAT. Aber reg dich nicht auf. Mit Gottes Hilfe ist ja alles nun glücklich beigelegt. Das Fräulein geht ja nun bald wenigstens aus dem Hause.

VOCKERAT, *tief erschüttert*. Martha!! Das kann nicht wahr sein!

FRAU VOCKERAT. Ich weiß ja auch nicht, wie weit sie gegangen sind, nur — nur... Es war eine schreckliche Zeit für mich.

VOCKERAT. Die Hand hätt' ich mir abhauen lassen, Martha, ohne Bedenken. — Mein Sohn — Martha! mein Sohn — pflicht- und ehrvergessen?!

FRAU VOCKERAT. Ach, Männchen, du mußt es erst sehn, du mußt 's erst selbst untersuchen. Ich weiß ja nicht...

VOCKERAT *geht umher, bleich, murmelnd.* Dein Wille geschehe! Dein Wille geschehe!

FRAU VOCKERAT *weint still.*

VOCKERAT *bleibt vor ihr stehen, dumpf.* Martha, irgendwo muß die Schuld stecken. — Laß uns nachsinnen.

FRAU VOCKERAT. Wir haben es stillschweigend geduldet. Mehr und mehr sind die Kinder von Gott und dem rechten Weg abgekommen.

VOCKERAT. Da hast du recht. Das ist es auch. Dafür werden wir nun gestraft. *Beide Hände seiner Frau ergreifend:* Aber laß uns Gott bitten — in tiefer Demut — Tag und Nacht. Laß uns Gott bitten, Martha.

## FÜNFTER AKT

*Die neuen Vorgänge schließen sich fast unmittelbar an die des vierten Aktes an. Das Zimmer ist leer. Die brennende Lampe steht noch auf dem Tisch.*

JOHANNES *kommt hastig und voll Zorn durch die Flurtür.* Mutter! Öffnet die Schlafstubentür. Mutter!!

FRAU VOCKERAT *kommt aus der Schlafstube.* Na, was gibt's denn, Junge? Was machst de denn solchen Lärm! Du weckst ja Philippchen auf.

JOHANNES. Mutter! ich möchte wissen, wer dir ein Recht gibt, Gäste aus meinem Hause hinauszweisen.

FRAU VOCKERAT. Nee, Junge... Das is mir nicht eingefallen. Ich hab' keinen Menschen hinausgewiesen.

JOHANNES *geht zornig umher.* Mutter, du lügst!

FRAU VOCKERAT. Das magst du deiner Mutter ins Gesicht sagen, Hannes?!

JOHANNES. Ich muß es dir sagen, denn es ist so. Fräulein Anna ist im Begriff zu gehen, und...

FRAU VOCKERAT. Hat sie gesagt, daß ich ihr das Haus verboten hätte?

JOHANNES. Das braucht sie mir nicht zu sagen. Das weiß ich.

FRAU VOCKERAT. Wie willst du denn das wissen, Junge?

JOHANNES. Sie geht. So lange habt ihr gebohrt und gebohrt. Aber ich sage dir: ich lege mich vor die Tür. Ich nehme den Revolver — *er nimmt einen aus dem Bücherschrank* — hier! halte mir ihn vor den Kopf. Und wenn sie geht, dann drücke ich los, so wahr wie ich lebe!

FRAU VOCKERAT, *erschreckt und geängstet, will ihm in den Arm fallen.* Hannes!... willst du wohl! Willst du wohl das lassen!

JOHANNES. Ich gebe dir mein Wort...

FRAU VOCKERAT *ruft*. Papachen, Papachen! so komm doch! Wie leicht kann's losgehen und... Papachen! bring doch den Jungen zur Vernunft.

*Der alte Vockerat tritt aus dem Schlafzimmer.*

JOHANNES. Vater! *Plötzlich ernüchtert, läßt er den Revolver sinken.*

VOCKERAT. Ja, ich... ich bin's — und so... so muß ich dich wiedertreffen.

JOHANNES. Was soll das bedeuten, Mutter?

VOCKERAT, *auf ihn zu, ernst und feierlich*. Daß du dich besinnen sollst, Sohn — das soll es bedeuten.

JOHANNES. Was führt dich denn zu uns?

VOCKERAT. Gottes Wille, tja! Der Wille Gottes führt mich zu euch.

JOHANNES. Hat Mutter dich gerufen?

VOCKERAT. Ja, Hannes!

JOHANNES. Aus welchem Grunde?

VOCKERAT. Um dir als Freund beizustehen, tja!

JOHANNES. Inwiefern brauche ich Beistand?

VOCKERAT. Insofern du schwach bist, Hannes! Ein schwacher Mensch, wie wir alle, tja!

JOHANNES. Und wenn ich nun schwach bin, womit willst du mir helfen?

VOCKERAT *kommt ihm nahe, faßt seine Hand*. Ich will dir sagen, wie lieb wir dich alle haben, tja! Und dann wollt' ich dir noch sagen, daß Gott Freude hat über einen Sünder, tja, über einen Sünder, der Buße tut.

JOHANNES. Ein Sünder bin ich also?

VOCKERAT, *immer mit Milde*. Ein großer Sünder, tja — vor Gott.

JOHANNES. Wieso habe ich gesündigt?

VOCKERAT. Wer ein Weib ansieht, um ihrer zu begehren, sagt Christus, tja! — Und du hast mehr getan, tja! tja!

JOHANNES *macht eine Gebärde, als ob er sich die Ohren zuhalten wolle*. Vater...

VOCKERAT. Verschließ dich nicht, Hannes! Gib mir die Hand, der Sünder dem Sünder, und nimm mich an. Nimm mich zum Mitstreiter an.

JOHANNES. Ich muß dir sagen, Vater: ich stehe auf einem andern Boden als du.

VOCKERAT. Du stehst auf einem abschüssigen Boden.

JOHANNES. Wie kannst du das sagen, Vater! Du kennst ja den Boden nicht, auf dem ich stehe. Meinen Weg kennst du ja nicht.

VOCKERAT. O ja! Es war der breite Weg ins Verderben. Ich habe dich wohl beobachtet im stillen, tja! und außer mir ein Höherer: Gott. Und weil ich das wußte, habe ich versäumt, meine Pflicht zu tun, tja. Heut aber komme ich zu dir in seinem Namen und sage dir: kehre um! Du stehst vor einem Abgrund.

JOHANNES. Ich muß dir sagen, Vater!... Deine Worte sind gut und treu gemeint, aber sie finden in mir keinen Widerhall. Deine Abgründe fürchte ich nicht. Aber es gibt andere Abgründe, und daß ihr mich dort nicht hinuntertreibt, davor nehmt euch in acht.

VOCKERAT. Nein, Hannes... nein...

JOHANNES. Es ist nicht wahr, daß, wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, die Ehe bricht! Ich habe gekämpft und gekämpft...

VOCKERAT. Nein, Hannes! Nein. Ich habe dir oft geraten, und du bist gut dabei gefahren. Ich sage dir heut, belüge dich nicht, mach ein Ende. Denk an deine Frau, an dein Philippchen, und auch an deine alten Eltern denke ein wenig. Häufe nicht...

JOHANNES. Soll ich nicht auch an mich selbst denken, Vater?

VOCKERAT. Dir wird frei und leicht sein nach dem Entschluß.

JOHANNES. Und wenn's nicht so ist?

VOCKERAT. Verlaß dich auf mich, es wird so sein.

JOHANNES. Und wenn... und Fräulein Anna?

VOCKERAT. Die Weltkinder, Hannes, überwinden leicht.

JOHANNES. Und wenn sie nun nicht leicht überwindet?

VOCKERAT. Dann ist es nicht Gottes Wille gewesen.

JOHANNES. Nun, Vater — ich bin anderer Ansicht. Wir verstehen uns nicht. Wir werden uns in dieser Angelegenheit wohl überhaupt niemals verstehen.

VOCKERAT, *immer noch nach Möglichkeit gütig*. Es ist... es ist hier gar nicht vom Verstehen die Rede. Du verkennst das Verhältnis, tja, tja! Das Verhältnis ist ein ganz andres. Du hast es auch früher sehr wohl gewußt. Darauf kommt es nicht an. Auf das Einigen kommt es nicht an.

JOHANNES. Sei mir nicht böse, Vater, aber worauf denn?

VOCKERAT. Auf den Gehorsam, mein' ich, kommt es an, tja!

JOHANNES. Du meinst: ich sollte alles tun, was du willst, auch wenn's mir nicht recht erscheint?

VOCKERAT. Ich werde dir nichts Unrechtes raten, tja! Es tut mir leid, dir's sagen zu müssen... Dir so etwas erst vorhalten zu müssen, tja! Wir haben dich großgezogen, nicht ohne Sorgen und schlaflose Nächte. Wir haben dich gepflegt und kein Opfer gescheut, als du krank warst, und du bist viel krank gewesen in deiner Jugend, Hannes! tja! Wir haben alles gern und mit Freuden getan.

JOHANNES. Ja, Vater! und dafür bin ich euch dankbar.

VOCKERAT. Das sagt man, und man sagt ein Wort. Taten, Taten will ich sehen. Ein frommer, ein reiner, gehorsamer Mensch sein, tja: das ist die rechte Dankbarkeit.

JOHANNES. Du meinst also, ich sei undankbar; ich lohne der Mühe nicht?

VOCKERAT. Weißt du noch, wie du als Kind immer gebetet hast — im Bettchen, tja! — Abends und morgens?

JOHANNES. Was denn, Vater?

VOCKERAT. Ach lieber Gott, ich bitte dich, ein frommes Kind laß werden mich. Sollt' ich aber das nicht werden....

JOHANNES. So nimm mich lieber von der Erden. Du meinst also, es wäre besser gewesen, ihr hättet mich begraben?

VOCKERAT. Wenn du fortfährst, den abschüssigen Weg zu wandeln, wenn... tja! — wenn dein Herz starr bleibt...

JOHANNES. Ich meine fast auch, es wäre besser gewesen. *Kleine Pause.*

VOCKERAT. Komm zu dir selber, Sohn. Denk derer, Hannes, tja! die dich ermahnt haben, denk an Pastor Pfeiffer, deinen frommen Lehrer und Seelsorger. Vergegenwärtige dir...

JOHANNES, *außer sich.* Vater, laß mich mit meinen Lehrern in Ruh', wenn ich nicht lachen soll. Erinnerere mich nicht an diese Gesellschaft von Schafsköpfen, die mir das Mark aus den Knochen erzogen haben.

FRAU VOCKERAT. O himmlischer Vater!

VOCKERAT. Still, Marthchen, still! *Zu Johannes:* Das haben deine Lehrer und wir nicht verdient.

JOHANNES *schreiend.* Gebrochen haben sie mich.

VOCKERAT. Du frevelst, Hannes!

JOHANNES. Ich weiß, was ich sage: gebrochen habt ihr mich.

VOCKERAT. Lohnst du so unsere Liebe?

JOHANNES. Eure Liebe hat mich gebrochen.

VOCKERAT. Ich kenne dich nicht mehr wieder. Ich verstehe dich nicht mehr.

JOHANNES. Das glaub' ich selbst, Vater. Ihr habt mich nie verstanden und werdet mich nie verstehen. *Kleine Pause.*

VOCKERAT. Nun gut, Hannes! Ich bin zu Ende. Ich ahnte nicht, daß es schon so weit gekommen war. Ich hatte Hoffnung, aber meine Mittel versagen. Hier kann nur Gott noch helfen. Komm, alte Martha! wir haben nun nichts mehr zu suchen hier, tja! Wir wollen uns irgendwo verstecken und warten, bis der liebe Gott uns abrufft. *Er wendet sich aufs neue zu Johannes:* Aber Hannes! Eins muß ich dir noch sagen: halt deine Hände — hörst du! frei von Blut. Lade nicht dies noch auf dich! — Hast du dir Käthe mal recht betrachtet? Weißt du, daß wir für ihr Gemüt fürchten? Hast du dir das arme, liebe Wesen mal recht angeschaut, tja? Ist dir denn schon mal klargeworden, was ihr aus ihr gemacht habt? Laß dir mal erzählen von Mutter, wie sie die Nacht über deinen Bildern geweint und geschluchzt hat. Also noch einmal, Hannes! laß kein Blut an deine Hände kommen. Und nun sind wir fertig, tja! Komm, Marthchen, komm!

JOHANNES, *nach kurzem Kampf.* Vater!! Mutter!!

FRAU VOCKERAT und VOCKERAT *wenden sich. Johannes fliegt in ihre Arme. Johannes! Pause.*

JOHANNES, *mit leiser Stimme.* Nun sagt, was ich tun soll?

VOCKERAT. Halte sie nicht. Laß sie ziehen, Hannes.

JOHANNES. Ich verspreche dir's. *Er ist erschöpft und muß sich auf einen Stuhl niederlassen. Frau Vockerat eilt freudig bewegt ins Schlafzimmer.*

VOCKERAT *streichelt den Dasitzenden, küßt ihn auf die Stirn.* Und nun — Gott gebe dir Kraft, tja! *Ab ins Schlafzimmer.*

*Johannes sitzt einen Augenblick still; dann schrickt er zusammen, wird unruhig, erhebt sich, späht in die Finsternis vom Fenster aus, öffnet die Flurtür.*

JOHANNES. Ist jemand hier?

FRAÜLEIN ANNA. Ich bin's, Herr Johannes! Sie kommt herein.

JOHANNES. Wollten Sie fort ohne Abschied? *Er geht umher.*

FRÄULEIN ANNA. Ich war wirklich unschlüssig einen Moment lang. Aber nun ist's ja gut so.

JOHANNES. Ich bin in einer furchtbaren Lage. Mein Vater ist hier. Ich hab' ihn nie so gesehen. Der frohe und heitre Mensch. Ich kann mich dem Eindruck nicht mehr entziehen. Und auf der andern Seite soll ich zusehen, wie Sie von uns fortgehen, Fräulein, und...

FRÄULEIN ANNA. Sehen Sie, Herr Doktor, ich hätte ja sowieso gehen müssen.

JOHANNES. Aber Sie sollen nicht gehn! Sie dürfen nicht fortgehn. Am allerwenigsten jetzt, jetzt in diesem Augenblick. *Hat sich hingesetzt, stützt die Stirn in die Hand; tiefes Stöhnen entringt sich seiner Brust.*

FRÄULEIN ANNA, *mit einer bewegten, kaum hörbaren Stimme.* Herr Doktor! *Legt ihre Hand auf sein Haar.*

JOHANNES *richtet sich auf, seufzt.* Ach, Fräulein Anna!

FRÄULEIN ANNA. Denken Sie doch daran, was wir gesprochen haben, noch vor kaum einer Stunde. — Wollen wir nicht aus der Not eine Tugend machen?

JOHANNES *erhebt sich, geht heftig umher.* Ich weiß nicht, was wir gesprochen haben. Mein Kopf ist leer und wüst und gepeinigt. Ich weiß auch nicht, was ich mit meinem Vater geredet habe. Ich weiß nichts. Leer und wüst ist mein Kopf.

FRÄULEIN ANNA. Ach, es wäre wohl schön, Herr Johannes, wenn unsre letzten Minuten klare Minuten wären.

JOHANNES, *nach kurzem Ringen.* Helfen Sie mir, Fräulein Anna! Nichts Hohes, nichts Stolzes ist mehr in mir. Ich bin ein anderer geworden. Nicht einmal der bin ich in diesem Augenblick, der ich war, eh Sie zu uns kamen. Ich habe nur noch Ekel in mir und Lebenswiderwillen. Mir ist alles entwertet, beschmutzt,

besudelt, entheiligt, in den Kot gezogen. Aber ich fühle, daß ich etwas war, durch Sie, Ihre Gegenwart, Ihre Worte, und wenn ich das nicht wieder sein kann, dann — dann kann mir auch alles andre nichts mehr nutzen. Dann mach' ich einen Strich unter die Rechnung und schließe ab. *Er geht umher, bleibt vor Anna stehen.* Geben Sie mir einen Anhalt. Geben Sie mir etwas, woran ich mich aufrichten kann. Einen Anhalt. Ich breche zusammen. Eine Stütze. Alles in mir bricht zusammen, Fräulein.

FRÄULEIN ANNA. Herr Doktor! Es tut mir sehr weh, Sie so zu sehn. Ich weiß kaum, womit ich Sie stützen soll. Aber an eins sollten Sie sich erinnern. Wir haben es vorausgesehn. Ein Tag früher, ein Tag später, wir mußten auf alles gefaßt sein, Herr Doktor!

JOHANNES *steht still, sinnt nach.*

FRÄULEIN ANNA. Nun? Erinnern Sie sich jetzt? Wollen wir den Versuch damit machen? Sie wissen schon, womit. Wollen wir uns ein Gesetz geben — und danach handeln? Wir beide allein — unser ganzes Leben lang, wenn wir uns auch nie wiedersehn — nach dem einen, eignen Gesetz? Wollen wir? Es gibt sonst nichts, was uns verbinden kann. Wir dürfen uns nicht täuschen darüber. Alles andere trennt uns. Wollen wir? Wollen Sie einschlagen?

JOHANNES. Ich fühle wohl, daß mich das halten könnte. Ich könnte auch arbeiten, ohne Hoffnung, das Ziel zu erreichen. Aber wer bürgt mir? Wo nehme ich den Glauben her? Wer sagt mir, ob ich mich nicht abquäle für ein Nichts?

FRÄULEIN ANNA. Wenn wir wollen, Herr Johannes, wozu brauchen wir Glauben und Garantien?

JOHANNES. Aber wenn mein Wille nicht stark ist?

FRÄULEIN ANNA, *ganz leise.* Wenn der meine schwach wird, will ich an den denken, der unter demselben Gesetz steht. Und ich weiß gewiß, das wird mich

aufrichten. Ich werde an Sie denken, Herr Johannes!

JOHANNES. Fräulein Anna! — Nun gut, ich will! ich will! — Die Ahnung eines neuen, freien Zustandes, einer fernen Glückseligkeit gleichsam, die in uns gewesen ist, die wollen wir bewahren. Was wir einmal gefühlt haben, die Möglichkeit, die wir gefühlt haben, soll von nun an nicht mehr verlorengehn. Gleichviel, ob sie Zukunft hat oder nicht, sie soll bleiben. Dies Licht soll fortbrennen in mir, und wenn es erlischt, so erlischt mein Leben. *Beide stumm und erschüttert.* Ich danke Ihnen, Fräulein Anna!

FRÄULEIN ANNA. Leben Sie wohl, Johannes!

JOHANNES. Wohin reisen Sie nun?

FRÄULEIN ANNA. Vielleicht nach Norden, vielleicht nach Süden.

JOHANNES. Wollen Sie mir nicht sagen, wohin?

FRÄULEIN ANNA. Aber ist's nicht besser, Sie fragen mich nicht danach?

JOHANNES. Aber wollen wir uns nicht hie und da... nur ein paar Worte, nur kurze Nachrichten vielleicht... was wir treiben, wo wir uns aufhalten.

FRÄULEIN ANNA *schüttelt den Kopf, traurig lächelnd.* Dürften wir das? Ist es nicht die größte Gefahr, daß wir an uns selbst scheitern? Und wenn wir scheitern, dann sind wir auch noch betrogen.

JOHANNES. Nun gut, ich trage die Last. Ich halte sie fest, und wenn sie mich zerdrückt. *Hat Annas Hand gefaßt.* Leben Sie wohl!

FRÄULEIN ANNA, *mit Überwindung, bleich und rot werdend, zuweilen verlegen, immer tief bewegt.* Johannes! noch eins: dieser Ring ist einer toten Frau vom Finger gezogen, die ihrem Mann... die ihrem Mann nach Sibirien gefolgt ist. Die treu mit ihm ausgehalten hat, bis ans Ende. *Leis humoristisch.* Unser Fall ist umgekehrt.

JOHANNES. Fräulein Anna! *Er führt ihre Hand an seinen Mund und hält sie dort fest.*

FRÄULEIN ANNA. Ich habe nie andern Schmuck getragen. Wenn man schwach wird, muß man an seine Geschichte denken. Und wenn Sie ihn ansehen — in Stunden der Schwäche —, dann denken Sie dabei auch an die, die fern von Ihnen — einsam wie Sie — denselben heimlichen Kampf kämpft. Leben Sie wohl!

JOHANNES, *außer sich*. Niemals, niemals sollen wir uns wiedersehn!

FRÄULEIN ANNA. Wenn wir uns wiedersehn, haben wir uns verloren.

JOHANNES. Aber wenn ich es nur ertragen werde!

FRÄULEIN ANNA. Was uns nicht niederwirft, das macht uns stärker. *Sie will gehen*.

JOHANNES. Anna! Schwester.

FRÄULEIN ANNA, *immer unter Tränen*. Bruder Johannes.

JOHANNES. Soll ein Bruder seine Schwester nicht küssen dürfen, bevor sie sich trennen, auf ewig?

FRÄULEIN ANNA. Hannes, nein.

JOHANNES. Ja, Anna! ja, ja! *Er umschlingt sie, und beider Lippen finden sich in einem einzigen, langen, inbrünstigen Kusse, dann reißt Anna sich los und verschwindet. Ab über die Veranda.*

*Johannes steht einen Augenblick wie betäubt, dann geht er mit großen Schritten umher, fährt sich durch die Haare, seufzt, seufzt stärker, bleibt stehen, lauscht. Plötzlich kommt ein Rauschen fernher. Der ankommende Eisenbahnzug, der durch den Wald rast. Johannes öffnet die Verandatür und horcht hinaus. Das Rauschen wird stärker und verstummt dann. Das Läuten der Bahnhofsglocke wird vernehmlich. Sie läutet ein zweites Mal — ein drittes Mal. Ein Pfiff gellt. Johannes will in sein Zimmer, unterwegs bricht er auf einem Stuhl zusammen. Sein Körper windet sich vor Weinen und Schluchzen. Auf der Veranda liegt blasses Mondlicht. — Im anstößenden Zimmer entsteht Geräusch. Es wird laut gesprochen.*

*Johannes springt auf, nimmt die Richtung auf sein Zimmer, bleibt stehn, überlegt einen Augenblick und eilt so schnell als möglich über die Veranda ab. Der alte Vockerat kommt aus dem Schlafzimmer, Frau Vockerat folgt ihm. Beide gehen in der Richtung nach der Flurtür.*

VOCKERAT bleibt stehen. Hannes! — Es kam mir doch vor, tja! als wenn jemand hier gewesen wäre.

FRAU VOCKERAT, schon an der Flurtür. Es ging jemand die Treppe hinauf.

VOCKERAT. Ja, ja, der Junge braucht Ruhe. Wir wollen ihn nicht stören. Höchstens Braun könnten wir ihm naufschicken.

FRAU VOCKERAT. Ja, ja, Papachen! Ich lass' ihn holen. Oder geh' ich am Ende doch mal nauf, Papachen!

VOCKERAT begibt sich nach der Verandatür. Besser nicht, Marthchen. Er öffnet die Tür, lauscht. Schöner, klarer Mondschein. Horch mal!

FRAU VOCKERAT kommt eilig von der Flurtür her. Was ist denn?

VOCKERAT. Wilde Gänse, siehst du! dort! überm See. Die Punkte, die durch den Mond fliegen.

FRAU VOCKERAT. I du, meine Augen, die sind nicht mehr so jung. Sie begibt sich nach der Flurtür zurück.

VOCKERAT. Horch mal!

FRAU VOCKERAT. Was denn? Sie bleibt stehn.

VOCKERAT. Pst, Marthchen!

FRAU VOCKERAT. Was denn, Papachen?

VOCKERAT schließt die Tür, folgt seiner Frau nach. 's is nichts! 's war mir nur so, als wenn jemand unten gepoltert hätte — mit den Rudern, Marthchen!

FRAU VOCKERAT. Wer soll denn poltern? Beide ab durch die Flurtür.

*Es blickt jemand von der Veranda durchs Fenster herein. Es ist Johannes. Gleich darauf kommt er vorsichtig näher. Er sieht verändert aus, totenblaß, atmet mit offenem Munde. Hastig und voll Angst, ertappt zu werden, blickt*

er umher, sucht Schreibzeug und schreibt ein paar Worte, springt auf, wirft die Feder weg, stürzt davon, als Geräusch entsteht. Ab über die Veranda. Herr und Frau Vockerat kommen zurück, zwischen sich Frau Käthe.

FRAU VOCKERAT. Aber sag mir nur! Im Stockfinstern sitzt du?!

FRAU KÄTHE, *die Hand vor den Augen*. Es blendet so.

FRAU VOCKERAT. Nein aber auch! So ein böses, böses Weibel. Im Stockfinstern, wer weiß wie lange.

FRAU KÄTHE, *leicht mißtrauisch*. Weshalb...? Warum seid ihr denn so lieb zu mir?

VOCKERAT. Weil du unsere einzige, liebe Herzens-tochter bist. *Er küßt sie*.

FRAU KÄTHE, *schwach lächelnd*. Ja, ja! Ihr habt Mitleid.

FRAU VOCKERAT. Dir is doch nicht weiter was, Käthel?

VOCKERAT. Laß gut sein. Nu wird alles wieder ins Geleis kommen. Das Schlimmste is nu Gott sei Dank vorüber.

FRAU KÄTHE, *am Tisch sitzend, nach einer kleinen Pause*. Mir ist, Mutti... es blendet immer noch! — wie jemand, der was ganz Unsinniges unternommen hat und der nun zur Einsicht kommt.

FRAU VOCKERAT. Wie meinst du denn das?

FRAU KÄTHE. Ist Anna fort, Mutti?

VOCKERAT. Ja, Käthe! Und nun... nun mußt du auch wieder froh und glücklich werden.

FRAU KÄTHE *schweigt*.

FRAU VOCKERAT. Hast du Johannes nicht mehr lieb, Käthe?

FRAU KÄTHE, *nach kurzem Besinnen*. Übrigens, ich bin doch gut durchs Leben gekommen. Die Fanny Stenzel, die hat einen Pastor geheiratet. Aber wenn sie auch noch so zufrieden und glücklich ist, glaubst du,

daß ich mit ihr tauschen möchte? Nein, wirklich nicht. —  
Es riecht nach Rauch hier, nicht?

FRAU VOCKERAT. Nein, Kindchen, ich rieche nichts.

FRAU KÄTHE *ringt wehklagend die Hände*. Ach Gott,  
es ist alles aus, es ist alles aus.

VOCKERAT. Käthchen, Käthchen! Wer wird nur so  
kleingläubig sein! Ich habe meinen Glauben wieder und  
meine feste Zuversicht. Der liebe Gott hat seltsame  
Mittel und Wege, verirrte Seelen zurückzuführen. Ich  
glaube, Käthchen, ich habe seinen Ratschluß durch-  
schaut.

FRAU KÄTHE. Siehst du, Mutterchen, mein erstes  
Gefühl, das ich damals hatte, als Hannes zu mir kam  
und mich holen wollte, das war doch ganz richtig. Ich  
weiß, den ganzen Tag drumselte mir's im Kopf rum:  
was soll denn nur ein so geistreicher und gelehrter Mann  
mit dir anfangen? Was kann er denn an dir haben?  
Siehst du, das war ganz richtig gedacht.

FRAU VOCKERAT. Nein, Käthchen, nicht er steht  
groß da vor dir, sondern du stehst groß da vor ihm.  
Zu dir muß er aufschauen, das ist die Wahrheit.

VOCKERAT, *mit zitternder Stimme*. Aber deshalb...  
es ist so, wie Martha sagt, tja! aber deshalb, wenn du  
verzeihen kannst... wenn du seine große Sünde ver-  
zeihen kannst...

FRAU KÄTHE. Ach, wenn es was zu verzeihen gäbe!  
Man verzeiht einmal, hundertmal, tausendmal. — Aber  
Hannes... Hannes wirft sich nicht weg. Ich ärmliches  
Wesen habe Hannes nichts zu verzeihn. Hier heißt  
es einfach: Du bist das — und nicht das. Ich weiß nun  
einfach, was ich bin und was ich nicht bin. *Man hört  
draußen wiederholt „Holopp“ rufen.*

FRAU VOCKERAT. Käthel! Ich will dir mal 'n Vor-  
schlag machen. Hörst du! Komm! Ich bring' dich zu  
Bett und les' dir was vor. Grimms Märchen, bis du ein-  
schläfst. Und morgen früh, wenn's Tag wird, da koch'

ich dir ein Peptonsüppchen und ein weiches Ei, und dann stehst du auf, und dann gehn wir in den Garten, und da scheint die liebe Sonne recht schön, und da wirst du alles ganz anders ansehen als heut abend. Komm, komm!

BRAUN *kommt über die Veranda herein*. Guten Abend!

VOCKERAT. Guten Abend, Herr Braun!

BRAUN. Guten Abend, Herr Vockerat! *Reicht ihm die Hand*. Ist Johannes hier?

VOCKERAT. Ich denke oben.

BRAUN. So! — das heißt, gewiß?

VOCKERAT. Na, ich glaube doch. Nicht, Marthchen? Weshalb denn?

BRAUN. Ich will doch mal nachsehen. *Schnell ab durch die Flurtür*.

FRAU VOCKERAT, *mit leiser Unruhe*. Was hat denn Braun?

FRAU KÄTHE, *ängstlich erregt*. Wo is denn Hannes?

FRAU VOCKERAT. Nur nicht ängstlich, Käthel! Wo wird er denn groß sein!

FRAU KÄTHE, *mit rapid steigender Angst*. Ja, wo ist er denn hin?

VOCKERAT. Nun oben, oben, natürlicherweise doch wohl! *Braun kommt zurück. Moment starker Spannung. Pause*. Nun, Herr Braun? —

BRAUN. Nein, Herr Vockerat! oben ist er nicht und . . und . . .

VOCKERAT. Tja, tja! Ja, was haben Sie denn nur bloß?

BRAUN. Nichts, nichts!

FRAU KÄTHE, *auf Braun zufliegend*. Ja, Sie haben etwas!

BRAUN. Nein, nein! wirklich nicht. Es ist wirklich kein Grund zur Angst — nur ich habe so ein Gefühl, als ob man um alles in der Welt Hannes jetzt nicht allein lassen dürfte. Und als ich nun vorhin . . . ach, es ist ja wahrscheinlich wirklich Unsinn.

FRAU VOCKERAT. Ja, was is denn, so reden Sie doch!  
VOCKERAT. Aber so reden Sie doch, verlieren Sie keine Zeit.

BRAUN. Nun, ganz einfach. Als ich vorhin das Gartentürchen aufschloß, da hört' ich, daß jemand einen Kahn loskettete, und wie ich näher kam, fuhr wirklich jemand hinaus. Jemand — ich weiß nicht, wer — ein Mann, und da fuhr mir's durch den Kopf, aber es gab keine Antwort. Und Hannes hätte doch Antwort gegeben.

FRAU KÄTHE, *wie von Sinnen*. Johannes! Es war Johannes. Laufen Sie! Rennen Sie, um Gottes willen, so schnell Sie können. Mutter! Vater! Ihr habt ihn zum Äußersten getrieben. Warum habt ihr das getan...?

FRAU VOCKERAT. Aber Käthe!

FRAU KÄTHE. Ich fühl's ja doch! Er kann ja nicht mehr leben. Ich will ja alles gern tun. Nur das nicht! Nur das nicht!

VOCKERAT *ist in den Garten geeilt, ruft in Pausen*. Hannes! Johannes!

FRAU VOCKERAT *eilt ab auf den Flur, ruft durch das Haus*. Hannes! Hannes!

FRAU KÄTHE, *zu Braun*. Ein Mensch? Haben Sie gerufen? Hat er nicht geantwortet? Laufen Sie, laufen Sie! *Braun ab. Frau Käthe ruft ihm nach*. Ich komme nach. *Ringt die Hände*. Ach großer Gott! Großer Gott! Wenn er nur noch lebt! Wenn er mich nur noch hören kann! *Man hört Braun über den See rufen*: Holopp! Holopp!

FRAU KÄTHE *ruft durch die Flurtür*. Alma! Minna! Laternen in den Garten! Schnell, Laternen! *Will davonhasten über die Veranda, bemerkt den Zettel, steht kerzengrade, geht steif und bebend darauf zu, nimmt ihn auf, starrt einige Augenblicke wie gelähmt darauf hin und bricht zusammen. Draußen noch immer das Rufen*.

VERIFICAT  
1987



VERIFICAT

INHALT DES ERSTEN BANDES  
DER ERSTEN ABTEILUNG

Geleitwort

Promethidenlos. . . . . I

Das bunte Buch . . . . . 81

Fasching. . . . . 193

Bahnwärter Thiel. . . . . 221

Vor Sonnenaufgang . . . . . 263

Das Friedensfest . . . . . 373

Der Apostel . . . . . 453

Einsame Menschen . . . . . 473